



DAS BOOT VERSANK –
DAS LEBEN GING WEITER!

DAS BOOT VERSANK - DAS LEBEN GING WEITER!



Das Boot versank – das Leben ging weiter!

(ERLEBNISSE EINES POW IM WESTEN)

Ernstes und Heiteres aus dem Leben
eines der wenigen U-Bootfahrer,
die nach einem Bad im Atlantik
in Gefangenschaft weiter leben durften.



EIGENVERLAG PETER WIMMER JUN.

Illustrationen: Peter Wimmer, aus dem selbst verfassten Album »Lagerleben«,
entstanden während der Gefangenschaft in Kanada.

(Seite 10, 17, 22, 24, 27, 51, 52, 55, 58, 66, 69, 73, 81, 83, 97, 101, 118, 122, 124, 126, 132,
133, 138, 139, 143, 146, 150, 153, 154, 161, 162, 163, 166, 170, 173, 177, 180, 183, 184, 199)

Cartoons aus der »Offiziellen Lagerzeitung«: (Seite 28, 61, 86, 105, 187)

Bild Seite 5: Georg Pirchner

Technische Informationen: www.U-boat.net (Seite 201, 202, 203, 204)

Besonders möchte ich mich auch bei Herrn Hermann Mayer bedanken, der mich bei der
Herstellung dieses Buches tatkräftig unterstützt hat.



Lieber Vati!

Dieses Buch, das in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts während eines Kuraufenthaltes in Bad Gastein entstand, soll nach so vielen Jahren endlich »verlegt« werden.

Zu unserem großen Glück hast Du damals die freien Stunden dazu benützt, Deine Erlebnisse während des Krieges und in der Gefangenschaft niederzuschreiben und damit für uns zu erhalten.

Dieser riesige Schatz an Lebenserfahrung, Mut zu Ungewöhnlichem, Improvisationstalent und Optimismus hat auch uns Kinder immer wieder beeindruckt. Ein spätes kleines Dankeschön soll dieses Büchlein sein.

Salzburg, Weihnachten im Jahr 2000



*Obergefreiter Peter Wimmer von »U-556«.
Lorient, im Juni 1941.*

INHALT

Die letzten Stunden von U-556	11
Gefangen – Erinnerungen an Einstmals	23
Überfahrt nach England.	29
»Karinhall« – das erste Lager in England.	37
Zu Gast im »Feudellager«	45
Hotel »Barbedwire« nimmt uns auf	49
Auf nach Kanada (Camp 23)	81
Wir übersiedeln an den »Look-into-Lake«	158
Richtung Heimat	188

ANHANG

Historie der Typ VIIC-Baureihe	201
Die kurze Geschichte von »U-556«.	202
Technische Daten von »U-556«	203
Die Besatzung von »U-556« und ihr Kommandant	204
»U-556« und das Schlachtschiff »Bismarck«	206
Die einzige Ausfahrt der »Bismarck«	207

Ehre den Toten



Oblt. Ing. Körner
Ob.Masch.M. Linow
Ob.Gfr. Freitag
Mtr. Faust
Mtr. Winkelmann

27. Juni 1941

Fotografie

...,,Denn wir fahren gegen **England!**”

Heute wollen wir ein Liedlein singen;
trinken wollen wir den kühlen Wein,
und die Gläser sollen dazu klingen,
denn es muß, es muß geschieden sein.

Heute flage, und die wehet auf dem Mast;
Sie verkündet unsres Reiches Macht;
denn wir wollen es nicht länger leiden,
daß der Englischwann darüber lacht.

KEHRREIM:

Kommt die Kunde, daß ich bin gefallen,
daß ich schlafe in der Merresflut;
weine nicht um mich, mein Schatz und denke:
Für das Vaterland, da floß sein Blut.

Gib mir deine Hand, deine weiße Hand,
leb wohl, mein Schatz,
leb wohl, mein Schatz, leb wohl.
Lebe wohl, denn wir fahren, denn wir fahren,
denn wir fahren gegen England, England!

HERMANN LÖNS

AUS D. SAMMLG. „DER KL. ROSENGARTEN“ VERL. V. EUGEN-DIEDERICH, JENA.

Dieses wohl bekannteste U-Boot-Propagandalied von Hermann Löns wurde schon im Ersten Weltkrieg auf den U-Booten gesungen. Im Zweiten Weltkrieg wurde dann die dritte Strophe für 7 von 10 U-Boot-Männern zur grausamen Wirklichkeit.



DIE LETZTEN STUNDEN VON U-556

27. Juni 1941, ca. 10 Uhr 50

Du große Scheiße, jetzt geht es in den Graben hinunter mit uns! Das Boot schlingert. Krachend und zischend wird die Röhre aus Stahl auf und ab und hin und her geworfen. Die Armaturen fallen aus. Zeitweise ist es stockfinster im Boot. Das Auge kann sich nur schwer an die phosphoreszierenden Skalen gewöhnen. Wie Blitze zucken die Lichter auf, wenn der automatische Batterieselbstschalter für kurze Zeit die Lichter im Boot aufleuchten läßt, um beim nächsten Kurzschluß wieder alles in eine unheimliche Finsternis zu tauchen. Ein Inferno im Boot. Achteraus ein Wassereinbruch! Vom Junkers-Verdichter hat es die großen Flanschen weggerissen. Ein Vollstrahl schießt ins Boot! Direkt hinein in die E-Anlagen. Wie im Labor eines Hexenmeisters lösen grelle Lichtbögen aufsteigende, giftige Gase ab, die vom Verschmoren und Abbrennen der Kabel und Leitungen verursacht werden. Dazu das unaufhörliche Schlagen des Schaltautomaten. Es ist unheimlich. Verzweifelt und trotzig zugleich hört sich dieses Knallen an. Es sind metallisch klingende harte Schläge, die der starke Federdruck dem Eisenbügel aufzwingt. Ja, es sieht förmlich so aus, als wehre er sich, wie das waidwunde Herz eines Kampftieres in der Arena, das auch trotz größten Widerstandes dem tödlichen Dolchstoß nicht entrinnen kann. Jetzt verläßt ihn die Kraft. Seine Schläge bleiben aus. Nun ist es nur noch ein Zucken, das dem Flattern des Herzens in den letzten Minuten vor dem Tode gleicht. Das Wasser im Boot steigt.

Der Strom und damit die Maschinen fallen aus. Das Herz steht still. Für Bruchteile von Sekunden ist es ganz ruhig. Nur den eigenen Pulsschlag fühlt jeder in seinen Adern. Noch leben wir. Aber schon sind die entsetzlichen Detonationen wieder zu hören. Ein Klirren, als säße man in einer leeren Blechtrommel, etwa einem Benzinfass, auf welches aus großer Höhe Kieselsteinchen einzeln aufschlagen. Das Ortungsgerät der Feinde hat uns erneut wieder genau ausgemacht. Bald kracht es wieder und alle im Boot werden wie von einer Riesenfaust durcheinander geworfen.

Serien von Wasserbomben haben den grauen Körper unseres stählernen Bootes durchgerüttelt, verbeult und aufgerissen. Der

Lebenssaft, der Strom aus der Batterie, ist versiegt. Wieder gleicht das U-Boot einem Kampfstier, der von den Pikadores geschwächt und mürbe gemacht wurde, ehe er sich noch einmal aufrichtet, um den Todesstoß durch den Torrero zu empfangen. So ergeht es auch uns. Genau wie der Stier vor Schwäche auch auf den Hinterbeinen einknickt und sich noch mehrmals mit letzter Kraft aufzurichten versucht, genau so wurde auch das Boot erst achterlastig, Manövrierunfähig, das heißt ohne Antriebskraft.

Der nicht zu behebende Wassereinbruch im achteren Teil des Schiffes läßt die Zigarre nach achtern absinken. Alles was losgerüttelt wurde, Werkzeuge, Proviant, abgerissene Gegenstände, Schuhe, Kleidungsstücke und Männer, die nicht schnell genug in dieser Finsternis festen Halt finden konnten, rutschte mit dem eingedrunge- nen Wasser achteraus. Ein Vorgesetzter brüllt durch das Boot: »Alle Mann voraus!« Über Hindernisse, durch Luken und Schotte, über Torpedos und über zu Fall gekommene Kameraden stürmen die, die nervlich diesen Kletterpartien im Dunkel der Röhre noch gewachsen sind bis vor zu den Torpedoluken in den Bugraum.

Das Boot sinkt! Stillstand für ganz kurze Zeit.

Doch schon schießt wieder ein Wasserschwall durchs Boot; alles Lose mit sich reißend. Dazwischen Wasserbomben. »Alle Mann achteraus!« Ohne Antrieb sinkt das Schiff unaufhaltsam weiter ab. Die Tiefenmesser sind ausgefallen. Nur ein kleiner Druckmesser in der Pilsch, der außer bei der routinemäßigen Überprüfung des Bootes eigentlich nie beachtet wurde, war noch heil. Unglaublich - er zeigt zweihundertundachtzig Meter Wassersäule an! Noch immer fällt das Boot: Es nähert sich der Dreihundert-Meter-Grenze. Das muß das Ende für uns alle sein. Ab jetzt braucht niemand mehr Kommandos geben. Die paar beherzten Männer, die noch nicht vor Schreck wie gelähmt sind, oder durch den Aufschlag am Bootsrumf bewußtlos in einer Ecke eingeklemmt liegen, laufen und turnen sich nun von selbst voraus und achteraus und hanteln sich von Schott zu Schott mehrmals vor und wieder zurück, damit das Boot noch einmal für kurze Zeit eine einigermaßen waagrechte Lage einnimmt.

Ja, jetzt - schnell! Jetzt könnte noch ein Wunder geschehen! In der Tiefe von dreihundert Metern unter der Wasseroberfläche schwebt das Wrack noch einmal waagrecht. Auf diesen Augenblick

haben wir und der Kapitän gehofft, doch niemand hat mehr wirklich daran geglaubt. Nun gibt er auch schon den Befehl: »Druckluft auf alle Zellen!« Eine unsichtbare Kraft fließt zischend aus den unversehrten gebliebenen Druckluftflaschen zu den mit Wasser gefüllten Tauchzellen an der Aussenseite des Druckkörpers. Hoffentlich sind sie dicht geblieben! Bestimmt, denn an der Unterseite sind sie offen. Sie sind geflutet und mußten daher auch nicht dem Wasserdruck und dem Druck der Detonationswellen der Wasserbomben standhalten.

Unheimlich die Spannung! Wird der Luftvorrat reichen? Werden die Tauchzellen, die sich nun mit Luft füllen und mit jedem Meter den das Boot steigt, mehr Wasser nach unten wegdrängen, werden diese Ausbauchungen aus dünnem Blech die Fahrt zur Wasseroberfläche, durch einen Hagel von Wasserbomben hindurch, überstehen? Von der Luft getragen, nicht mehr von Menschen kontrolliert, schwebt das kampfunfähige U-Boot aus der Tiefe nach oben. Aus der Finsternis zum Licht. Das Wunder ist geschehen. Wie ein Stück Holz unter Wasser, das man auslässt, um es durch den eigenen Auftrieb nach oben schwimmen und aus dem Wasser schießen zu lassen - genauso schlug auch das Boot auf der langen Dünung der Wasseroberfläche auf.

Es schwimmt! Es schlingert! Es ist ganz ruhig!

Für einige von uns Rettung und Todesstoß zugleich. Manche haben nicht die Kraft in Feindesland weiter zu leben. Sie bleiben im Boot, treu dem Gelöbnis, das sie gaben - sinken sie mit dem Boot hinab in die ewige Finsternis. Für andere eine Verpflichtung weiter zu leben. Für Frau und Kinder, für die Braut oder einfach nur für die Mutter. Obwohl noch keiner weiß, mit Ausnahme derer, die sich dem Tode weihten, was die Zukunft bringen wird, sind wir alle auf unsere Art froh erlöst und vorläufig gerettet zu sein. Erlöst von den Qualen der vorangegangenen Stunden, während denen das Boot gegen eine schier unüberlistbare Übermacht standhielt. Wiederum einem Kampfstier gleich - gemartert, zerschunden und kampfunfähig gemacht, richtet es sich noch einmal auf. Steigt hinauf zum Licht um regungslos den Gnadenschuss zu erhalten.

Hoher Oberdruck ist im Boot, als der Kapitän das Turmluk aufdrückt. Einem schweren Seufzer gleich entströmt die verbrauchte Geräteluft dem Bootsinneren und kühle, frische Meeresluft strömt

zurück. Zeitweise, wenn das Turmluk frei war, fielen Lichtstrahlen ins Innere des Turms. Geisterhaft und unwirklich wurde dadurch das Chaos in der Zentrale stellenweise beleuchtet. Der Kapitän sieht als erster den blauen Himmel, die Sonne, das Licht. Die Augen versagen ihm beinahe den Dienst, so sehr werden sie überfordert nach so langer Dunkelheit. Er sieht aber auch die Übermacht, die kreisförmig postiert auf uns wartet und für einen heißen Empfang materialmäßig und moralisch gut vorbereitet ist. Die bereits lauenden Feinde begrüßen uns mit einem Geschößhagel aus allen verfügbaren Bord- und Handfeuerwaffen. Ein Salut nach Protokoll wie er sonst nur bei allerhöchsten Staatsbesuchen eingeübt und vorgespielt wird. Unsere Gastgeber schossen allerdings scharf. Sie schossen mit einer unvorstellbaren Begeisterung und einem nicht verständlichen Fleiß, so als wollte jeder von ihnen noch ein persönlich erlegtes Skalp an seinen Gürtel hängen.

Wenn jetzt nur die Tauchzellen, die Luftpolster auf denen das halbvollgelaufene Boot nur mühsam über Wasser gehalten wird, dicht bleiben! Ein paar Einschüsse genügen und für die Männer, die jetzt noch nicht im Turm oder wenigstens in der Zentrale sind, gibt es keine Hoffnung mehr auf Rettung.

Diese Lage macht es dem »Alten« leicht, den letzten Befehl zu geben. Einen Befehl, der jede Verbindung mit der Vergangenheit abbricht, der nur das nackte Leben seiner Seemänner retten soll. »Alle Mann über Bord - rette sich wer kann!«. Mit ihm konnte ein ganzer Haufen, eben jene Leute, die sich zu dieser Zeit nicht mehr so weit von Turm und Zentrale entfernt befanden, aussteigen. Einige, darunter auch ich, sind bis zum Schluß durch das Boot geturnt. Wir waren somit auch zeitmäßig viel später zum Aussteigen dran. Schwimmweste und Tauchretter war auf meiner Gefechtsstation, dem Vorhalterechner in der Zentrale, auch keiner mehr. Die sind wohl während des Höllentanzes verschütt gegangen. Aber was - jetzt nichts wie raus! Ob mit oder ohne Schwimmweste.

Jetzt fällt auch noch das Turmluk zu. Wieder ist es absolut finster in der Röhre. Verdammte Scheiße! Schnell turne ich zum Luk hinauf. Den Weg kenne ich im Schlaf. Das ist mein Bereich. Viele Male bin ich diese zwei Eisenleitern hinaufgeklettert und bei Alarm heruntergerutscht. Hinter mir kommen noch zwei Kameraden nach, unter

ihnen der Steuermann. Ich stemme mich gegen das runde, eiserne Schott. Fast komme ich mir wie der Kämp'rn vor, denn das war seine Arbeit. Aber nur ein schmaler Spalt läßt sich aufmachen. Da muß ein schwerer Gegenstand von oben draufliegen. Doch durch meine Kraft allein wird das Luk nicht soweit frei, dass wir uns hindurch zwängen können. Vereint und mit aller Kraft gelingt es, das sperrende Hindernis wegzuquetschen. Es war ein Maschinenmaat, der beim Aussteigen durch den Geller einer Bordkanone, welcher vom Seerohrbock abprallte, in der Gürtelhöhe durchschlagen wurde. Gut, dass er schon tot war. Wir hätten ihn wegdrücken müssen, auch wenn er vor Schmerzen noch so laut geschrien hätte.

Nun aber hinein ins rettende Wasser! Frei sein! Ein Glücksgefühl, eine unbeschreibliche innere Freude und das, obwohl unsere Niederlage perfekt war.

Sonnenschein, eine lange Dünung und blauer, wolkenloser Himmel machen das Maß an Wonne voll. Ein seltenes Glück für Schiffbrüchige und eine nicht häufig anzutreffende Harmonie im Nordatlantik. Doch hoppla - was ist das? Jetzt nehme ich erst die nähere Umgebung wahr. Überall spritzen Wasserfontänen auf, so als würden kiloschwere Regentropfen aufschlagen. Dazwischen steigen gelbe Rauchschwaden auf. Oh, gute Nacht! Das sind ja alte Bekannte. Es sind die Aufschläge der Salutschüsse, die unsere Bezwinger und zukünftigen Gastgeber, in ihrem Freudentaumel aus allen Rohren auf uns abfeuern. Eine groteske Lage, in der wir uns jetzt befinden.

Schon wieder müssen wir paar Männer, die weit ab vom großen Haufen, einsam und allein im Atlantik schwimmen, U-Boot spielen. Jedesmal, wenn uns die Dünung hochträgt, geben unsere Köpfe ein leicht zu treffendes Ziel ab. Klar, jeder Jäger freut sich über einen gut angebrachten Schuss mehr als über nur angschwweißtes Wild. Darum, wie gelernt, schnell einen kurzen Rundblick nehmen, Luft holen und mit dem Poller wegtauchen. Wenn es auch nicht jedesmal gut gelingt, aber nur das Gefühl, mit dem Kopf unter Wasser zu sein, beruhigt. Im Grunde war es aber nur eine Art von »Vogel-Strauß-Politik«, denn ein Schuss aus einer Bordkanone in den Arsch hätte trotzdem seine tödliche Wirkung gehabt.

Diese seltene Art einer Treibjagd war für uns jedoch auch sehr beruhigend. Das hört sich im ersten Moment recht komisch an. Klar,

wir wußten dadurch genau, dass uns unsere Feinde noch im Auge behalten und uns am Ende doch aus dem Wasser ziehen werden. Wie oft ich auf diese Art auf eine Düne hochgetragen wurde und wieder weggetaucht bin - ich weiß es nicht. Tatsache ist, dass ich bei den Rundblicken nach allen Himmelsrichtungen ein ganz eindrucksvolles Gesamtbild bekam. Das war vielleicht ein buntes Treiben auf diesem kleinen Stück des Nordatlantik! Der Großteil unserer Besatzung und mit ihnen der »Alte« waren weit weg von uns.

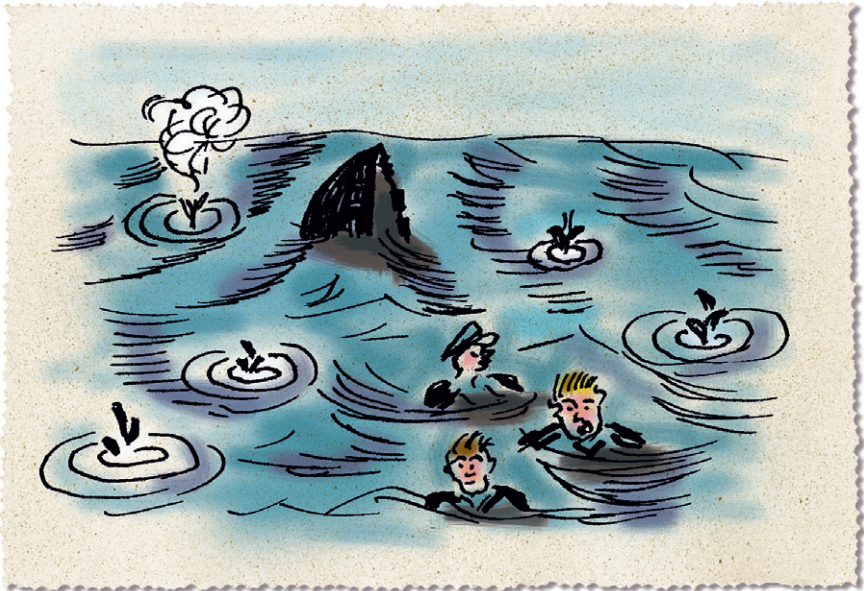
Rund um uns feindliche Schiffe, die einer Jagdgesellschaft gleich, auf die Verteilung der Trophäen und auf die Atzung zu warten schienen. Von unserem einst stolzen U-Boot schaut nur noch der Bug steil aufragend aus dem Wasser. Hinter uns schwimmen keine Kameraden mehr. Aber es waren doch noch welche an Bord! Unseren LI habe ich noch genau gesehen, als ein Lichtstrahl in die Zentrale fiel. Ja, auch er war einer von jenen, die mit dem gegebenen Gelöbnis nicht brechen konnten.

Da, die Kanadier haben ein bemanntes Schlauchboot zu Wasser gelassen. Sie wollen das U-Boot entern! Aber plötzlich gehen sie wieder an Bord ihrer Korvette zurück. Was soll das Manöver? Sie lassen das Schlauchboot zurück! Eindeutig haben sie sich das Entern des sinkenden Schiffes noch einmal gründlich überlegt. Immer steiler ragt der Bug des U-Bootes auf.

In einer Entfernung, die man eventuell schwimmend erreichen könnte, treibt das Schlauchboot der Korvette. Was für ein Glück!

Knapp vor dem rettenden Ziel fährt noch einmal eine Korvette zwischen uns Schwimmenden und dem Schlauchboot durch. Die Bugwelle wirft uns wie Bojen auf und ab. Ein unruhiges Ziel für einen Blattschuss. An der Reeling der Korvette stehen viele Seeleute und ich beobachtete es aus nächster Nähe, wie ein Bootsmann, ein älterer Seemann, einem jungen »Lord« das Gewehr mit den Worten »Stop that nonsens!«, aus der Hand reißt. Die Jagdlust der Männer ist einerseits verständlich, sie wurden ja auch von uns schonungslos gejagt und gehetzt in diesem grauenhaften Krieg. Der Schmatting allerdings, der ältere Seemann, war noch einer von der alten Generation, die vor der sinnlosen Abknallerei Halt machte. Vielleicht war er selbst schon in der gleichen Lage gewesen? Nur so kann ich es verstehen, dass er sich gegen die triumphierende Besatzung

durchsetzen konnte und uns rettete. Seiner Seele aber auch ein gutes Werk beistellte, wenn für ihn die gleiche Stunde schlagen sollte.



*Schlauchboot in Sicht!
Und rundherum schwere Metalltropfen.*

Wir erreichten das Schlauchboot. Jetzt wurde auch das Feuer eingestellt. Von unserem U-Boot ragte nur noch die senkrecht zum Firmament zeigende Bugspitze heraus. Komisch, noch immer zeigt es die Zähne. Es sieht immer noch gefährlich aus! Aber es sind nur die Ansätze der Netzsäge, die sich in der Silhouette scharf und zackig abzeichnen.

Wieviele Kameraden werden noch im Boot sein? Vielleicht atmen sie noch in einer Luftblase, die sich im senkrecht aufgestellten Bugraum gebildet haben muß? Die Reste der Luftblasen in den Tauchzellen, besonders der Tauchzelle fünf halten noch immer ein Stückchen des Bootes über Wasser.

Keine Zeit zu Grübeleien oder sentimentalen Gedanken. So schnell wir können rudern wir das Schlauchboot zu unseren Kameraden. Die erschöpften und die verwundeten Männer ziehen wir

Boot. Die anderen können sich am Kentertau, das außenbords rund um das Schlauchboot angebracht ist, festhalten. Das Schlauchboot ist nicht nur unsere Rettungsinsel, es steht auch im Inventar unserer zukünftigen Gastgeber, die bis vor wenigen Stunden noch unsere sogenannten, erbitterten Feinde waren. Ob das auch mit ein Grund ist, weshalb sie uns alle, die überlebten, aufnehmen?

Mit einem Hakenschlag um das Handgelenk wurden wir der Reihe nach von kräftigen Männern an Bord gehievt. Ihre Gesichter zeigten nicht mehr den unergründlichen Hass oder das triumphierende Lächeln, das ihnen eigen war, als sie am Höhepunkt ihres Sieges standen und wahllos den einen oder anderen aufs Korn nehmen und sein Lebenslicht ausblasen konnten. Jetzt machten einige von ihnen einen besorgten, fast fürsorglichen Eindruck beim Anblick der entkräfteten Kreaturen wie wir es waren. Zitternd vor Kälte und Schockwirkung standen alle von uns, zähneklappernd und auf wackeligen Beinen, an Deck der Korvette.

Ein Gedanke jagte mir durch den Kopf! Wo ist unser U-Boot? Wo sind die Kameraden, die noch hinter uns einher schwimmen sollten und noch fehlten? Gerade noch im rechten Augenblick konnte ich mich an den nackten Leibern vorbei, zur Reeling drängen. Wir mußten uns nämlich alle ganz entkleiden, bevor wir vorerst in eine leerstehende Pickslast gesperrt wurden. Nicht ohne Grund, denn erstens wollten die Sieger alle Taschen nach eventuellen Aufzeichnungen durchsuchen und zweitens wird einem, wenn man nackt und fest aneinander gedrängt in einem kleinen Raum beisammen steht viel schneller warm, als wenn die nassen Klamotten erst am Leibe trocknen.

Wirklich in letzter Minute hatte ich freie Sicht zu unserem im Sinken liegenden U-Boot. Ohne Lärm oder Aufsehen, nur begleitet von einer kleinen Wasserfontäne, die auf entweichende Luft schließen ließ, versank der Bug. Wie einer der wegtauchenden Wale, die wir so oft beobachten konnten. Genau so ruhig, fast friedlich versank das Boot. Es ging zurück in seinen Lebensraum für den es gebaut wurde, nur um unendlich tiefer zu tauchen und um nie mehr wieder zu kehren. Mit ihm gingen auch jene Kameraden, die sich ein Leben in Gefangenschaft nicht ausdenken konnten. Sie waren in

einem Geist erzogen worden, der keine Kompromisse kannte. Ehre ihrem Gedenken.

An Bord wurden wir gut behandelt. Nach einigen Stunden bekamen wir unsere Klamotten wieder trocken zurück. Ein »Moses« brachte sogar für jeden eine Player's Navy Cut zum Rauchen. Fast ein Grund wieder übermütig zu werden. Nach drei Tagen Seefahrt gingen wir in Reykjavík auf Island an Land.

Von da an soll meine Story beginnen. Ich will erzählen, wie es mir in der Gefangenschaft erging.

Der Chef
der Dienststelle Feldpostnummer
M 06153

Den 30. Juli 1941.

An

Frau Anna W i m m e r

S a l z b u r g.
Grillparzerstraße 16.

Sehr verehrte Frau W i m m e r !


Es ist mir eine schmerzliche Pflicht, Ihnen mitteilen zu müssen, daß Ihr Sohn, der Matrosengefreite Peter W i m m e r als vermißt gelten muß. Das Boot, auf dem er kommandiert war, ist von seiner letzten Fahrt gegen den Feind bisher nicht zurückgekehrt und mit einer Rückkehr kann nach vorliegenden Nachrichten auch nicht mehr gerechnet werden. Das Boot mußte daher mit seiner Besatzung mit dem 27.6.1941 " Vermißt " erklärt werden.

Über das Schicksal der Besatzung ist dem Kommando nichts Näheres bekannt geworden. Es besteht jedoch die Hoffnung, daß einzelne Besatzungsangehörige in Gefangenschaft geraten sind. Es muß aber auch mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß Ihr Sohn sein Leben für die Freiheit unseres Vaterlandes hat lassen müssen.

Ich darf Ihnen, sehr verehrte Frau Wimmer mein herzlichstes Mitgefühl zum Ausdruck bringen und Ihnen versichern, daß ich Sie unverzüglich benachrichtigen werde, wenn hier weitere oder entgültige Nachrichten vorliegen. Sollten Sie selbst vorher eine Nachricht aus der Gefangenschaft erhalten, so bitte ich Sie, das Kommando sofort in Kenntnis zu setzen.

In warmer Anteilnahme grüße ich Sie mit

Heil Hitler!


Korvettenkapitän.

Einer der Briefe, der tausende Mütter in tiefe Verzweiflung stürzte ...

Der Chef
der Dienststelle Feldpostnummer
M 06 153

Den 7. August 1941.

An

Frau Anna W i m m e r

Salzburg
Grillenparzerstr. 16.

Sehr geehrte Frau Wimmer!

Ich kann Ihnen heute die freudige Botschaft übermitteln, daß Ihr Sohn, der Mtr.öfr. Peter W i m m e r, nach einer telegraphischen Meldung des Internationalen Roten Kreuzes gerettet wurde und sich in englischer Gefangenschaft befindet.

Da dem Kommando die näheren Zusammenhänge über den Verlust des Bootes noch nicht bekannt sind, bitte ich Sie, alle Schriftstücke, die Sie von Ihrem Sohn aus der Gefangenschaft erhalten an mich einzusenden.

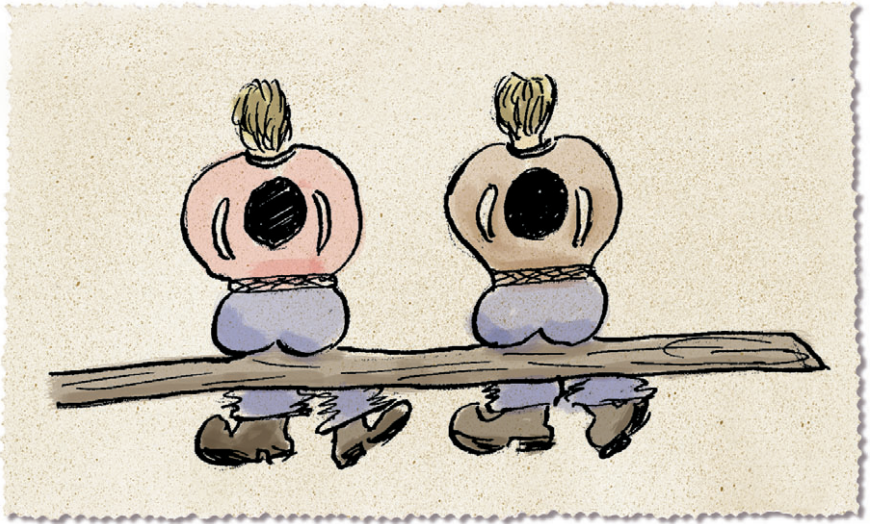
Aus den einzelnen Mitteilungen, die den Angehörigen zugehen, kann ich mir dann ein abgeschlossenes Bild über den Verlust des Bootes und über die Behandlung im Gefangenlager machen. Ich werde Ihnen die zur Verfügung gestellten Briefe sofort nach Kenntnisnahme wieder zurücksenden.

Zur Rettung Ihres Sohnes spreche ich Ihnen meine herzlichsten Glückwünsche aus und bin mit Deutschem Gruß und

Heil Hitler!

Volkmann
Korvettenkapitän
u. Flottillenchef.

... und einer jener, der wieder Hoffnung gab.



*Leitspruch der
Prisoner of War = P.o.W.:*

*»Laßt Welt und Völker toben,
wir sind ja Sonnenkinder,
wir bleiben immer oben!«*

GEFANGEN - ERINNERUNGEN AN EINSTMALS!

War das ein herrliches Gefühl wieder festen Boden unter den Füßen zu haben. Zum dritten Mal gerettet! In aller Stille wurden wir in einen verdunkelten Wagen gesteckt und in einer verdunkelten Baracke mit Betonboden wieder ausgeleert. Diese Baracke befand sich innerhalb eines Straflagers der »Britischen Flotte« und war ein Teil davon. Auf einer leichten Anhöhe gelegen und mit Stacheldraht-Bollwerken umgeben war es ausbruchsicher. Bei schönem Wetter sah man hinunter auf die Stadt und weit hinaus aufs Meer.

Die Vergehen der britischen Untertanen mußten nicht gleich Hochverrat oder Desertation sein, um für sechs Monate in den Genuss eines Verbleibens in dieser Oase der Sicherheit verordnet zu bekommen. Eine kleine Ungehorsamkeit wie das Trinken von Alkohol an Bord zum Beispiel oder sonstige minimale Vergehen genügten bereits und der Sailor bekam im Namen Ihrer Majestät bis zu sechs Monate »Erholungsaufenthalt« in diesem Schinderlager verpaßt.

Das war eine harte Strafe. Den ganzen Tag mußten die englischen Arrestanten schwere Quadersteine mit sehr primitiven Werkzeugen bewegen und dabei die Uferdämme der Insel verbauen. Diese Tätigkeit forderte den Männern, die bis zum Einbruch der Dunkelheit arbeiten mußten, die letzten Kräfte ab. Hat sich allerdings einer die geringste Widerrede angemaßt, oder sich durch bescheidenen Arbeitseifer den Unwillen eines Aufsehers zugezogen, kam er früher heim ins Lager. Frage aber nicht wie! Fast täglich war einer dran. Das wird für die »Unabkömmlichkeit« der Aufseher das Alibi gewesen sein, denn ich kann mir nicht vorstellen, dass sich diese Art der »Spezialbehandlung« nicht längst herumgesprochen hat, wo doch fast täglich einer weniger beim kargen Abendbrot anwesend war.

Kurzum, im Polizeigriff, die Hände zu den Schultern verdreht, die Nase fast am Boden schleifend und bei jedem Randstein anstoßend, so wurden die armen Delinquenten an unserer Baracke von zwei riesigen Bullen, die außerdem auch noch mit zwei dicken Holzprügeln bewaffnet waren, vorbeigeführt. Mit einem Tritt in den Arsch verschwand der Unglückliche dann hinter einer Eisentür, die der aus-

bruchsichere Abschluß zu einer, in den Felsen gehauenen, Einzelzelle war. Um diesen Mann hat sich dann einen ganzen Tag lang niemand mehr gekümmert. Das waren harte Erziehungsmethoden. Jeder von uns machte sich Gedanken darüber und auch ich habe mich sehr über diese Methoden gewundert. Obwohl es auch vor kurzer Zeit noch Feinde waren, hätten die Arrestanten ohne weiteres verbluten, sich infizieren oder einfach zu Tode kommen können.

Interessant - jeder hat das ausgehalten! Dieses Schauspiel konnten wir oft mit ansehen und immer wieder taten mir diese Kerle leid. In diesem Lager durften wir keinen Schritt aus der Baracke tun. Teils um jeden Fluchtversuch von vornherein zu verhindern, teils um uns bühnenreif für unseren Einzug in Old England zu präparieren. Ja doch, eine halbe Stunde durften wir täglich, von schwer bewaffneten Soldaten bewacht, im Gänsemarsch rund um einen, mitten im Lager aufgestapelten, riesigen Stockfischpeil, gehen. Dieser Berg aus getrocknetem Fisch war in der Mitte des Lagers unter freiem Himmel aufgeschichtet. Er stellte die gesamte und einzige Verpflegung für die Insassen des Straflagers, und somit auch für uns, dar.



*Gäste am
Stockfischpeil*

Stockfischpeil – na um Gottes Willen! Wenn ich mich daran erinnere! Was für ein Getier daran schon genascht hat bevor der Trockenfisch den Menschen gereicht wurde. Alle Vogelarten die es

auf Island gab, und die in größter Not Trockenfisch fressen, tummelten sich auf dem Haufen. Hauptsächlich aber Krähen und Möven trugen den Peil von oben ab. Einen geringen Teil ihrer Beute ersetzten sie aus Dankbarkeit jedoch wieder, indem sie noch schnell vor dem Abflug auf den Haufen »pfefferten«. Der grün-gelbe Saft, auch die Rabenvögel haben scheinbar von dem Fraß Dünnschiss bekommen, tropfte dann so glockenförmig an den Peilwänden herab.

Der Anblick unserer Nahrungsreserven war auch zu dieser Zeit makaber – um nicht zu sagen schaurig-schön! Auf jeden Fall bewahrheitete sich das Sprichwort, dass man nicht wisse wovon man fett würde!

Am Fuße des Berges naschten Scharen von Vierbeinern mit Generationen von Ratten jeder Altersstufe und Größe. Aber nur keinen Neid! Es war ja soviel getrockneter Fisch da, dass alle, Mensch und Tier, in friedlicher Eintracht davon naschen konnten. Nur der »Alte Sahib«, der britische Lagerführer, störte dieses friedliche Zusammenleben für kurze Zeit mit brutalen Methoden. Es machte ihm sichtlich Freude, die ganz dicken Ratten, die nach seiner Meinung vielleicht schon zu viel vom Fisch erhalten haben – die Prachtstücke also – mit dem Kleinkalibergewehr zu erschießen. Seine Strecke betrug täglich an die zwanzig bis dreißig Stück.

Zu den Kocheinrichtungen dieses Lagers ist zu sagen, dass sie im Prinzip eigentlich nur aus alten Waschkesseln aus Großmutterns Zeiten bestanden, wie man sie heute bei manchen Neureichen, Blumen tragend und in Gärten aufgestellt, sieht. Oft steht da und dort auch noch ein lieber Gartenzwerg darunter, der symbolisch Schneewittchen mit feinem Pflaumenmus füttert. Ja, die Kochkessel auf Island, die sahen auch so aus. Sie waren mit einem primitiven Flugdach überdeckt, ein kurzes Stück eines alten Ofenrohres sorgte für besseren Zug und ein Blechdeckel lag oben drauf. Dieser Deckel hatte zwei Aufgaben: Einmal sollte er verhindern, dass in das heiße Gebräu keine lebenden Tiere ungewollt hinein fielen und zweitens, dass das Aroma nicht schon während der Kochzeit die gesamte Insel verpestete.

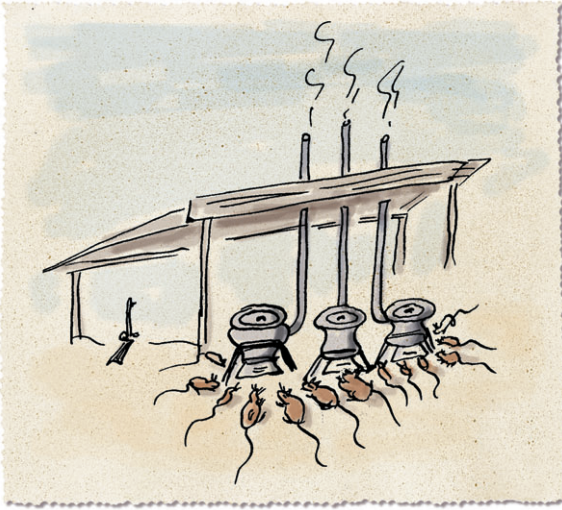
Für Fremde waren diese, der Reihe nach aufgestellten Kessel, lustig und verheißungsvoll anzuschauen. Es wurde darin doch immerhin etwas Eßbares hergestellt. Zu dieser Zeit für jeden Tommy

höchstes Lust- und Wonnegefühl. Laut einer Meinungsumfrage kam »Essen und Trinken« jedenfalls zu dieser Zeit sofort nach der »Verehrung von Churchill«. Ganz so wohligh war einem jedoch nicht mehr zu Mute, wenn der alte Sadist von Lagerführer rund um die Kessel feinsäuberlich, denn auf Genauigkeit hielt er viel, strahlenförmig seine »Strecke« des Tages auflegte. Ja, wenn das alles Hasen gewesen wären! Nein, aber das konnte jeder Laie sofort erkennen, dass diese »Hasen« dreimal zu lange und viel zu dünne Schwänze hatten. Zur Essenausgabe waren jedesmal auch die Ratten verschwunden. Komisch!

Jedenfalls wurde zur Verfeinerung des Fischgerichtes, je nach Lust und Laune des Despoten, fallweise und für alle sichtbar, der Inhalt einiger »Beef-Dosen« unter das Gebräu gemengt. Verleumdung oder Wahrheit? Die langen Fäden des Rindfleisches aus der Beefdose hatten verdammt viel Gemeinsames mit den dünnen Schwänzen der grauen Nager.

Wie gesagt, hausten wir in einer Baracke aus Wellblech, deren Boden betoniert war. Die Baracke war gänzlich leer. Kein Sessel, kein Tisch, keine Bank – nichts. Nur eine Decke bekam ein jeder von uns. Diese diente nachts als Unterlage und Zudecke. Tagsüber mußte sie schön und exakt zu einem Viereck von dreißig mal dreißig Zentimetern gefaltet werden. Schnurgerade ausgerichtet und in genau gleichem Abstand zur Wand und voneinander lagen sie am Boden. Nicht etwa um sich darauf setzen zu können – nein! Obenauf, auf die zu einer geradezu großartigen Sitzgelegenheit zusammen gefalteten Decke, die aussah wie ein Postament, mußten wir eine nagelneue Schachtel stellen. Sie war zugeklebt und trug die Aufschrift »Gasmask«. Ob wirklich eine drinnen war – ich kann es wirklich nicht sagen. Denn die Rache des »Elefantentreibers« (der Schinder verbrachte sein halbes Leben mit der Umerziehung von aufrührerischen Bergvölkern Indiens für die englische Krone) wäre unvorstellbar gewesen, hätte es einer von uns gewagt, die Schachtel zu öffnen um den Inhalt zu erkunden. Er bestand auch darauf, dass jeder, wenn er sich sitzend ausruhen wollte, sich genau gegenüber von seiner Decke, also genau an der gegenüberliegenden Wand, auf den Fußboden setzen mußte. Das war nicht leicht zu verstehen und kostete jedem einzelnen viel Überwindung um nicht gegen diese

Anordnung zu verstoßen. Na ja, das war halt auch eine Kostprobe von den vielen Arten seiner Erziehungsmethoden, die der Quälgeist für seine Untertanen auf Lager hatte. Es ist auch möglich, dass er sich diese Therapie speziell zur Behandlung von German-Mariners zusammengestellt hat, damit sie ja nicht gleich wieder auf dumme Gedanken kommen.



*Die »Strecke«
vor den Kochtöpfen*

Vierzehn Tage verbrachten wir so als Gäste auf Island. Jeden Tag Stockfischsuppe, überhaupt nichts zu Rauchen und jeden Tag eine halbe Stunde Gänsemarsch um den Peil aus Trockenfisch. Langweilig war mir aber trotz der absoluten Untätigkeit nicht. Wir sahen die wirklichen britischen Untertanen bei der Arbeit. Nun und bei der Arbeit anderer, da kann man ja bekanntlich stundenlang zusehen. Am Stockfischberg (nicht zu verwechseln mit dem Wilhelmminenberg) war ein Leben und Treiben aller Fleischfresser der Tierwelt zu beobachten und ich glaube, dass ein Student der Verhaltensforschung mit Spezialgebiet Möven und Ratten ohne weitere Schwierigkeiten Studien für die Doktorarbeit betreiben konnte.

Das Gelände, auf dem sich die sogenannte Kombüse befand, war gut einzusehen. Und wenn der Mensch untätig ist, denkt er leider immer nur ans Essen – leider. Die Bilder um diese Kesselbatterie wechselten ständig. Von Stunde zu Stunde wuchs die Spannung und

wenn dann beim letzten Öffnen des Blechdeckels – geheimnisvoll, wie in einer Alchemistenwerkstätte des Mittelalters – eine weiße Dunstwolke entwich, dann mußte man schon ein Optimist sein oder gar an Wunder glauben, wenn aus diesen Zutaten letztlich doch noch eine genießbare Brühe wurde.

Mittlerweile wuchs der Bart und die Haare wurden lang. Schade, dass es kein Mittel gab, um die Eckzähne des Gebisses verlängern zu können. Dann hätten wir nicht nur ungepflegt, sondern auch noch furchterregend ausgesehen. Bestimmt hätte dann das Gesicht und das Aussehen von uns »German Submariners« der Vorstellung von bösen Geistern, Krampus, Klabautermann und dergleichen, im Einbildungsvermögen der Commonwealth-Kinder entsprochen.



ÜBERFAHRT NACH ENGLAND

Nun, wir konnten alles erwarten! Eines Morgens hieß die neue Latrinenparole, dass unser Kontingent (nicht zu verwechseln mit den heutigen, diversen Friedenskontingenten) in Kürze mit der »Volendam«, wie man sagt, einem großen Musikdampfer, nach England verlegt werden würden. Das wird eine schöne Reise, versuchte ich meine Kameraden zu begeistern! Vielen verursachte der Gedanke an diese Fahrt jedoch Bauchschmerzen. Sie wären viel lieber als Beobachter auf Island geblieben, als auf der gefährlichen Wasserstraße zwischen Island und Schottland auf einem Dampfer durch die Gegend zu schippern. Hier konnte jeden Augenblick ein Gruß in Form eines Torpedos, den die noch aktiven Kameraden dem Vorbeifahrenden entgegenschicken, dessen jähes Ende bedeuten.

Ich jedenfalls freute mich auf diese Veränderung, denn schlechter wie hier kann es auch nicht werden und jede Veränderung ergibt eine neue Lage und jede neue Lage neue Möglichkeiten. Wenn mir in meiner Phantasie auch eine Reise erster Klasse, an Oberdeck und mit Liegestuhl, einem mir persönlich zugeteilten Steward, der aufmerksam für das leibliche Wohl zu sorgen hat, vorschwebte. Nein, – aber das ging zu weit – wenn es zu allem Überfluß auch noch eine Badewanne, die mit lauwarmem Wasser gefüllt ist, gäbe. Leise berausende Musik dazu. (Zu meinem Freund Hugo: Was glaubst Du, ganz ausgeschlossen wäre das auf einem Musikdampfer nicht?) Unvorstellbar natürlich auch ein junges, hübsches Mädchen, das sich wenigstens um die ungepflegten Finger- und Zehennägel kümmern möchte. Von Tanz und Sekt und Sex, absurden Gedanken in Verbindung mit dem Ozeanriesen, ganz zu schweigen.

War das vielleicht eine kalte Dusche, als wir auf der »Volendam«, so hieß das Schiff, Quartier bezogen. Ach ja, auch dieses Mal kam es anders als man denkt. Vom Oberdeck, dem sichersten Ort an Bord weit entfernt, auch nicht in einem der unteren Decks, nein ganz unten, nahe am Kiel, da war für uns vorbereitet. Der Kapitän muß ein guter Menschenkenner gewesen sein, denn er wußte, dass wir uns früher auch in einer »Röhre« sehr wohl fühlten. Also steckte er uns in den Wellentunnel dieses Ozeandampfers. Der Tunnel war um ein Vielfaches länger als der Druckkörper des U-Bootes und mehr-

mals querab mit Eisengittern, in denen nur die rotierenden Antriebswellen, welche von den Maschinen zu den Schiffsschrauben führten ausgespart waren, unterteilt.

Man konnte stehen, hin und her gehen, man konnte sich wie in einem bequemen Lehnstuhl in die Rundung der eisernen Röhre legen. Dass es furchtbar dröhnte während sich vor der Nase die Antriebswellen drehten, mußte man bei dieser »Gratis-Seefahrt« schon in Kauf nehmen. Übrigens war die Drehgeschwindigkeit und die Drehrichtung dieser mächtigen Kardanwellen für uns ebenso spannend wie ein guter Kriminalfilm. Wir wußten sofort, wenn der Kapitän eine Kursänderung vornahm, wenn er zackte, stoppte oder volle Kraft voraus gab. Plötzlich kamen die Wellen völlig aus dem Rhythmus! Da mußte auf der Kommandobrücke der Teufel los gewesen sein. Die Antriebswellen wurden einer regelrechten Zerreißprobe unterzogen. Volle Kraft voraus! Sie drehten sich, als wollten sie die Lagerböcke aus der Verankerung reißen. Backbord stopp! Beide Maschinen stopp! So ging es stundenlang dahin.

Mit einem lachenden und einem weinenden Auge verfolgten wir diese Manöver der Antriebswellen. Klar, da mußten unsere Kameraden an dem Geleitzug sein! Wenn es ihnen gelingt, einen Torpedo zu uns herein schauen zu lassen, werden wir sicher und schmerzlos in die ewigen Jagdgründe eingehen. Übrigens war es sehr lehrreich, einen U-Bootangriff auf der Gegenseite, als »Gejagter« mitzuerleben. Plötzlich verstanden wir auch die Ekstase der Seeleute und das »Freudenfeuer« aus allen Rohren, das die »HMS-Lords« bei unserer Gefangennahme veranstalteten. Beinahe hätte der Kapitän der »Volendam« mit seiner Theorie recht behalten, als er meinte: Sollte das Schiff auf seiner Fahrt von deutschen U-Booten angegriffen werden, dann sollten wir Zeugen und zugleich Opfer dieses Ereignisses werden. Der größte Mist war jedoch, dass man aus diesem unruhigen Käfig nicht hinaus konnte, und dass es auch hier wieder nichts zu Rauchen gab. Ein Nichtraucher wird das nie verstehen können was es heißt ohne »Blauen Dunst« auskommen zu müssen. Eher leidet ein Raucher, besonders in Krisenzeiten, an Hunger, als dass er auf ein paar genußvolle Züge aus seinem Glimmstengel verzichten kann. Ein schwacher Lichtblick in dieser Misere schienen mir die »Highlander« zu sein, die vor dem ver-

sperrten Gitter unseres Logis Wache schieben mußten. Sie und wir hatten viel Gemeinsames. Sie waren genau so arme Hunde wie wir. Sie waren auch nicht freiwillig hier herunter und der »Reis«, das nervöse, unabstellbare Zucken um die Schließmuskelgegend plagte sie genau so während des U-Bootalarmes wie uns. Auch sie mußten unter Deck bleiben, während alle anderen die Schwimmwesten anlegten und an Oberdeck marschierten. Also mit diesen Burschen, die in der gleichen Scheiße saßen, war eventuell etwas zu machen. Ich habe den Soldaten, den ich ansprach, noch ganz genau vor meinem geistigen Auge. Er war groß und blond, hatte ein witziges, aber für seine klobige Figur viel zu kleines Schnurrbärtchen an seiner Oberlippe. Der Mann hätte nach meiner Meinung einen mächtigen Zwirbelbart tragen müssen, dessen Spitzen, wie das Gehörn eines ungarischen Ochsens absteht, sodass er kriegerischer ausgesehen hätte. Mit seinem zarten Lippenbärtchen und der für ihn viel zu kleinen Uniform sowie seinem kindlichen »Geschau«, sah er eher wie ein jugendlicher Phlegmatiker aus, der es mit den Dienstvorschriften nicht so tragisch ernst nimmt. Ich hatte auch den Eindruck, dass der die »Orders« nicht unbedingt zum Leben braucht und er es nach meiner Einschätzung faustdick hinter den Ohren hat. Er war also gerade richtig für meinen Versuch.

Mein Schulenglisch reichte dazu aus, um diesem Schotten klar zu machen, dass es höchste Zeit sei, die verlauste Bude der Wachmannschaft (eine Plattform vor dem Sperrgitter) auszukehren und ein wenig aufzuklären. Bestimmt hätte er Schwierigkeiten, wenn der Kapitän, um unser Wohl besorgt, Ausschau nach uns halten sollte und dabei durch ihren Mist waten müßte. Nach langem hin und her und »God dam' and so on«, leuchtete ihm, dem Sergeant der Bewachungsmannschaft, mein Vorschlag ein. Wahrscheinlich hatte ich mit meiner Vermutung in Richtung Bauernschläue recht, denn er wird sich in Gedanken in meine Lage versetzt haben und war nun gespannt was da kommen würde.

Dass ich nicht ausreißen kann war klar. Dafür war die Lage zu ungünstig und über Bord zu springen um irgendwo an Land zu schwimmen, war absolut auszuschließen. »Nun gut«, wird er sich gedacht haben, »probieren wir es aus, denn umsonst oder aus Liebe zu uns Schotten macht der junge Matrose von den Submariners das

nicht.« Zögernd und nachdenklich sperrte er auf und ließ mich hinaus. Vor dem Gitter war gleich eine ganz andere Luft und vor allem drehten sich keine Antriebswellen vor meiner Nase. Er gab mir Besen und Schaufel in die Hand und in groben Zügen hatte ich die Unterkunft sauber. Also bei den Wachmannschaften war nichts zu erben. Die hatten selber nichts, sogar die alten geöffneten Konservendosen, die als Aschenbecher dienten, enthielten nur Asche. Ich konnte es zwar nicht genau erforschen, glaube aber, dass auch die Wachmannschaft Absolventen des Schinderlagers von Island waren, die sich mit dem Wacheschieben an Bord, die Heimreise nach Schottland verdienen mußten.

Ich machte mich bei meiner Aufräumungsarbeit jedenfalls sehr wichtig, plauderte so gut es ging mit dem Sergeant und gab ihm zu verstehen, dass ich mich für ihn freue, dass er noch am Leben sei und er mir nicht früher vor die Torpedorohre unseres U-Bootes kam. Diese Feststellung reichte dazu aus, mir ganz verstohlen einen Schluck aus seiner illegalen Whiskyflasche trinken zu lassen. Ein unvorstellbares Vertrauen, welches er mir damit entgegenbrachte. Ich durfte gar nicht daran denken, dass er vielleicht einer solchen Flasche wegen, die man in seinem Spind fand, sechs Monate lang Quadersteine geschlichtet hat.

Ich hatte das Gefühl, dass uns die Sprache zusammengeführt hat. Mir war, als würden wir uns schon seit langer Zeit kennen und ich glaubte, dass ich ihn über mein eigentliches Vorhaben informieren müßte. Dazu kam es allerdings nicht. Als ich nämlich den Kehrriech in einer leeren Keksdose verstaut hatte nahm er seine Knarre, packte mich am Arm und sagte: »Let's go!« Am Griff allein erkannte ich schon, dass wir beide uns gegenseitig als »Feinde« nicht vorstellen könnten. Also gingen wir einen Niedergang nach den anderen hinauf. Von Deck zu Deck. Ich voraus und er hinter mir nach. Um Himmelswillen – war der Dampfer vollgepfercht mit Leuten! An jeder freien Stelle waren Leisten mit Haken angebracht und von Haken zu Haken waren Hängematten gespannt. Überall, wo man hinsah, Soldaten, Soldaten und wieder Soldaten – alles ausgebildete Flieger der Royal Air-Force. Zwangsläufig stellte ich mir vor, was das für fette Beute für uns gewesen wäre. Aufrichtig freute ich mich aber auch über die gelungenen Absetzmanöver, die der Kapitän am Vor-

tag durchgeführt hat und damit seine »Volendam« und somit auch uns vor dem Absaufen bewahrte.

Jetzt sind wir an Oberdeck. Schlechte Sicht, leichter Regen und eine frische Brise. Dennoch sind auch an Oberdeck viele Menschen. Ich vermute, sie sind seit dem U-Boot-Alarm am Vortag an Deck geblieben. Meinen Müll mußte ich in einen Container werfen und sehr aufpassen, dass kein Stück Papier über Bord ging. Jeder noch so kleine Papierfetzen hätte ja eine Spur für ein verfolgendes U-Boot bedeuten können. Es war kalt und unfreundlich an Deck. Meine Keksdose war leer bis auf eine ebenfalls leere Zigarettenschachtel, die ich in der Dose als Köder liegen ließ. Auch meinem Führer war es oben zu kalt und er mußte auch wieder zurück zum Schiffsboden. Er hatte also auch keine Wahl. Wir sprachen auch darüber, dass man an Oberdeck einen Schiffsuntergang leichter überleben kann als unten in der Pilsch. Doch weiß Gott was der Schotte von unserem Palaver verstanden hat!

Unsere Verständigung, soweit sie nicht mit der Zeichensprache klipp und klar untermauert war, war äußerst dürftig. Sie ist bestenfalls so zu vergleichen, als würde ein Kölner mit einem waschechten Zillertaler in seiner Muttersprache über die Unsterblichkeit der Maikäfer einen wissenschaftlichen Dialog führen. Ich konnte ihm jedoch klar machen; dass er langsamer gehen müsse, denn die Soldaten die da so überall herumlagen, sollten sehen, dass er seinen Gefangenen schon gemacht habe. So wie ich aussah hätte kein Mensch auch nur vermuten können, wer ich sei und wie ich in meinem Räuberzivil, ohne Schuhe, unrasiert und verwahrlost auf dieses Schiff kam.

Latrineparolen kursierten viele. Sie reichten von: »An Bord befinden sich Überlebende einer Atlantik-Wolf«, bis »Jungs paßt auf euch auf, dass euch nicht ein German-Submariner mit seinen speziell angezüchteten Reißzähnen in die Gurgel beißt!« und noch viele andere mehr. Mein Aufpasser hat seinen Stolz auch reichlich genossen. Er blieb sogar öfters stehen und gab gelassen Auskunft über mich. Das war jetzt die Gelegenheit! Besser hätte sie nicht sein können.

Ich schüttelte die Blechdose hinter meinem Rücken, sodass die leere Zigarettenschachtel wie das Zwölfuhrläuten geweihter

Kirchenglocken erklang. Es war fast nicht zu glauben, die erste volle Zigarettenschachtel fiel bald in die Dose. Großartig! Klar – wo Tauben sind, fliegen Tauben zu. Es rumpelte nur mehr so hinter meinem Rücken. Von den losen Smoks, die vielleicht unentschlossene Rückversicherer in meine Opferschale warfen will ich gar nicht reden. Ich vermute stark, dass auch mein Freund der mich mit seiner »Puff'n« (bekannt seit der Ausbruchsaffäre vom »Schandl«, den der »Joschi« gefangen hat und auf gut wienerisch Handfeuerwaffe heißt) begleitete und beschützte, von dem Braten gerochen hat. Ganz klar! Er ging immer noch langsamer, erzählte den zukünftigen Kriegern wahrscheinlich ganz nette Kriegsromane in schauerlicher Interpretierung, denn er blieb jetzt überall verdammt lang stehen. Und weil er erst weiterging, wenn sein Gesprächspartner seinen Obolus geleistet hatte, nehme ich an, dass er mein Unternehmen »Blauer Dunst« schon längst durchschaut hatte.

Jedenfalls, als wir unten vor unserem Wellentunnel ankamen, habe ich mit »Thank's a Million« gleich einige volle »Camel« und »Chesterfield« für ihn und seine Kameraden spendiert, damit er erst gar nicht auf die Idee kommt, die Konterbande bei mir zu beschlagnahmen. Hatte der eine Freude! Kein Wunder, der arme Schlucker hat ja auch nur ordinäre »Woodpine« geraucht, eine Zigarette, die unserer »Austria-Drei« in punkto Qualität am ehesten gleicht. Fast wie ein englischer Butler, er war zwar seiner Aussprache nach Ire, öffnete er mir das Gitter zu meinem Etablissement. Wir schauten uns noch einmal tief in die Augen und wußten, dass wir gutes »Teamwork« geleistet hatten. Ich sagte noch einmal »thanks« zu ihm und er meinte zu mir »satisfied«?

War ich froh, als ich mit meinen Schätzen hinter dem Gitter war, wo sie mir niemand mehr abjagen konnte. Angesichts eines derartigen Erfolges konnte ich es mir nicht versagen laut »Achtung!« zu rufen. Für einen Lord meines Ranges wäre das in einer Schiffsstammabteilung ein, man könnte fast sagen, selbstmörderisches Unterfangen gewesen. Bootsmänner, Maate und im Dienst ergraute Matrosenhauptgefreite sprangen aus ihrer gekrümmten Lage auf. Es war ein Erlebnis, wie sie da alle so vor mir standen. Keiner brüllte mich meiner Frechheit wegen an. Alle warteten gespannt was denn mein Befehlston zu bedeuten hätte.

Weil ich zu dieser Zeit einer der wenigen war (außer den Offizieren, die von uns sofort separiert wurden), der in der Schule Englisch gelernt hatte, hätte ich ja auch einen Befehl überbringen können – oder so – was weiß man? Ich kannte meine Kameraden genau und ich wußte auch, dass sich gar mancher schnell wieder niedergesetzt hätte, hätten sie meinen Ausruf vor ein paar Wochen gehört. Ein »Außenstehender« hätte nichts Ungewöhnliches daran gefunden, denn er hätte unter den bärtigen Gestalten keinen Standesunterschied feststellen können. Nur durch den Umstand, dass einige Soldaten ihre Mütze retten konnten, waren sie als Uniformierte zu erkennen. »Look what I have for You!« – Komisch, in einer Fremdsprache spricht sich alles viel leichter aus. Man kann alle, ob Vorgesetzte, Freunde, liebe Menschen oder »Beißer« mit einem ganz gewöhnlichen, alle gleichmachenden Wort, ansprechen. »Nicht für Sie Herr so und so«, auch nicht »für Dich« – nein einfach und schlicht: »For You«.

Noch immer lag Spannung (geteilte Spannung) auf ihren Gesichtern. Ich meine, sie haben alle was geschnuppert, konnten das Unmögliche aber noch nicht begreifen, sondern haben einfach nur den himmlischen Duft von Tabak in ihre Nasen aufgesogen. Ein Freudengeheul brach erst los, als ich meine Beute auf die Flurplatten des Wellentunnels leerte. Ein Gefühl wie »Weihnachten«.

Ich war nun fast noch stolzer auf mich selbst, als es noch vor wenigen Minuten der Schotte auf sich war. Ich, der junge Spund, habe es zustande gebracht, durch Initiative und vor allem auf ehrenhafte Weise, für alle etwas zum »Smoken« zu organisieren. In dieser scheußlichen Lage einmalig und hundertfach wertvoll. Jedem wurde sein Anteil gegeben. Allen gleich viel. Nur ich behielt mir auf allgemeinen Wunsch ein geschlossenes Päckchen »Chesterfield« mehr. Ja, sogar ein Streichholz hat so ein cleverer Flieger in die Dose geworfen und so stand der feierlichen »Inbrandsetzung« der ersten Zigarette auf der »Volendam« nichts mehr im Wege. Ach hat es nun gequalmt! Ein Glück, dass wir so tief unten im Schiffsbauch lagen und, dass die rotierenden Wellen wie Ventilatoren wirkten, sonst hätte es an Bord bestimmt »Feueralarm« gegeben.

Einen Tag später hat sich die unausgesprochene Freundschaft zwischen mir und dem »Highlander« bestens bewährt. Er kam zum

Gitter gelaufen und befahl mir schnell die Zigaretten auszumachen, da der Kapitän im Anmarsch sei. Prima! Ich konnte richtig übersetzen und jeder ließ sofort die Rauchwaren verschwinden. Auch konnte ich es mir nicht verkneifen, meinen Oberlippenbarträger nochmals darauf aufmerksam zu machen wie gut es auch für ihn sei, dass sein Wacheraum aufgeklärt ist.

Der »Herr des Schiffes« kam mit einer ganzen Schar »Neugieriger« vor unserem Gitter an. Wahrscheinlich hat er seinen Zechkumpanen in der Messe eine besondere Attraktion versprochen. Er kam allein zu uns herein und ließ seine Begleiter mit offenem Mund außerhalb des Gitters stehen. Einem Raubtierdompteur gleich, stand er breitbeinig vor uns. Ich glaube er fühlte sich auch als solcher, sonst hätte er nicht so eine »Show« abgezogen. Jedenfalls fragte er nicht, wie es uns geht. Es interessierten ihn auch nicht Wünsche oder Beschwerden.

Nein, er konnte es sich nicht verbeißen, uns den wahren Grund für unser Logis im Wellentunnel mitzuteilen. Also sprach er: »Ich habe schon einmal den harten Griff der deutschen U-Bootwaffe zu spüren bekommen.« Er sprach wider Erwarten gut Hochdeutsch. »Damals wurde die ‚Volendam‘ auf der Fahrt nach Kanada torpediert. Ich konnte aber das Schiff«, sagte er, »obwohl es starke Schlagseite hatte, noch sicher in den Hafen bringen.« Ein ausgezeichnete Fachmann mußte er auch sein, sonst hätte er bei dem vorangegangenen Unterwasserangriff der Kameraden nicht so geschickt manövriert. »Auf dieser Fahrt, wo ich Sie gezwungenermaßen an Bord nehmen mußte, sollten Sie im Falle eines Torpedotreffers, diesen aus nächster Nähe und von innen betrachten können«.

Beinahe wäre es soweit gewesen. Nun gut, ob es wirklich auf seinem Innersten basierte, oder ob er nur vor seinem Publikum so zynische Worte gewählt hat, ist letztlich auch egal. Jedenfalls wurden wir gut gepflegt und gut behandelt und der Kapitän brachte uns auch sicher von Island nach England.

»KARINHALL« – DAS ERSTE LAGER IN ENGLAND

Die Begleiter, die uns in Glasgow an Land brachten, waren flotte »Sailors« und so konnte eigentlich schon nichts mehr schiefgehen. Man hat uns nicht begrüßt wie eine Erbtante aus Amerika, aber der Großteil der Engländer war freundlich und friedlich. Freilich haben viele aus der Menge der Zuschauer geschimpft und uns bespuckt. Sie wurden aber von unseren Begleitern in großem Respektabstand gehalten, sodass es zu keinem Spießrutenlauf ausarten konnte.

Bald haben nun auch die härtesten Gegner der englischen Sprache aus unseren Reihen kapiert was Worte wie »German Dog« oder »Go to hell« und »God'dam Submarin's« wohl heißen könnten. Jedenfalls sind wir abschließend gut in einer leerstehenden Turnhalle eingelaufen.

Der ältere Herr, der die Verantwortung über diesen Transport hatte, dürfte in seinem früheren Leben ein Psychotherapeut gewesen sein, der im Krieg zur Hafenkommantur eingezogen wurde. Er sagte sich, und das hat er meiner Meinung nach ganz richtig erkannt, wenn ich die Gefangenen gut verpflege und ihnen auch noch mit zwei Decken ein feudales Lager bereite, dann schlafen sie gut, keiner läuft mir davon und ich habe keine Scherereien mit den verlausten Burschen. Recht hatte er! Noch heute trinke ich öfters auf das Wohl dieses Mannes.

Gleich nach dem ausgiebigen und köstlich zubereiteten Mahl kroch jeder unter seine Woldecken. Was für ein Wohlgefühl nach all den Strapazen, wieder einmal richtig zu grundeln. Bald hörte man die verschiedensten Töne, die ein Mensch im Schlaf als Zeichen seines Zufriedenseins von sich gibt. Niemand drehte sich nervös auf seinem Lager und ich glaube, auch die Bewacher haben in diesen heiligen Hallen ein Nickerchen gemacht. Na schön, das war die Theorie von diesem Chef und ich muß sagen, sie ist auch aufgegangen. Wohin hätten wir auch in diesem Aufzug entlaufen sollen.

Zum Frühstück waren alle vollzählig da. Wieder hat er sich wie ein guter Gastgeber benommen und uns fürsorglich, ja fast väterlich, den ihm folgenden Betreuer (Bewacher) übergeben. Mir als »Speaker« hat er noch beim Abschied auf die Schulter geklopft, so quasi: »Mach es gut und schau, dass du immer obenauf bist!«

Mit einem Lastwagen ging es zum Bahnhof und von dort mit der Britischen Eisenbahn – in Sonderwaggons versteht sich – von Glasgow nach London. Da hat sich eine nette Story zugetragen. Mein Freund und ich, dessen Namen übrigens auch mit einem W – wie Wilhelm beginnt, saßen in einem Abteil und mit uns ein junger »Tommy«. Er war mit einem Gewehr bewaffnet und mußte auf uns aufpassen. Er war noch jünger als wir und hatte mehr Angst als Liebe zum Vaterland. Abermals kam mir mein Freigegegenstand aus der Schule, mein Englisch, zugute.

Es gelang mir, den Jungen in ein Gespräch zu verwickeln, in dessen Verlauf ich ihn fragte, ob er nicht auch eine Zigarette rauchen wolle. Ach Gott, hat der losgesprudelt. Ich mußte ihn bitten, langsam zu sprechen – »Speak slowly please« – denn ich verstünde kein Wort von seinem Geschnatter. Er gab mir bedacht und langsam zu verstehen, dass es absolut verboten sei hier zu rauchen. »Jesus Christ«, wenn das ein Sergeant sähe, dann könnte er sein Testament machen, oder er müßte zumindest für sechs Wochen in das Schinderlager nach Island übersiedeln. Es gelang mir, ihn davon zu überzeugen, dass dieses Verbot für uns nicht gelte. Tat er es nun aus Menschenfreundlichkeit oder aus einem anderen Grund, ich weiß es nicht. Jedenfalls bot er Hugo und mir eine von seinen »Woodpines« an. Gentlemanlike gab er uns Feuer und wir rauchten mit Genuß im britischen Railwaycar eine Zigarette.

Lustig wurde die Situation dadurch, dass er auf uns aufpasste, dass wir beim Rauchen nicht gestört wurden. Doch womit wir alle drei nicht gerechnet hatten war, dass der »Sahib« von England – übrigens auch ein sturer Bursche – eine so feine Nase hatte, dass er den Rauch bemerkte. Ich glaube allerdings, dass auch er mit der »Raucherei« sehr knapp dran war. Plötzlich stand er in voller Größe da! »Na servus« das Bürschchen hat sogar aufs Aufstehen vergessen. Gerade wollte der widerliche Kerl eine Befragung beginnen, da habe ich ihm schnell den Wind aus den Segeln genommen. Er wollte nämlich wissen, von wem die Zigaretten seien. Da griff ich nach meinem Päckchen Chesterfield, das ich noch bei mir hatte, schnippte mit dem Finger gegen den Boden der Schachtel, auch das habe ich in der kurzen Zeit schon gelernt, hielt sie dem Sergeant unter die Nase und sagte so wie von ungefähr zu ihm: »How about a Chesterfield«?

Der Duft, der Anblick, die Chesterfield, das hat dem alten Sergeant zwangsläufig die Augen um einhundertachtzig Grad verdreht. Er griff zu und hat uns außerdem aus seinem Paket auch noch eine angeboten. Nun kommt der Clou der Sache: Der arme Aufpasser, der schon von der Woodpine keinen Zug abgekriggt hat, mußte vor die Abteiltüre und über höheren Befehl aufpassen, dass uns drei, also den Sergeant, Hugo und mich beim Genuß der Chesterfield niemand überrascht oder stört.

Im Flug verging die Zeit. Die Verdunkelung vor den Fenstern haben wir einen Spalt geöffnet, so dass wir die vorbeifliegende, sich im Kreise scheinbar drehende Landschaft beobachten konnten. So fuhren wir dieses Mal gegen London. Dort sollte die Show ablaufen, für die wir so lange und gründlich vorbereitet wurden.

Eine aufgebrachte Menschenmenge erwartete uns am Bahnhof. Nun, die werden doch nicht alle wegen uns gekommen sein? Das wäre doch wirklich nicht notwendig gewesen. Hugo schau! Alle diese »Zivilisten« haben einen Stahlhelm auf und eine Gasmaske umgehängt – nun gute Nacht! Zu einer Schlägerei mit denen darf es nicht kommen. Wir barfuß in einem blau/weiß gestreiften Leibchen, gegen die feldmarschmäßig ausgerüsteten Briten. Das konnte nicht gut gehen.

Der Zug hält an und wir steigen aus. Da hatten unsere Betreuer aber allerhand zu tun! Die Leute, die auf unseren Empfang vielleicht schon stundenlang gewartet hatten, benahmen sich wie Wilde. Sie wollten uns allen die Hand drücken, allerdings ins Gesicht. Nun die, welche in den vorderen Reihen standen, drängten nur deshalb so, weil jene, welche rückwärts standen und uns gar nicht sehen konnten, so hysterisch drängten. Die armen »Schreier« in der ersten Reihe haben selbst am meisten draufgezahlt. Heiser sind sie geworden und gar mancher wurde mit einem Gewehrkolben hart zurückgedrängt. Ihren Speichel haben sie verspuckt und einige von ihnen bekamen aus den hinteren Reihen einen gelbgrünen »Tuberer« ins Gesicht geschleudert.

Der Empfang ist sozusagen »propagandamäßig« abgelaufen. Aber bis zu uns herüber kam niemand, da hätte einer schon als Preisspucker im Zirkus auftreten können, denn unsere Gastgeber waren auf Draht und haben uns ein gutes Geleit gegeben. Ein Bild

der Verwahrlosung müssen wir ja abgegeben haben! Nicht rasiert, nicht gekämmt. Jeder in den Klamotten, die er gerade beim Aussteigen aus dem U-Boot anhatte. Vergammelt aussehend und ohne Schuhe, so standen wir am Perron des Bahnhofes von London.

Wenn ich zum Beispiel mein eigenes Aussehen kurz beschreibe: Ein Paar zerrissene Socken, die nun schon so angezogen waren, dass die zerrissenen Fersen nach oben geschaut haben. Eine Hose von einem Maschinenpäckchen und ein blau/weiß gestreiftes Unterleibchen, welches wir vor unserem letzten Auslaufen in Lorient aus dem Bestand der französischen Marine ausgefasst hatten. So standen wir in Linie zu zwei Gliedern angetreten am Bahnsteig und harrten der Dinge, die da noch kommen würden.

Dieses unerwartete Ereignis folgte auf dem Fuß. Unser »Alter« stieg aus dem Zug. Allerhand, er hatte seine weiße Kommandantenmütze noch auf dem Kopf. Es wunderte mich sehr, dass diese noch kein Souvenirjäger konfisziert hatte. Er fuhr auch Sonderklasse und hatte zwei Lakeien, die sich um ihn sorgten.

Jedenfalls unser Steuermann, der unserem Haufen voranging, schaltete schnell. Bestimmt deshalb, weil er schon über zehn Dienstjahre bei der Kriegsmarine gedient hatte und deshalb schon automatisch »Achtung« schrie, wenn ein Vorgesetzter, noch dazu mit einer unübersehbaren weißen Schirmmütze am Haupt, den Raum betritt. Wie gelernt schaute er uns kurz scharf an, wir vergaßen alles um uns her, und er rief mit lauter Stimme, welche das Gröhlen des Empfangskomitees weit übertönte: »Achtung«! Alle standen wir still. Unsere unbeschuhten Fersen rissen wir zusammen und legten die Daumen an die Stellen, wo sich normalerweise eine Hosennaht befindet.

Ausgerichtet und mit Blickwendung zum Kapitänleutnant – so standen wir wie siegreiche Heimkehrer an der Pier von Lorient, vom BDU empfangen und nicht wie hier, unter einer aufgehetzten Menge, am Bahnhof von London. Mit einigen Schritten ging er an den Absperrmannschaften vorbei, postierte sich vor dem Alten und machte ihm laut und klar eine Meldung von den Überlebenden. Da blieb dem Volk von London für einige Zeit der Mund offen stehen! Die haben vielleicht überrascht geschaut! Die Tommys sind auf diesem Gebiet ja allerhand gewöhnt, aber sowas wurde ihnen nicht alle

Tage geboten. Sie waren jedenfalls, so anständig und warteten, bis der Steuermann uns wieder »rühren« ließ und selbst hinter die Linie der Betreuer trat, bevor sie um so lauter mit ihrer Schreierei fortfuhren.

Die Lautstärke verlor sich nach und nach, viele waren nun schon heiser. Mitten in den Radau hinein schrie jemand »Left turn! – Quick! – March!«. Das hat zum Unterschied des »Achtung« unseres Obersteuermannes ganz leger ausgeschaut, weil bis zu diesem Zeitpunkt noch wenige Leute unserer Besatzung Englisch verstanden. Heute wäre das anders. Viele junge Europäer bekommen schon mit der Muttermilch ein Gespür für die »angloamerikanische« Ausdrucksweise mit. Also, nach und nach drehten sich alle nach links um und das »Quick! – March!« wurde so verstanden, dass wir halt hinter dem Schreier, der obendrein mit seinen Armen irrsinnig umherfuchtelte, einhertrotteten.

Man geleitete uns zu bereitgestellten Omnibussen, unter kurzen Ovationen vereinzelter Zuschauer, deren Großteil sich wahrscheinlich nicht vorstellen konnte, was da gespielt wird. Ohne Umstände stiegen wir ein. Der Bus wurde noch von außen verriegelt und los ging die Fahrt. Schade, von der Themsestadt haben wir dabei nicht allzuviel zu sehen bekommen. Die Fenster waren leider innen mit schwarzer Verdunkelungsfarbe beschmiert. Nur bei den, wahrscheinlich von Kindern abgekratzten Gucklöchern, konnte man ab und zu ein Gebäude oder eine Kirche erkennen. Mal links und mal rechts bog das verdunkelte Fahrzeug ab und man hätte aus dieser Lage nicht sagen können, in welche Himmelsrichtung der Bus fuhr.

Sicher war, dass wir auf die einzelnen Verhörlager verteilt wurden. Diese hatten von unseren Vorgängern schon die hochtrabendsten Namen bekommen. Beispielsweise jenes, wohin wir verfrachtet wurden, lag in einem wunderschönen, gepflegten Park. Ein klassisches, altes Schloß mit einem richtigen Schloßteich, auf dem majestätisch Schwäne ihre Bahnen zogen.

In jener Zeit konnte man den Inbegriff von Schönheit in Bezug zu einem Schloss, nur mit dem Landsitz des deutschen Luftmarschalls, Hermann Göring, in Verbindung bringen. »Karinhall« lag, soviel ich weiß, irgendwo in den weiten, masurischen Wäldern und um das Schloss ästen Wisente und Wildsauen. Deshalb bekam unser

Verhörlager in Old England, das für uns Prisoner für kürzere oder längere Zeit zum Wohnsitz wurde, den Namen »Karinhall«. Wenn man einmal im Schloss drinnen war, wurde man nur mehr verhört und sah seine Kameraden kein zweites Mal. Man war immer allein.

Hi, hi, ich muß heute noch lachen, wenn ich daran denke, was meinem Freund Hugo und mir da drinnen Wunderbares widerfahren ist. Wir hatten beide den selben Anfangsbuchstaben vor unserem Familiennamen, ein »W«. Bei der Aufteilung auf die verschiedenen Zimmer, welche unter ganz anderen Vorzeichen, wie das »Left turn!, Quick!, March!« vom Bahnhof vor sich ging; also rauher und mit sofortigem, harten Anfassen im Nacken, sind wir beide übrig geblieben. Es war halt kein freies, einzelnes Zimmer mehr vorhanden. So standen wir allein in einer Halle und die Wirtsleute waren ziemlich ratlos und wußten nicht, was sie mit uns zwei Übriggebliebenen anfangen sollten. Plötzlich faßte uns einer der Burschen am Kragen und sagte: »Come on!«

Hinter uns, erreichbar durch eine schleuderförmige Kehrtwendung, war eine Tür, an der ein Schlüssel von außen steckte. Schwuppdwupp, wir waren drinnen und von außen wurde abgeschlossen. Mehr braucht ein Mensch nicht! Wir waren in einem fürstlichen Badezimmer gelandet! Und warmes Wasser lief auch! Es war ein Geschenk des Himmels oder sonst eines überirdischen Wesens, bald hätten wir soviel Glück vor Rührung fast nicht fassen können. Schnell zogen Hugo und ich unsere verlausten Klamotten aus – und nun nichts wie hinein in das herrliche, lauwarne Badewasser. Wir saßen uns gegenüber, friedlich und selig und kein Schimpfwort ist gefallen, wenn gerade der gegenüber Sitzende mit seinen stinkenden »Haxen« deren Abschluß von schwarz umrandeten, abgestoßenen Zehennägeln gekrönt war, dem Mund seines Gegenübers zu weit unter die Nase gestrampelt hat. Das war ein Wonnegefühl! Wieder einmal, noch dazu ungestört weil von außen abgesperrt, in einer mit warmem Wasser gefüllten Badewanne zu sitzen, so wie Gott habe ihn selig, weiland der ehemalige Schlossherr gesessen haben mochte.

Wie richtige Lords des englischen Adels kamen wir uns vor. »Was meinst du Hugo,« sagte ich. »legen wir auch noch schnell unsere Klamotten mit ins Wasser? Es kann sicher nicht schaden, wenn wir

sie in unserem Badewasser spülen.« Am Höhepunkt der Lust angekommen, wird der Schlüssel im Schloß gedreht und herein tritt der Sergeant vom Dienst. Na, der hat im ersten Augenblick nicht einmal nach Luft schnappen können, als er uns so friedlich in der Badewanne sitzend sieht. Als er seine Sprache wieder fand, hat er erst einmal närrisch getobt. Gut, dass um diese Worte zu verstehen, mein Schulenglisch nicht ausgereicht hat. Dann war aber doch auch für diesen hart gesottene Burschen unser Anblick zu komisch. Einmalig wie wir zwei so in der Badewanne saßen. So musste er, wenn auch nur innerlich, lachen. Nach kurzer Zeit schrie er: »Jetzt aber heraus aus der Wanne Get up you God dam!« Natürlich sind wir sofort heraus aus der Wanne, haben unsere Klamotten ausgewrungen und sind, so wie wir waren, vor ihm her auf die Bude marschieret, die der hohe Rat für uns inzwischen klar gemacht hat.

Wir hätten ja so von Herzen lachen können, haben uns jedoch beim Anblick dieses Bullen nicht getraut. Einmal um den Sergeanten nicht noch mehr zu verärgern und außerdem waren wir überzeugt, dass in dieser guten Stube einige Mikrofone eingebaut sind, und dass jedes Wort mitgehört werden kann. Ach, wie blühte da unsere Fantasie! In jedem Fliegenschiss an der Wand vermuteten wir ein Abhörgerät kleinster Sorte, den Teppich haben wir zurückgeschlagen und unterhalten haben wir uns nur im leisesten Flüsterton, so als wären wir noch im Boot und befänden uns, vom Feinde verfolgt, auf Schleichfahrt. Gefunden haben wir im Grunde nichts; aber für diese Art der Spionage war bestimmt alles vorbereitet.

So haben wir natürlich auch nicht genau besprechen können, was wir beim Verhör sagen wollen. Nun gut; sagen wir wer wir sind. Das Fachwissen sollten sie den Kapitän fragen, der auch sonst bei ihnen zu Gast war. Unser großes Pech war, dass wir beide auf die glorreiche Idee kamen, dass wir »Köche« an Bord waren. Also das war schon ein Malheur, denn unserem wirklichen »Smutje« Erich, der an Bord auch tatsächlich für unser leibliches Wohl sorgte, wurden seine Aussagen nicht geglaubt. Er hat mit seinem rothaarigen Poller so überzeugend einem echten Arier, wie sich der Verhöroffizier eben einen beutehungrigen Germanen vorgestellt hat, gleichgesehen. Und weil er gar so beinhart bei seiner Behauptung blieb, hat ihm keiner geglaubt.

Erich war wirklich arm und konnte eigentlich gar nichts dafür. Er sagte die Wahrheit und wurde trotzdem pausenlos verhört. Wir, die die Unwahrheit behaupteten, sind prima davongekommen. Man hat von uns zwei auch schon die Nase voll gehabt, wenn wir zum hundertsten Male antworteten: »Wir sind dieser und jener ..., Wir wissen das nicht ... Außerdem ist ja der Chef auch da und wir sind auf dem Boot nur als Köche gefahren.«

Jedenfalls waren diese Verhörmethoden einmalig. Zum Beispiel wurde einem das aufgepflanzte Seitengewehr von einem Soldaten unter das Kinn gestellt oder mit einer Reitpeitsche unheimlich wild auf den Tisch gehauen. Auch hat man den Revolver durchgeladen und ähnliches, nur um herauszukriegen, wie meine Großmutter heißt oder wann meine Mutter geboren wurde. Durch diese Methoden blieb man immer eingeschüchtert und die Befrager haben sich dann das herausgesucht, was sie wirklich hören wollten. Hat jemand viel erzählt, war er wochenlang in »Karinhall«; stellte man aber fest, dass diese Fragen von anderen besser beantwortet werden können, oder, dass aus einem schwer was heraus zu holen ist, dann konnte dieser nach einigen Tagen das »Gastschloss« verlassen.

Verlassen durch die vielen Scherengitter, welche in kurzen Abständen die Korridore quer unterteilten. Vorbei an den riesigen Bogenfenstern, die einen herrlichen Blick auf den grandiosen Park freigaben. Auf den typischen englischen Rasen mit seinen Laubbaumgruppen, den Schwänen im Teich, den radschlagenden Pfauen und die mit weißem Kies bestreuten Wander- und Reitwege. Nach dem letzten Scherengitter war dieser Zauber vorbei. Auch Hugo und ich, die wir diese letzten Schritte durch das Schloss gemeinsam gingen, waren von so viel Schönheit, die sich unseren Augen bot, überwältigt. Was die Kriegszeit so alles fertig bringt?

Diese Mauern haben bestimmt schon glücklichere Gäste, als die welche zur Zeit die Boudoire bewohnen, beherbergt und gesehen.

ZU GAST IM »FEUDELLAGER«

Aha! Unsere verdunkelte Benzinkarosse wartet schon wieder vor dem Palais. Auch die »Livrierten« fehlen nicht. Für unsere Abreise haben Herr Graf also bestens vorgesorgt. Danke konnte ich nicht mehr zu Ende denken, da stieß mich so ein Flegel vollkommen ungalant und ganz ohne englischer Noblesse, in den Benzinlandauer. Da saßen wir zwei nun wieder und harrten der Dinge, die da kommen würden.

Die Fahrt führte uns kreuz und quer durch London bis zur Piccadilly Avenue. Unser neues Quartier war nun das »Feudellager«. Auf den ersten Blick dürfte das Gebäude ein altes Patrizierhaus gewesen sein mit seinen mächtigen Treppenaufgängen, Zimmerfluchten und langen Fluren. Es hatte auch einen hübschen Garten und sah dem Mausoleum des Erzbischof Wolf-Dietrich im Sankt-Sebastian-Friedhof zu Salzburg ein wenig ähnlich. Die Gebeine eines englischen Adligen könnten ohne weiteres unter dem Steinboden verscharrt gewesen sein.

Im gesamten Rundbau waren Modelle von U-Booten und deren Ausrüstungsgegenstände aufgehängt bzw. aufgestellt. Torpedos und Zünder, ganze Ruderanlagen und weiß Gott was noch alles. Die Lehrsäule unserer eigenen Unterseebootschule waren dagegen beinahe mangelhaft eingerichtet.

Zu dem Namen »Feudellager« ist das ehrenwerte Haus dadurch gekommen, weil jeder Gast, der dieses Haus betrat, sofort eine Pütz und einen Feudel (auf deutsch, einen Wassereimer und einen Putzfetzen) in die Hand gedrückt bekam und den auch für die Zeit seines Verbleibens als persönlichen Ausrüstungsgegenstand behielt. Diese Dinge hatte er immer bei sich und durfte sie nur aus der Hand geben, wenn er gerade in einem der Zimmer verhört wurde.

Was die Modellschau im Pavillon betrifft, wollte man an Hand dieser Teile erfahren, was jeder Einzelne weiß und wollte seine Kenntnisse prüfen. War jedoch jemand verstockt, oder hat er sogar behauptet, dass er Koch an Bord gewesen sei, hat der Fragesteller mit dem merkwürdigen »Deitsch« eine einmalige Methode zur Anwendung gebracht, um den Lord zum Sprechen zu bringen. Ich beispielsweise mußte mich auf die Zehen stellen (Hugo erging es

genau so – er war ja auch ein Koch – scheußlich zwei Köche auf einem Haufen) und auf Kommando schoß ein großer Bernhardiner, knurrend auf meine Beine zu und umkreiste mich einige Male. Man hat aber dem guten »Bari«, denn er war ein braver Hund, schon an seinen treuen Augen angesehen, dass auch ihm der Blödsinn schon lange zu fad wurde. Kopfschüttelnd und resignierend hat er sich wieder auf sein Lager in der Nähe der Tür niedersinken lassen, die Augen geschlossen und sich seinen Teil gedacht. Für ihn war es lediglich eine lästige Routinearbeit.

Das Quartier im »Feudellager« war miserabel und wäre in »Karinhall« sogar für den letzten Roßknecht unter jeder Würde gewesen. Es bestand aus einem leeren Raum, in einer Ecke Stroh und in der anderen Ecke ein Eimer. Letzteren waren wir schon nicht mehr gewohnt. Da war es wieder von Vorteil, dass man fast den ganzen Tag mit Pütz und Feudel unterwegs war, wenig zu Essen und nichts zu Rauchen hatte. Das machte das Maß in diesem Haus noch voll. Wieder brachte jeder neue Tag eine veränderte, neue Lage. So auch im »Feudellager«.

Der Riegel wird von außen zurückgezogen und in unserer Luxus-Suite steht ein Tommy! »Come on! Get up!« Instinktiv nehmen wir unsere Pütz und den Feudel auf und folgen ihm. Er führt uns mehrmals über Ecken und Stiegen. Hugo und ich schauen uns an; also da waren wir noch nie. Aha, da schau her – heute klaren wir zwei den Aufenthaltsraum der Betreuermannschaft auf. Nicht schlecht! Was heißt hier Aufenthaltsraum? Es war eine lang gezogene, finstere Bude in der mit einigen Metern Abstand, etliche eiserne Öfen aufgestellt waren. In der Mitte der Unterkunft stand eine Reihe von Tischen und beidseitig Bänke, ähnlich einem Bierzelt. Auf jedem der Öfen stand ein Häferl mit Wasser denn die Tommys trinken gerne Tee. Und geraucht hat es hier!

Prima, vielleicht gelingt uns nun der große Wurf! Leider, der »Aufpasser« läßt uns keinen Augenblick allein. Da kamen wir auf eine großartige List, wie wir den Burschen für kurze Zeit los werden könnten. Obwohl der Raum war fast leer war, stießen wir tollpatschig das Teehäferl auf einem der Eisenöfen um. Die Wirkung war phänomenal! Auf der heißen Platte brodelte das Wasser, Dampf stieg auf und zischte auseinander. Jöö, hat der kleine »Giftzwerg«

geschimpft! Schnell öffnete er eine Oberlichte und anschließend holte er draußen am Gang in der Teekanne frisches Wasser beim Brunnen. Jetzt aber schnell Hugo! Rasch haben wir die bereits vorher ausgespäten Rauchwaren zu uns gesteckt. Noch schnell ein Feuer dazu und, als wäre nichts geschehen, haben wir beim Wiedererscheinen unseres Bewachers mit gesenktem Blick wieder geputzt.

Kaum konnten wir es erwarten, bis man uns wieder in unser grandioses Logie zurück brachte. Aber als wir wieder gut verwahrt waren, fielen wir uns in die Arme, lachten und entflammten sofort feierlich eine Zigarette. Auch diese war wieder einmal die allerbeste Zigarette, die wir jemals geraucht hatten.

Allmählich ging mir jetzt die stupide Putzerei und die noch blödere Fragerei auf die Nerven. So, dass ich mir nach klarer Überlegung sagte, wenn wir beide nun auf »Stur« schalten, uns die Gentlemen zum Teufel jagen und uns, so ich auf das Glück vertraue, an bessere Gastgeber weiterreichen werden. Trotzdem haben wir noch etliche Tage gefeudelt, wurden zwischendurch noch mehrmals das gleiche gefragt und haben anschließend wieder gefeudelt.

Nun, da hat sich noch folgendes zugetragen. Wir wurden wieder verhört und die Geschichte mit den zwei Köchen wollte niemand so recht glauben. Bei Fragen über die technischen Modelle haben wir nicht viel zu antworten gewußt. Wir waren der Meinung, unsere Gastgeber sollten in dieser Beziehung lieber den Kapitän oder den Obermaschinenisten fragen, die wären ja schließlich auch Gäste in ihrem Hause. Die müßten es ja besser wissen als wir, die wir nur »Smutjes« an Bord waren. Keine guten Aussichten für Erich, der ja tatsächlich Koch auf unserem Boot war. Für ihn sehe ich schwarz, wenn er von »Karinhall« hier eintrifft. Dann dreht der kleine Mann mit der langen Nase hinter seinen zwei grellen Scheinwerfern, die er vor sich am Tisch stehen hat, durch. Mit meinem Schulenglisch habe ich nur soviel verstanden, wie einer zum anderen sagte: »Verdammt, das sind zwei sture Hammel!« Die beiden stecken wir in die »Torturechamber« hinauf!

Ich habe mir nicht vorstellen können was das für eine Folterkammer sein könnte. In Wirklichkeit war es eine Kammer ganz oben unter dem Dach, wo wir eingesperrt wurden und sich den ganzen Tag niemand um uns gekümmert hat. Wir bekamen auch

nichts zu Essen und Trinken. In dem schlichten Raum war kein Tisch und kein Sessel, ja nicht einmal ein aufgeschnittenes Ölfäß mit einem Holzdeckel darauf, war vorhanden. Für die ersten Stunden war es noch erträglich. Aber wo hätte man denn hingehen sollen um seine Notdurft zu verrichten? Unglaublich! Von unseren Vorgängern hat man noch Spuren gesehen, so wußten wir, wie die das Problem gelöst haben. Mit der kleinen Seite stellten wir uns hinauf auf das Fensterbrett dieser Dachbodenluke und pinkelten in hohem Bogen hinunter auf die Piccadilly-Avenue. Das war vielleicht schon ein gewohntes Bild, weil niemand daran Anstoß fand. Nur mit der großen Seite, damit hatte es seine eigenen Bewandnisse.

Kein Eimer, kein Papier, nichts! Nur einen Buschen Stroh konnte man aus dem fast leeren Strohsack heraus rupfen und darauf seine Notdurft verrichten. Was blieb einem anschließend anderes übrig, als die Strohunterlage mitsamt den Exkrementen in hohem Bogen durch die Gitterstäbe und das davor gespannte Drahtgeflecht zu schleudern, damit die Scheiße ins Freie gelangte. Einzelne Strohhalme, welche sauber blieben, konnte man wieder recyceln, Zeit dazu hatte man ja zur Genüge, um sie aus Sparsamkeitsgründen ein zweites Mal zu verwenden.

Heute muß ich noch lachen wenn ich mir vorstelle, wie die Packung in passiertem Zustand auf die verkehrsreiche Straße hinuntersegelte. Diese Art der Entsorgung muß doch jemanden aufgefallen sein, denn selbst der härteste Tommy muß, wenn er hinaufgeschaut hat, braune Tupferl im Gesicht bekommen haben, die er ausgeschlossen für einen besonderen englischen Regen gehalten haben kann. Er wußte natürlich genau, was da herunter kam!

HOTEL »BARBEDWIRE« NIMMT UNS AUF

Wie alles im Leben, so gingen auch die Tage im Feudellager vorüber. Eines Tages hieß es wieder: »Get up! – Let's go!« Die gewohnte Zeremonie bei der Verabschiedung mit livrierten Begleitern und vor dem Haus stand wieder die schwarz verglaste Limousine. Auch nun wieder die gleiche Höflichkeit beim Besteigen des Gefährtes. Jedem einen sanften Puffer und drinnen war er. Dieses Mal ging's in Richtung Bahnhof. Allerdings ohne Wirbel und ohne Show. Dieses Mal benutzten wir ausnahmsweise den Hinteraufgang hinauf zum Bahnsteig, warum, weiß ich nicht. Ich vermute jedoch, dass sich die verantwortlichen Briten über unsere Verwahrlosung schon bald selber schämten.

Super, jetzt fahren wir wieder einmal mit der Eisenbahn! Der Zug stand noch immer, da wußten wir schon, dass uns die Königliche Railway in ein Lager nach Bury, in der Nähe von Manchester, also in die Midlands, bringen wird. So saßen wir in den Abteilen, immer noch ohne Schuhe, eben wie halt jeder von uns aus dem Wasser gezogen wurde. Gut dass es Sommer war, sonst hätten wir schon lange kalte Füße bekommen. Auf den Plattformen, vorne und achtern am Waggon standen die Betreuer mit ihren Schießseisen und passten auf, dass keiner wegläuft aber auch, dass keinem von uns ein Haar gekrümmt wird.

Der Waggon steht immer noch und ich schaue beim Abteilfenster, welches oben ca. fünfzehn Zentimeter offen steht, hinaus.

Ha – welche »Gaudi!« Da hat sich noch schnell eine nette Sache zugetragen: Direkt vor dem Fenster unseres Abteils kam eine einlaufende Dampflokomotive zum Stehen. Ein typischer Engländer, der Lokführer der da herüber schaute, mit einem roten Zwirbelschnauzer, die Bartspitzen mit Spucke fein ausgedreht, so blickte er mir aus geringer Entfernung direkt ins Gesicht. Ganz klar, dass der gute Mann auch eine Wortspende abgeben wollte. Er schimpfte wie ein Rohrspatz und meinte, dass dort wo wir hinkämen, ein Polenlager sei und dass es uns dort sehr schlecht ergehen werde und weiß der Teufel, was er noch alles hervorgesprudelt hat. Ja auch, dass es ein Hungerlager ganz oben im Norden sei, wo es uns ganz schön den Arsch abfrieren wird.

Als er gerade für die nächste Wortkanonade Luft holen wollte, sagte ich ihm, dass er keine Ahnung von unseren Reiseplänen hätte und wir in Wirklichkeit nach Manchester fahren. Das dortige Lager sei eine alte Fabrik und es wird uns dort prächtig ergehen. Daraufhin hatte der Eisenbahner so eine Wut, dass er sein Fenster hinaufriss und den kleinen Vorhang den es hatte, rasch zuzog.

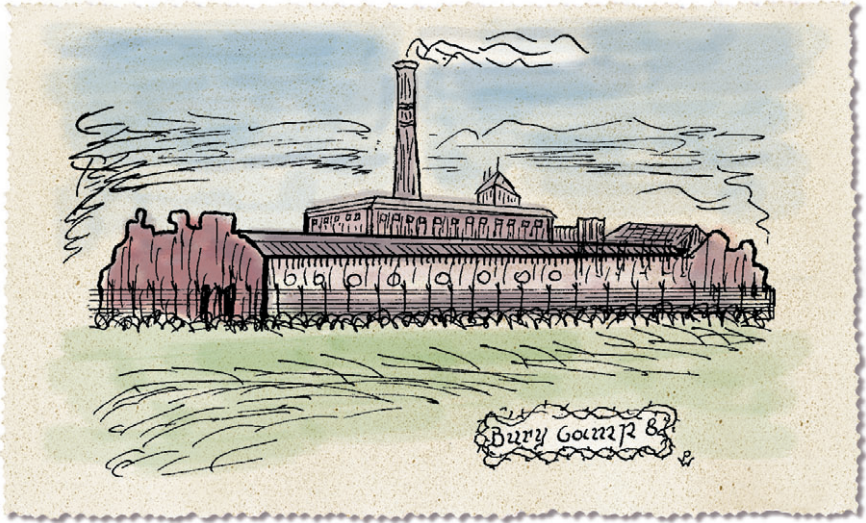
Einen Spalt öffnete er ihn wieder und bei geschlossenem Fenster maulte er noch lange Zeit zu mir herüber. Lustig anzusehen war, wie seine gepflegten Bartspitzen dabei den Vorhang bewegten. Ich habe mich dann hinter das geschwärzte Glas meines Abteilfensters zurückgezogen und den rassigen Spitzschnauzer weiter schimpfen lassen.

Kurze Zeit danach setzte sich der Zug in Bewegung und ab ging es nach Bury. Vom Zug zur Fabrik war es nicht weit. Wir waren leicht bekleidet und zu Tragen hatten wir auch nichts. »Ah – da schau! Das könnte die Fabrik sein!« sagte ich zu Hugo. Wir marschierten auch da Seite an Seite wie es sich für gute Kameraden geziemt. »Globste«, meinte er. Hugo war nämlich ein »Kölsche-Jeck«. »I moan schon« – sagte ich in meiner heimatlichen Mundart – ich bin nämlich Salzburger.

Dennoch hatten wir Zweifel, denn hinter diesem Stacheldraht an dem wir entlang gingen, stehen Leute mit seltsamen braunen Uniformen. Sie hatten mehrere grüne, rote und gelbe runde Flicker an den Hosenbeinen, dem Rücken und einseitig am verlängerten Rücken, eingenäht. Nein, das können keine deutschen Soldaten sein, denn eine Waffengattung mit derart bunten Uniformen habe ich zu Hause nie zuvor gesehen. Dass es trotzdem unsere Kameraden waren, erkannten wir erst aus nächster Nähe. Manch einer entdeckte unter ihnen einen Freund. Die Klamotten, die sie an hatten, entfremdeten sie jedoch völlig. Es waren eingefärbte, alte Tommy-Uniformen in welche Löcher geschnitten waren, die wiederum mit bunten Stoffen abgedeckt wurden. In dieser Maskerade ist eine Flucht unmöglich.

Ja diese alte Fabrik, das ist unser neues Lager. Rußgeschwärzte Mauern aus roten Ziegelsteinen und die meisten Fenster waren kaputt. Mein Gott, diese Fabrik muß aber schon lange außer Betrieb sein. Oder sie hat gerade einen Bombenangriff der deutschen

Luftwaffe überstanden – auch das ist möglich. Unser Weg führte uns aber nicht zu den Kameraden, sondern in einen dem Lager vorgebauten, großen Schuppen. Dieser diente bestimmt einmal als Baumwolldepot.



*Einst wird Freiheit uns erstrahlen,
wieder wird uns Glück erblih'n,
wenn nach vielen schweren Tagen,
frei wir wieder heimwärts zieh'n.*

Ach, hat es da drinnen nach alten Klamotten gemuffelt. Da waren Berge von Hosen, Fracks, Cuts, Ulsters, Kappen und sogar Zylinder aufgestapelt. Alle Stücke waren genauestens mit Erkennungszeichen (sprich bunten Flicken) versehen. Als wir ankamen und eingekleidet wurden, sind gerade die eingefärbten Uniformen knapp geworden, weil in letzter Zeit der Andrang zu groß wurde. Da sind die schlaun Tommys zu den Fetzensammlern gegangen, haben ihnen ihr Sammelgut abgenommen und mit Flicken versehen. Die Flicken hatten schöne, bunte Farben. Nach dem, Motto: »Wer die Wahl hat, hat die Qual« war die Einkleidung eine schwierige Sache. denn jeder wollte sich nach seiner Mentalität, oder besser gesagt, seinen modischen Vorstellungen entsprechend, kleiden.

Ich habe beispielsweise eine lange, schwarze Hose (à la »Forsythe-Junior«), einen schwarzen Frack (à la »James Bond«) und zum Kurztragen eine großkarierte, halblange Jacke mit einem breiten Kragen und einem ebensolchen breiten Gürtel um die Mitte ausgefasst. Dazu hatte ich als Kopfbedeckung eine überdimensionale »Sherlock-Holmes-Kappe«. Mit einem Wort: »Prima schauten wir aus!« Entweder wie ein junger Adelliger mit Überwurf oder wie ein Mann von Scotland Yard. Natürlich hatte die Sherlock-Holmes-Mütze auch einen roten Pommel angenäht. Im Grunde war es, nach damaligen Verhältnissen beurteilt, ein sehr modernes Sortiment. Jeder kleidete sich, wie er glaubte. Auf Wärme der Klamotten, auf Tauglichkeit der Bekleidung hat damals noch keiner Wert gelegt. Dazu waren wir noch viel zu junge und unerfahrene Prisoner.

Das Aussehen von Hugo muß ich unbedingt auch noch schildern. Na, der hat vielleicht ausgesehen! Er trug einen schillernden, frackartigen Rock, dem man brutal die schwalbenschwanzartigen Ansätze amputiert und mit rotem Passepoil eingefasst hat. Rote Flicken darauf, versteht sich. Die Heimarbeiterin, die dieses Modell kreierte, hatte wenigstens ein Gefühl für Harmonie. Sie nähte zum roten Passepoil auch den gleichen roten Punkt auf den Buckel. Dazu

bekam er eine großkarierte, weite, im eingeschlagenen Zustand bis an die Waden reichende »Knickerbocker«.



Gut schau'n wir aus!

*Dunkler Anzug, Smoking, Tschako,
wer die Wahl hat, hat die Qual;
und die passende Krawatte,
grün, rot, blau – ist hier egal!*

Dass dieses Modell gar nicht schlecht war, merkte er erst als es kalt wurde. Da trug er sein Beinkleid »lang« als Pluderhose, denn sie reichte bis in die Schuhe hinein und war sehr warm. Am Kopf trug er einen Girardi-Hut. Das war ein Strohhut mit flachem Deckel (roter Punkt aufgesteppt) und einem schwarzen Hutband. Dazu grüne Wollstrümpfe, welche seine leichten O-Beine zu barocken Stehern formten und diese wiederum steckten in alten, verhatschten, schwarzen »Latschen«, die zwischen der wulstigen Zehenkappe und den Schnürhaken unzählige Falten zeigten. Eine besondere Note verliehen seinem Sortiment noch die viel zu kurzen Ärmel, sodass zum Gesamtbild nur noch eine große, runde Nase aus rot gefärbtem Pappmaché gefehlt hätte und eine »Original Kölner Karnevalsfigur« wäre fertig gewesen.

In der kurzen Zeit, seit wir von Lorient weg waren, haben wir auf unsere Kleidung nicht mehr viel geachtet. Wenn wir uns jedoch jetzt gegenseitig so betrachteten, mußten wir schon herzlich lachen.

Nun waren wir also innerhalb des Zaunes. Zu dieser Zeit waren noch wenig deutsche Gefangene in Old England. Nur ein paar Flieger und Seemänner waren damals Gäste der Britischen Krone. Die Räumlichkeiten, in denen wir Prisoners uns aufhalten durften, waren bald erforscht. Eine Wandelhalle für regnerische Tage und ein riesiges Schlafgemach im Obergeschoß. Das lecke Dach wurde von vielen dünnen Eisensäulen getragen (die Halle hatte viel Gemeinsames in ihrer Bauart mit dem alten Schlachthof von Paris, der erst vor nicht allzu langer Zeit der Spitzhacke zum Opfer fiel). Der Fußboden ließ Spuren von schönen Steinplatten erkennen, mit denen vor geraumer Zeit der Boden der heutigen Ruine belegt war. Fast alle waren sie mit Beton übergossen, wahrscheinlich deshalb, damit der Boden einigermaßen gerade wurde, und dass sich unerwünschte Nager daran die Zähne ausbeißen. Zu ebener Erde gab es noch eine Halle gleichen Formats, in welcher Tische und Bänke aufgestellt waren.

Daran anschließend waren in einer Reihe die selben Kochkessel aufgestellt wie auf Island. Nur diese Kochtöpfe wurden von keinem Sadisten betreut und Strahlenkränze von langschwänzigen Nagetieren zierten sie auch nicht. Als Auslauf bot sich ein Wiesengrundstück von der ungefähren Größe eines Fußballplatzes

an. Den umzäunenden Stacheldraht sind wir ja schon bei unserer Ankunft außen entlang gegangen. Zu guter Letzt gab es noch einen Raum, der in der Mitte geteilt war. Ein Teil diente dem Lagerführer, einem Marinestabsobstermann, der andere seinem Stellvertreter, einem Flieger, zur Behausung und als Büroraum. Die Latrine war im Freien unter einem Flugdach angelegt.

Als bemerkenswerte Einrichtung brannte an der Wand neben der Eingangstür zu den Lagerführern ein an einem Nagel befestigtes Öllämpchen. Was das zu bedeuten hat, konnte ich mir erst überhaupt nicht vorstellen. Ein ewiges Licht kann es nicht sein, denn da müßte ja auch ein Kreuzifix darüber hängen. Nein das war es schon deshalb nicht, weil die Zeiten für die meisten der Leute, welche hier eingesperrt waren, schon wieder zu sicher schienen. Ob es am Ende eine »Rote Laterne« darstellen hätte sollen, der nur der rote Lampenschirm fehlte? Nein nach solchen, nach heutigen Erkenntnissen seelischen und körperlichen Nöte, fragte damals überhaupt kein Mensch, besonders nicht die Engländer. Die liegen in diesem Punkt ja heute noch weit hinter den Schweden und Dänen.

Nein, eine rote Laterne in diesem Sinne – ganz unmöglich! Und einfach als Hinweis, dass hier unser deutscher Führer wohnt? Nein auch das nicht, denn dazu war der Mann, obwohl er seine Orden alle am Hals tragen konnte, zu bescheiden. Nein, zu seiner Verherrlichung hätte der das ständige Licht nicht leuchten lassen müssen. Der Mann wurde ganz einfach, so wie er war, von allen respektiert und geschätzt. Wozu also das ewige Licht? Die Lösung war ganz einfach: Sollte wie durch ein Wunder ein Pensionsgast zu Rauchwaren kommen, könnte er sich an der Flamme seinen Glimmstengel entzünden.

Dann gab es da noch einen Raum. Zur Zeit war er mit Stacheldraht verbarrikadiert. Drinnen war ein alter Dampfkessel, von dem Rohre wegführten, die durch alle Hallen gingen und die mir als Gegenstücke zu den senkrechten Rohren, den Säulen in den Gemächern, schon aufgefallen sind. Aber wer wird denn jetzt, mitten im Sommer, diesem verrammelten Loch mit dem altmodischen Kessel seine Aufmerksamkeit schenken?

Um das gesamte Grundstück herum war ein zweifach geführter Stacheldrahtzaun und in kurzen Abständen standen Wachtürme.



*Tanzmusik und schöne Frauen,
Erlebte ich heut' Nacht im Traum,
Selig hielt ich sie umschlungen,
Gedämpft erklang dazu Musik.*

*Als sie mich traumverloren küssen . . .
Da brüllt der Tommy: »Come on – get up!« und es ist soweit,
Du willst jeden Tommy zum Satan schicken,
Ihn verfluchen, mitsamt der Prisonerenzzeit.*

Aber das kennen sie ja alle vom Fernsehen her viel besser, wenn sie zum Beispiel an den Eisernen Vorhang denken. Die Menschheit hat in dieser Art der Architektur bis heute nichts dazu gelernt. Leider müssen wir feststellen, dass es heute noch weite Landstriche gibt, deren Menschen wie wir damals in Bury, hinter Stacheldrahtzäunen leben müssen. Und dennoch hatten wir Gefangenen von damals den heutigen eingeschlossenen Menschen aller unfreien Länder vieles voraus und zwar die Hoffnung, dass wir stündlich, in kurzer Zeit, vielleicht nächstes Jahr – bestimmt aber einmal wieder – befreit, oder in Freiheit entlassen werden! Ich meine, dass es überflüssig ist, die glaslosen Fenster, die mit dem in erschreckenden Überfluß vorhandenen Baumaterial »Stacheldraht« ersatzweise verglast waren, oder die Lichtöffnungen im Dach, wo es hereinregnete, besonders zu beschreiben. Man braucht sich nur an jüngste Wochenschauen über »Vietnam oder Krieg im Nahen Osten« erinnern, dann weiß man, wie eine zerbombte Fabrik aussieht, die mit primitiven Mitteln wieder bewohnbar gemacht wurde.

Gut, nun sind wir drinnen im Lager und kommen zwangsläufig zum Thema »Römisch Eins Essen und Trinken« und »Rauchen«. Das Thema »Latein Eins«, die Liebe und der Sex war bei diesem Kalorienangebot nicht gefragt. Die Antwort darauf ist in wenigen Worten gegeben: »Nichts zum Rauchen und wenig zu Essen«. Ich will nun nicht das sich täglich wiederholende Menü in seinen Einzelheiten und Gängen schildern, denn es bestand in der Hauptsache nur aus einer eingebrannten Wassersuppe in der die Knochen, die die Kessel der Betreuer schon einmal durchwanderten, ein zweites Mal aufgekocht wurden.

Da hat man schon von Glück sprechen können, wenn einem aus dem blechernen Suppenteller ein einziges Fettauge verloren und verträumt entgegengeschaut hat. Dieses Fettauge habe ich mir dann meistens bis zum vorletzten Löffel Suppe aufgehoben, damit ich lange in Vorfreude schwelgen konnte. Manchmal entpuppte sich dieses Fettauge bei der düsteren Beleuchtung als eine Luftblase, die zerplatze, wenn man ihr mit dem Löffel näher kam. Das war natürlich eine bittere Enttäuschung. Mein Gott!, was ist doch in schlechten Zeiten so eine trübe Suppe für ein »aufregender Glückstopf«! Wenn die Brühe in der Blechschale zur Neige geht schaut unwillkürlich

jeder dem anderen in den »Häfen« hinein, ob er nicht ein Stück von einem Erdapfel drinnen hat, oder gar einen nahrhaften, fetten, unzerkochten Klumpen von der Einbrenne!

Gott! wie haben sich die Zeiten seither schon wieder geändert! Das Abendmahl zum Beispiel hat aus zwei dünnen Scheiben Brot, einem vergleichbar zu heute halben Dreieckskäse, oder einem kleinen Stückchen einer »Churchillwurst« bestanden. Die Brotscheibe war jedoch so dünn, dass wenn man sie aufgehoben hatte, man von Bury nach Manchester durchsehen konnte.

Überfluß gab es an reinem, schwarzen Tee. Freilich drängte die Flüssigkeit das Hungergefühl zurück. Ist einer jedoch schnell aufgestanden, oder hat er sonst irgendwie eine rasche Bewegung gemacht, dann wurde jedem schwarz vor den Augen und er fiel um, wie ein frei aufgestelltes Brett, das man zu Boden fallen läßt. Eine Folge davon war auch, dass man während der Nacht mehrmals austreten gehen mußte. Emsig wie die Ameisen, die zum Weidenbaum laufen um die Blattläuse zu melken, so rege waren wir die ganze Nacht über zum »Kübel« unterwegs, um die drückende Blase zu entleeren. Heute kann ich noch nicht fassen, wie ein Körper soviel Flüssigkeit abgeben kann ohne dabei gänzlich auszutrocknen. Bemerkenswert war, dass obwohl die Prisonere mit jedem Tag mehr wurden, die Kübel, sechs Stück an der Zahl, trotz der Überbeschickung nie voll wurden.

Dazu muß ich noch bemerken, dass das Schlafgemach innen ständig beleuchtet war und in den Mauern Löcher ausgebrochen waren durch die der innere Ring der Betreuer ständig die Vorgänge im Schlaftsaal beobachten konnte. Die hätten einen »Höllenvirbel« veranstaltet, hätte einer versucht, durch eine öde Fensterhöhle sein kleines Geschäft ins Freie zu verrichten. So marschierten alle zu den sechs Kübeln, die im Raume standen. Diese wurden jeden Tag entleert und kein Tommy fand Arges daran. Das Ei des Kolumbus, sozusagen der Grund warum die Kübel ein derartig enormes Fassungsvermögen hatten war der, dass wir bei einem der Kübel den Tragegriff abgeschlagen haben. Dadurch wurden zwei Nietenlöcher frei und durch diese Nietenlöcher floß das Wasser in leichtem Bogen in ein getarnt angebrachtes, kleines gebogenes Blech, durch loses Mauerwerk hindurch in ein unzugänglich gemachtes Verlies des



Fließendes Wasser und Toilette – »inside«

*Hast du zu Hause drei, vier Zimmer,
Kaum drei Meter im Quadrat,
Hier lebst Du in Säulenhallen,
Wie sie nur ein Sultan hat.*

Bauwerkes, wo es versiegte. Das war nicht nur genial in Idee und Ausführung, es war auch immer wieder nachts nett zu beobachten, wenn der dünne Strahl geschickt vom Eimer zur Blechrinne übersprang und lautlos verschwand. Dieser Eimer war der »Sechste Nothelfer«, der nie voll wurde und auch nie repariert wurde.

Bald waren wir alle namentlich erfasst und registriert und somit kümmerten sich auch schon Wohlfahrts- und Menschenrechtsorganisationen um uns. Eine davon war der Verein christlicher junger Männer. Die haben uns jeden Sonntag ein Mahl mit zwei Gängen bereitet. Zu unserem obligaten Menü gab es zusätzlich einen gelben, leicht zitternden Brei, heute würde man diese Kochspezialitäten als

mißratenen aber dennoch geschmacklich einwandfreien Pudding bezeichnen. Wirklich er war süß, hatte eine schöne gelbe Farbe und schmeckte wie »Weihnachten«.

Da aber jedes Ding zwei Seiten hat, so auch dieses Geschenk der christlichen Männer. Dieser Pudding löste jedesmal eine unvorstellbare Drangperiode aus. Während der regulären sechs Arbeitstage in der Woche ruhte der Darm. Was hätte er auch für einen Grund gehabt, wegen der spärlichen Zufuhr überhaupt in Tätigkeit zu treten? Es war scheinbar genau berechnet, dass die Grenze der Aufnahmefähigkeit erst mit Anbruch des siebenten Tages, des Sonntags, erreicht wird. Und da schlug das »Marschierpulver«, das dem Pudding beigemischt war und ihm zu diesem weihnachtlichen Geschmack verhalf, zu! Für viele war da alles zu spät, beziehungsweise kam alles zu früh! Ohne die geringsten hör- oder spürbaren Vorzeichen setzte sich der gesamte Inhalt der Gedärme wie eine Bratfüllung bei der Wursterzeugung, wenn der Wolf eingeschaltet wird, in Bewegung.

Eine graugelbe, knetbare, zusammenhängende Masse, die nicht mehr enden wollte und die man mit einiger Behendigkeit durch kreisförmige Bewegungen spiralförmig zu einem standfesten, riesigen Schneckenhaus aufbauen konnte war das Endprodukt. War das Werk sehr gut gelungen und war die Masse in ihrer Festigkeit einwandfrei, dann verblieb am Top der Schnecke ein spitz zulaufendes Ende und der »Mors« war mit einem Blatt Klopapier wieder ganz sauber. Es war nicht mehr gutzumachen, wenn für die Reinigung gar zwei oder drei Blätter notwendig waren. Denn dieses dünne braune und qualitativ schlechte Papier war rationiert und sehr kostbar. Jeder bekam fünf Einzelblätter in der Woche zugeteilt.

Diese Blätter dienten jedoch in der Hauptsache zweckentfremdeten Aufgaben. So wurden damit Tagebücher angelegt (aus Sparsamkeitsgründen bei Essen Heute: zwei Stricherl – das Essen war ja jeden Tag das gleiche). Gedichte sind auf diesen Blättern niedergeschrieben worden, die teils oft derbe Ausdrucksformen aufwiesen. Mag sein, damit sie besser zu dem »Pergament« auf dem sie standen, paßten. In hohem Handelswert standen diese braunen Blätter, sie waren unbenutzt schon dunkelbraun und einseitig rauh, bei den großen Denkern wie den Mathematikern. Die führten darauf

»Super Algebrarechnungen« mit mehreren »Unbekannten« aus. Ein Riesenunglück war es für diejenigen, die die Kolik schon vorzeitig, also schon in der Nacht übermannte. Wohin mit dem Haufen Scheiße? Die Kübel waren voll und auch der »Sechste« konnte in derartigen Katastrophenfällen keine Wunder wirken. Er konnte gar vielen unter den Hintern greifen, aber bei weitem nicht allen. Die Bedauernswerten versuchten dann ihr Heil in den Sandkübeln (leere Blechdosen, in welchen für Luftschutzzwecke Sand gelagert war). Ausgerüstet mit einer zweiten leeren Blechdose, die er vor der Sanddose abstellen mußte, fand der Betroffene auf diese Weise auch noch Erleichterung von seinen Nöten.

Ich habe ja schon gesagt, dass sich die Fabrik teils aus Altersschwäche und teils als Folge der Bombardierungen in sehr desolatem, jedoch sauber gehaltenem Zustand befand. Auch, dass am Anfang nur Flieger und Marinere die einzigen Waffengattungen waren, die hier ihr Heim fanden. Immerhin, diese heiligen Hallen waren für mich über zehn Monate mein Zuhause.

Wie abenteuerlich die Anreise der einzelnen Gäste manchmal war, muß ich kurz an Hand von einigen Beispielen schildern: Oft konnten wir unsere Kameraden von der Luftwaffe bei ihren Einsatzflügen am Firmament beobachten. Nachts klärten uns die Experten, auf Grund des Geräusches der Motoren über den gegen England fliegenden Flugzeugtyp, z. B. »HE-111«, eines »Fliegenden Bleistiftes« und so weiter, auf. Gleich darauf war jedoch eine andere Musik mit anderer Tonart zu hören. Dieses hochtourige Summen stammte von den englischen Jägern, den »Spitfires«, welche die Verfolgung und den Kampf bei Tag und Nacht mit den eingeflogenen deutschen Bombern aufnahmen. Dann war es nur eine Frage wie schnell die einzelnen, die beim herunterschweben heil geblieben sind, durch die Befragungsanstalten gingen, ehe sie hier einlangten. Auch sie, die mit Pelzkombinationen, Pelzstiefel und am Haupt ein Schifferl tragend, angewatschelt kamen, wanderten von der Vorderseite in den bewußten Baumwollschuppen hinein. Auf der Hinterseite torkelten sie heraus – wie ist ja mittlerweile bekannt! Oh heiliger Birnbaum, wenn ich da an meinen Strohsacknachbar Hein zu meiner Linken denke (rechts von mir lag mein Freund Hugo), ein Eingeborener aus dem Westerwald. Groß war er, mit breiten Schul-



*Sie schwörten sich, da sie getraut,
Man muß Verliebte kennen.
Uns kann in alle Ewigkeit,
Nichts als der Tod nur trennen.*

*Die Scheidung folgt nach kurzer Zeit,
Sie hat sich leicht ergeben.
Und fragt man, was die Zwei getrennt?
Die Antwort heißt: »Das Leben!«*

tern und stur. Beinahe fanatische Züge hat er gehabt der Hein. Er war MG-Schütze in einer »HE-111«. Ich war nie persönlich in einem Heckraum dieses Bombers, aber viel Spielraum kann der Hein da nicht gehabt haben bei seiner Größe und kräftigen Statur.

Kurz und gut, sein Flugzeugführer und somit auch er als Heckschütze gerieten über London in ein heftiges Feuer der Luftabwehr. Meinen Lesern älteren Semesters brauche ich diese prächtigen Feuerwerke, die das Firmament taghell erleuchteten und wo beinahe zu jedem wirklichen Stern weitere Millionen Leuchtspuren aufstiegen, nicht näher zu beschreiben. Meinen jungen Freunden aber wünsche ich, dass sie niemals durch so eine Hölle am Himmel hindurchfliegen müssen.

Der Bomber von Hein bekam also seinen Teil ab, verlor an Höhe und ein Motor brannte. Eine scheußliche Lage! Das Flugzeug verliert immer mehr an Höhe. Planlos werden die Bomben abgeladen. Der Flugzeugführer an alle: »Aussteigen!« Wahrscheinlich brüllte er auch »Rette sich wer kann!« Der Heckschütze Hein, der ja nun ganz auf seine eigene Entscheidung angewiesen war, hat das wie gelernt gleich wörtlich genommen und ist abgesprungen. Alleine schon ein Wunder, dass sie ihn bei seinem Schwebeflug nicht abgeschossen, oder wie er meinte, den »Arsch aufgerissen« haben. Jedenfalls hatte er dreifach Glück, denn er blieb auch noch unversehrt mit seinem Fallschirm an einem hohen Mast hängen und hatte sich dadurch dem Zugriff der aufgebracht Menge entzogen. Ihm ist zwar enorm der »Reis« gegangen sagte er, aber innerlich war er froh, dass gerade unter ihm eine Wiese war und keine Geröllhalde oder ein Steinbruch. Die erzürnten Briten haben wohl sehr häßlich heraufgeschimpft sagte er, zu Leide konnte ihm jedoch niemand was tun. So konnte er schwebend seine Arretierung, zu deren Hilfe auch eine lange Feuerwehroleiter geholt wurde, abwarten.

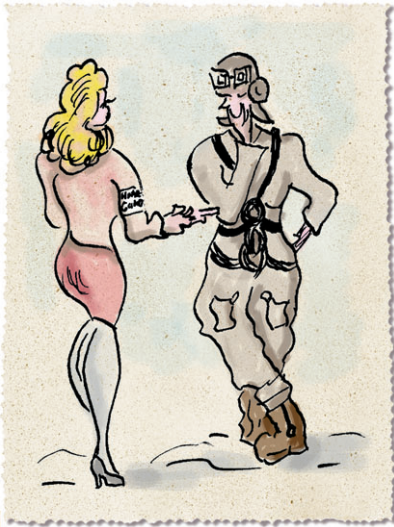
Er ist wirklich mit einem blauen Auge davongekommen, denn eine Landung auf einem dicht besiedelten Platz, nach einem erfolgten Bombenangriff hätte allein von der Reaktion der Zivilbevölkerung her, schon wesentlich anders aussehen können. Nun er war da und saß, trotz seiner hünenhaften Erscheinung, meistens grübelnd und sich mit Selbstvorwürfen zermarternd neben mir auf seinem Strohsack. Selten ist es mir gelungen unseren Hein ein

wenig aufzuheitern. Wahrscheinlich stand er auch sehr lange unter der Schockeinwirkung, die der Kleiderwechsel im Schuppen ausgelöst hat. Hein war durch und durch ein zackiger Soldat und hat besonders auf seine Fliegeruniform sehr viel gehalten.

Die Traurigkeit war am Höhepunkt, als er von nachkommenden Gästen erfuhr, dass die Besatzung seines Fliegers mit dem er unterwegs war, flügelahm aber doch heil nach Hause kam. Für diese große fliegerische Leistung, den heldenhaften Einsatzgeist und ihre gewissenhafte Pflichterfüllung wurden seine Kameraden mit Orden und Ehrenzeichen geschmückt und in der Wochenschau hat man sie auch noch gezeigt. Verdammte Scheiße meinte da Hein – hat doch der »Heiner«, so hieß der Flugzeugführer der in Not geratenen Maschine, »dätt lahme Ding« wirklich noch nach Hause geflogen! Er konnte es nicht fassen! Er, und später einmal ohne Orden auf seiner Uniformbluse – unmöglich – nicht vorstellbar. Das brachte ihn auf einen absurden Gedanken! Aus Stacheldraht und alten Fetzen, teils aus entbehrlichem Unterfutter seiner alten Klamotten, bastelte er ganz im Geheimen ein Brustgeschirr, ähnlich der Tragegurten seines Fallschirms. Dieses Kunstwerk hütete er wie seinen Augapfel. Mir fiel nur auf, dass er mit seinen kräftigen, schönen, weißen Zähnen unnatürlich oft beim Zahnarzt war.

Ja, Freunde das waren harte Bandagen, wenn sich in der ersten Zeit in Bury jemand beim Zahnarzt vorführen ließ. Das erledigte sich rasch aber schmerzhaft. Der Bewerber brauchte nur den Mund weit zu öffnen und mit dem Finger auf den schmerzenden Zahn zu zeigen. Schon war der Zahnarzt mit der Zunge bereit, ein Krachen und Aufschreien, vermischt mit einigen »God dams«, die vom Zahnheilkundigen stammten und der Fall war erledigt.

Eines Tages, als Hein seelisch sehr am Boden war, weil ihm die Backe vom Vortag noch furchtbar schmerzte, meinte er: »Ach weißt Du Kamerad, ich muß durchhalten. Mein Plan ist so durchdacht, dass er gelingen muß!« Wie ich den Hein so zusammengefallen in seinen komischen Kleidern mir gegenüber sitzen sah, da erinnerte ich mich an die alte Redensart, die da heißt: »So hat's bei unserem Hausmeister auch angefangen!« Ich konnte aus seinen wirren Reden kein klares Wort entnehmen, da ich ja auch von der Erfindung des »Heinschen Fluchtgurtes« noch keine Ahnung hatte. Auch die vielen



Fliegerlos!

*Hoch durch die Luft kam ich geflogen,
Vom Himmel hoch da kam ich her;
Und auf charmante Art und Weise
Wurd' ich in England Prisoner.*

Zahnarztbesuche konnte ich zu dieser Zeit noch nicht verstehen.

Eines Tages weihte er mich in sein Geheimnis ein: Beim Zahnarzt, das wußte er von einem Kameraden, war im Hof ein mächtiger Sperrballon verankert. An dieses Flugobjekt, so der Gedanke von Hein, wollte er seine

Fluchtgurte befestigen und damit seinen Körper bei günstigem Westwind auf leisen Schwingen und womöglich bei Nacht, in die Heimat oder in ein von Großdeutschland besetztes Gebiet tragen lassen. Idee wunderbar kann man da nur sagen, jedoch die Ausführung ist unmöglich! Hein tat mir leid. Er ließ aber von dem einmal gefassten Plan nicht locker. Ein Teil fehlte immer in seinem Plan und sicher fehlte ihm auch immer wieder ein guter, weißer Zahn. Einmal wurde er zu scharf bewacht, das andere Mal wehte ein falscher Wind und so ging es fort bis sein Gebiß bis auf die schönen Schneidezähne zusammengeschrumpft war.

Von jeder Kieferhälfte noch je einen Eckzahn heraus, die wären als nächste fällig gewesen, und aus dem Hünen Hein wäre ein Osterhasengesicht geworden. Ein Hase mit Nagezähnen und abstehenden Ohren, nicht mit langen Hasenlöffeln. Gebrochen an Seele und Leib, weil es ihm nicht gelungen war seinen Körper noch einmal in den Dienst des Vaterlandes zu stellen, hat er dann doch eines Tages dieses selbst gebastelte Kummet aus Stacheldraht und Fetzen zum Teufel gehauen, weil diese Art aus England zu flüchten unmöglich war. Überdies waren ihm die mittlerweile übriggebliebenen Schneidezähne wichtig geworden. Außerdem grenzte sein Tun sowieso schon an ein Wunder, denn hätte ein Tommy Hein bei sei-

nen Fluchtvorbereitungen oder mit seinem »Fluchtgurt« erwischt, wäre der Kamerad aus dem Bunker nicht mehr herausgekommen.

Nun möchte ich noch gerne von der Krankenvsitate sprechen, die eigentlich Gesundenvsitate geheißen hat. Zu diesem Unternehmen wurde jede Woche ein hochbetagter Herr hereingeleitet, der diese Show durchführte. Ein mächtiges Gefolge von zweifelhaften Zuschauern befand sich in seiner Begleitung und sie nahmen erwartungsvoll Aufstellung. Das Alter dieses Teamchefs war so um die siebzig oder achtzig Lenze. Wenn er mit seinen gichtgeplagten Gelenken hereingestapft ist, wurde er beiderseits gestützt, damit er nicht stürzen konnte. Anschließend wurde er auf einen Sessel gesetzt und sein »Heer von Begleitern« nahm halbkreisförmig um ihn herum Aufstellung. Dann ging das Schauspiel los!

In einem Abstand von ca. sieben bis acht Metern mußten wir nackt an der Jury vorbei paradieren. Vor dem alten »Doktor« eine Wendung machen, die Beine breit machen und stehen bleiben. Bei dieser Postierung hätte der senile Knabe feststellen sollen ob jemand Filzläuse oder sonstiges Ungeziefer hat. Entweder war er tatsächlich so weitsichtig, oder er spielte nur Theater, oder er war tatsächlich schwul. Man hatte den Eindruck, dass seine ihn begleitenden »Buberln«, denen man die hervorstehenden Augen mit der Knopfgabel hätte putzen können, zu einem »Fleischbesuch-Nachmittag« eingeladen waren. Es war halt sehr ulkig anzusehen, wenn jeder von uns vor ihm ein strammes Männchen gebaut hat und er nichts anderes tat, als mit dem Finger einen Viertelbogen von links nach rechts zog und dabei immer unter gleichmäßigem Kopfnicken O-key, O-key, O-key sagte und dabei keine Miene seines lustfaltenreichen Gesichtes verzog. Zu komisch! Aus dieser Entfernung hätte er nicht einmal eine schwere Seuchenkrankheit, auf keinen Fall aber eine Filzlaus feststellen können! Ha, ha, ha!

Wir hatten uns bald eingelebt und nachdem alle Tage neue Gefangene ankamen, gehörten wir schon bald zu den Alten. Immer wieder war es aufregend, wenn neue Gäste mit den letzten Parolen eintrafen. In der alle Abende stattfindenden Lagerbesprechung wurden die Neuankömmlinge dann in die Gemeinschaft aufgenommen. Da erinnere ich mich, als die Besatzungen der Versorgungsschiffe der versenkten »Bismarck« ankamen. Ihre Schiffe wurden von den

Feinden aufgebracht, mit einem Prisenkommando besetzt und in einen englischen Hafen gebracht. Diese Herrschaften sind ausgestiegen wie die Lords, so als würden sie im Heimathafen zum Landurlaub von Bord gehen. Alle Habseligkeiten hatten sie im Seesack wohl verstaut. Anzug, Ausgehanzug versteht sich, mit Exerzierkragen und astrein gebundener Fliege, alle Orden und Ehrenzeichen an der Brust und die Mütze mit den besonders langen Mützenbändern am Poller. So setzten sie ihren Fuß auf festen englischen Boden.



Rundendreher!

*Abends dreht man seine Runden,
Immer an dem Zaun entlang,
Dabei werden die Probleme,
Im Geist gelöst auf diesem Gang!*

Ich drehte wieder einmal meine Runden am Stacheldraht entlang, als gerade wieder eine Schar fein herausgeputzter Maate und Lords von einem dieser Versorgungsdampfer außen am Zaun entlang schritt. Ich schlenderte, die Hände in meinen engen Hosentaschen (à la Forsyte), und dachte mir meinen Teil. Die Herrschaften außerhalb

des Zauns haben sich über mein Aussehen wohl sehr gewundert. Bemitleidend und blöd haben sie mich betrachtet. Aber na, ich konnte es erwarten. Sie mußten ja immerhin noch einige hundert Schritte bis zu besagtem Baumwollschuppen zurücklegen.

Verdammt lange mußte ich warten bis die ersten Soldaten an der hinteren Seite des Schuppens wieder langsam herauskamen. Mein Gott, mußte denen das Umkleiden schwer gefallen sein. Ha, ha, ha! – das muß man sich etwa so vorstellen als wenn ein stolzer Hahn mitten aus seiner Tätigkeit, – der Hühnerbetreuung – brutal heraus-

gerissen und gerupft wird, bevor er in die Bratpfanne wandert. Jedenfalls sind auch sie aus dem Zivilklamottenhaufen ausstaffiert worden und sind genau so wie wir alle als Sherlock Holmes, Nelson, Chamberlain und – wenn jemand die Statur dazu hatte – als Churchill ohne dicker Zigarre, herausgekommen und durch die Schleuse in das Lager gelangt.

Ein Bild für Götter! Bald hat auch für die Neuankömmlinge das große Tauschgeschäft eingesetzt. Mancher von ihnen wurde jetzt das, was er schon in Zivil am liebsten darstellen wollte. Zu einem angehenden Adeligen paßte natürlich ein Halbkoks besser als eine Schlägermütze. Gerade diese Schlägermütze wechselte eventuell noch ein- oder mehrmals den Besitzer bis sie endlich zu dem paßte der seinen Kleidern nach ein »Lui« sein wollte. Wie gesagt, nur der Kleidung nach und ohne Mitarbeiterinnen dieses Berufsstandes versteht sich!

Auch das hat sich mit der Zeit eingependelt, von einem Militärlook war keine Spur mehr zu sehen. Sie tauchten unter in der Menge, drehten ab jetzt auch ihre Runden und suchten wie wir nach einem Loch im Zaun. Wir wußten zwar noch nicht zu welcher, aber zu einer Freiheit außerhalb des Stacheldrahtes sollte es führen.

So vergingen Wochen um Wochen, alles sprach, hoffte und wartete auf die Invasion, aber die ist ausgeblieben. Die Hysterie trieb in dieser Angelegenheit derartige Blüten, dass eines Tages ein ganz fanatischer Lagerführer-Stellvertreter dritten Grades befehlen wollte, die Bärte abzunehmen. Wenn die Invasionstruppen in Bury einmarschieren war nach seiner Meinung keine Zeit zum Rasieren und es sei doch Ehrensache, glattrasiert und nicht mit Bart, in der Invasionsarmee mitzumarschieren.

Es zog der Herbst ins Land. Öfter schon nieselte es naßkalt und der Nebel kroch bis zu den Strohlagern in die Halle. Da wurde ein Betreuer für die Heizanlage gesucht. Mensch Peter, schoß es mir da durch den Kopf, das ist wieder einmal eine neue Möglichkeit, eine Sonderstellung! Heizer in unserem Lager zu sein – das war eine Sonderstellung – da greifst du zu! Heizer – nun das war schon nährisch übertrieben, wo es in Bury überhaupt nichts zu Verheizen gab! Aber eingeteilt mußte jemand werden. Allein schon wegen der Öffentlichkeit und dass der Heizraum aufgeräumt wurde. Falls eine

Menschenrechts-Kommission oder der Präsident des christlichen Männervereines gekommen wäre, hätte man eben gesagt: »Hier sehen Sie den Betreuer der Heizanlage, die leider zufällig heute ausgefallen ist, aber sonst von dem Mann hier vorbildlich betreut wird.« Dass weder Holz und Kohlen, nein nicht einmal genügend brennbarer Müll vorhanden war, hätten unsere Gastgeber bestimmt nicht erwähnt.

Ab und zu konnte ich doch irgendwo für mein Unternehmen etwas Brennbares organisieren. Auch den Müll habe ich fein säuberlich in brennbar und nicht brennbar unterteilt. Wenn es wirklich wieder einmal scheußlich feucht und kalt war, habe ich dieses bescheidene Brennmaterial angezündet. War das ein Wohlgefühl, wenn der alte Kessel warm wurde! Selbst die langen Eisenrohre haben sich vor Lustgefühl gestreckt und dabei geknallt, damit es jeder hören konnte, wenn es warm wird in der Hütte!

Leider war es öfter feucht und saukalt und ich hatte nichts zum Verheizen. Die Unterernährung, das dünne Strohlager, der Betonboden, das alles trug dazu bei, dass die Kumpels den ganzen Tag froren wie die Zauberer. Manchmal habe ich dann mit einem Stück Eisen auf die Stahlrohre der Heizung geschlagen. Der harte Knall des Schlages pflanzte sich fort und war überall hörbar, als ob heißer Dampf in die kalten Röhren strömen würde. »Ah, fein«, sagten dann meine Freunde »Peter heizt heute wieder!« Gleich kam ihnen der Raum wärmer vor und die Stimmung war sofort besser.

Einer der Vorteile meiner Heiztätigkeit war, dass ich zum Schluß der täglichen »Roll Call«, das heißt der Zählung, in der Reihe hinten eintreten konnte. Meiner Seele, das war goldeswert! Lange Zeit kam ein alter Oberst zum Zählen der Prisoner in das Lager. Immer rauchte er eine Zigarre bester Sorte.

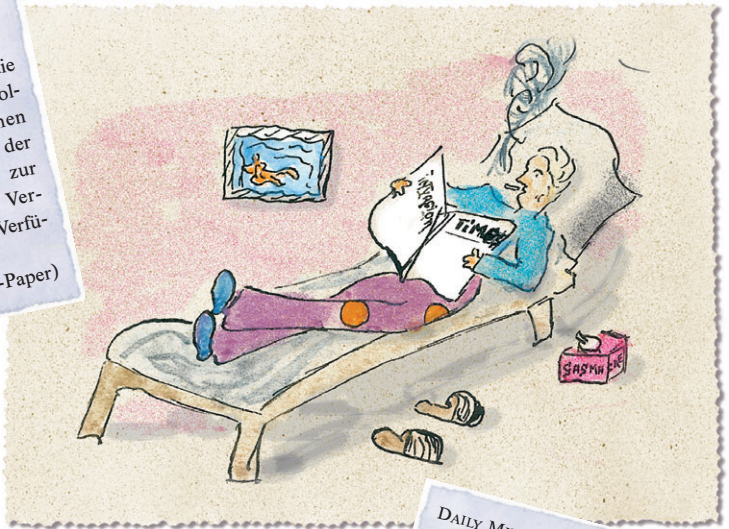
Vor dem Eingang zur Stube des Lagerführers war ein Mauervorsprung. Darauf legte der vornehme Mann jeden Tag diese wunderbare Rauchware fein säuberlich ab. Ach war das eine Zeremonie! Zuerst hat er die Asche sorgfältig abgestreift. Dann hat er mit nassem Zeigefinger die Zigarre vorsichtig abgetupft, mehrmals wiederholte er den Vorgang. Dabei hat er auch darauf geachtet, dass sie ja gut am Mauergesimse lag und ist dann ganz langsam die paar Stufen zum Zimmer des Lagerführers hinaufgestiegen.

OBSERVER:
14. 7. 1941

In Hinblick auf die
Papierknappheit sol-
len ältere Damen
ihre Liebesbriefe der
Allgemeinheit zur
nochmaligen Verfü-
gung stellen.
(Waste-Paper)

LONDON TIMES:
14. 7. 1941

Der Londoner Bür-
germeister hat dem
Bürgermeister von
Moskau, Sympathie
und Anerkennung
ausgesprochen.



Ruhe vor dem Sturm.

*Keine Hetze, keine Eile,
Ist doch alles Eins.
Liest gemütlich eine Weile
About Invasion –
in der »London Times«!*

DAILY MIRROR: 13. 7. 1941

In einem Distrikt zeichnet sich
ein Polizeiergeant besonders
aus, da er die dort gelandeten
Fallschirmjäger verhaftete und
in den Gemeindearrest einge-
sperrt hat!

(Probeinvasion)

Ein richtiger Gentleman wäre nie mit einer brennenden Zigarre ins Zimmer des Lagerführers eingetreten. Das war mein Glück! Denn kaum war die Zigarre außer seiner Sichtweite habe ich sie schon geklaut und verschwand mit ihr so schnell ich konnte, um mich mit einer Unschuldsmine in die Einteilung zu stellen. Der alte Herr ging dann die Reihen entlang und zählte laut indem er mit seinem Stock aus Bambusrohr jedem vor der Nase herumfuchtelte: One, two, three and so on. Oft kam er allerdings aus dem Rhythmus und dann mußte er wieder von vorne beginnen. Er war eben doch schon sehr alt und das Geschäft war für ihn schon etwas zu schwer.

Nach getaner Arbeit machte er eine zackige Kehrtwendung und ging durch den Raum des Lagerführers wieder ins Freie. Da griff er dann mit der Hand jedesmal den Mauervorsprung nach der Zigarre ab, schüttelte den Kopf und ging. Machte er das so, weil er schon so

zerstreut war oder sagte er sich: »Wer sich die Zigarre geschnappt hat, kann daran wirklich seine Freude haben.« In dem Punkt hätte ich ihm voll und ganz recht gegeben.

Diese Zigarre habe ich dann mit der Rasierklinge in vier gleiche Teile geschnitten. Auf die Klängen mußten wir übrigens gut aufpassen, denn nur für eine ganze Rasierklinge bekam man nach einem Monat wieder eine neue. Da waren die Tommy scharf dahinter, denn die Klinge hätte ihrer Meinung nach zu einem Fluchtversuch oder dergleichen verwendet werden können.

Wie gesagt, zu viert haben wir dann nach dem Abendmahl, bei einem Küberl Tee, diese kleinen Stumpen der Zigarre geraucht. Wir besuchten dazu einen Winkel, der nicht von allen eingesehen werden konnte, denn für alle hätte es nicht gereicht und so haben wir doch weitgehend öffentliches Ärgernis vermieden. Ich habe den alten Oberst immer freundlich und zackig begrüßt. Er mochte mich.

Eines Tages nahm er mich mit hinaus in sein villenartiges Wohnhaus, das ganz im »Midlandstil« gebaut war. Viele Zimmerchen, Erker und Mansarden und obenauf viele Kamine. Das war einmalig! Ich mußte seiner Frau – einer wunderbaren, gutmütigen alten Dame – das Haus von oben bis unten putzen. Dabei mußte ich heimlich lachen, denn »Großen Ereignissen« gingen bis jetzt in meinem Leben immer »Aufklärungsarbeiten« voraus. Dabei bin ich nie schlecht gefahren.

Die beiden alten Leute bewohnten die Acht- oder Zehnzimmerwohnung ganz alleine und vor kurzer Zeit wurde auch der gute Geist des Hauses, ein Mädchen vom Lande, zum Kriegsdienst einberufen. Ich fühlte es, dass die alte Dame froh war, als sie sah, dass ich mich bei dieser Arbeit sehr geschickt anstellte (kein Wunder, die Lehrzeit im Feudellager war ja schließlich nicht umsonst gewesen) und so werkte ich selbstständig vor mich hin und wie im Flug verging die Zeit. Dabei arbeitete ich mich bis in die oberen Etagen dieses Knusperhäuschens hinauf.

Oh, mir blieb fast das Herz stehen als ich in einen Raum, ich glaube dass es sich um ein ehemaliges Gästezimmer gehandelt hat, kam. Es war sehr verstaubt und wurde schon lange Zeit nicht mehr bewohnt. Auf dem Fußboden lag ein geknüpfter Teppich! Das Muster gefiel mir nicht so gut aber die bunten Wollfransen erregten meine

Aufmerksamkeit. Der Teppich hatte rundherum traumhaft schöne Wollfransen durch doppelte Schlingen eingezogen. Man brauchte also nur mit einem stumpfen Gegenstand bei der Querschleife rasch anziehen und im Nu hatte man das ganze Bündel Wollfäden in Händen. Jeder einzelne hatte immerhin eine Länge von ca. dreißig Zentimeter in ausgestrecktem Zustand gemessen. Was man da alles daraus machen könnte! Ein großartiges Rohmaterial. Außerdem steht der Winter vor der Tür.

Verlockungen und Gewissensbisse plagen mich abwechselnd. Das Vertrauen der alten Leute so zu mißbrauchen? Nun ja, diesen beiden alten Herrschaften gehen die bunten Wollfäden am wenigsten ab, sagte ich mir. Die kommen die Wendeltreppe bestimmt in ihrem ganzen Leben nicht mehr herauf! Und die jungen Erben? Die kenne ich nicht, das sind zum Schluß sogar Feinde? Jetzt aber schnell! Anstatt die Fransen gerade zu ordnen habe ich sie mit meinem gut geeigneten Werkzeug (das Mundstück meiner Minipfeife die ich immer bei mir hatte), schnell und ratzeputz aus dem Teppichrand abgestreift. Es waren unzählige Wollfäden die ich mir um die Beine, die Hüften und die Brust schlingen mußte, damit ich sie ungesehen und restlos ins Lager schmuggeln konnte. Das Unternehmen »Fewa-wool« ist geglückt.

Gut kam ich damit durch und schnell verstaute ich die Beute im Strohsack. Mit einem Mal war ich ein reicher Mann. Hoffentlich sind der lieben Frau Oberst die Fransen nie abgegangen, das täte mir wirklich und aufrichtig Leid. Dabei wußte ich noch gar nicht, ob ich die Wolle verknüpfen oder verstricken sollte. Das Knüpfen beherrschte ich schon, das Stricken mußte ich erst erlernen! Eines Abends beim Rauchen der Friedenspfeife weihte ich meine Freunde in mein Geheimnis ein. Hans, der vierte im Bunde, war Hamburger und schon um etliche Jahre älter als ich. In seiner Nähe fühlte man sich geborgen. Er wußte einfach über alles Bescheid. Er war nur Seemann auf einem Hilfskreuzer gewesen, aber er war in meinen Augen der Inbegriff eines Weltmannes. Na, wenn der mir nicht das Stricken beibringen könnte?

Tatsächlich – er konnte es! Und so schnitzten wir uns aus Spänen von Fußbodenbrettern Stricknadeln, zogen sie mit Glassplittern ab, von denen es ja genug gab, und die Arbeit konnte losgehen. Ich kann

nur sagen, das ist ein schöner Riesen-Schal geworden! Bunt, warm und elegant! Als wir damit das erste Mal in die Öffentlichkeit getreten sind, haben die Mithbürger vielleicht Augen gemacht! Ich glaube, wir haben auch beim Drehen der Runden eine ganz andere Haltung angenommen, so stolz waren wir auf unsere handgestrickten Meisterstücke. Niemand konnte sich dieses Phänomen, wie wir zu der Bereicherung unserer Kleidung kamen, vorstellen. Nur die, welche uns in unserer Ecke beim Stricken zugeschaut haben, die wußten davon. Für die übrigen ist die Herkunft der Modestücke ein ungelöstes Rätsel geblieben.

Beim Stichwort »Friedenspfeife«, da fällt es mir wieder ein, mein kleines »Tabakpfeiferl«, von dem schon einmal die Rede war. Das Pfeifchen hat so gute Dienste geleistet, dass es sich's verdient hat besonders erwähnt und gewürdigt zu werden. Rauchwaren standen damals in Old-England so hoch im Kurs wie nach dem Krieg in Deutschland die Butter oder 1970 die Deutsche Mark oder wie bei der heutigen Ölkrise ein Liter Ofenheizöl »Extraleicht«.

Das Tabakspfeiferl war nicht länger als sechs Zentimeter und hatte einen entsprechend kleinen Pfeifenkopf. Einen unbezahlbaren Vorteil hatte es gegenüber langen Pfeifen mit großen Pfeifenköpfen: Es rauchte fast immer ein wenig!

Hergestellt war es aus einem Stück Holz aus dem Fußboden mit einem primitiven Werkzeug aus den unerschöpflichen Reserven – dem Stacheldraht. Ein Stück von diesem Stacheldraht am Betonboden lange genug gerieben ergab eine Spitze zum Bohren. Den Draht breitgeklopft und geschliffen, natürlich auch wieder am Boden, ergab ein Messer, ein Stech- oder ein Schnitzisen. Den Rohling noch mit Glasscherben fein bearbeitet und das wundertätige Tabakpfeifchen war fertig.

Die Befüllung meiner Pfeife organisierte ich manchmal so: Wenn ich mit einem Tommy, dank meines ehrenvollen Amtes als Heizer, zum Plaudern kam, nun dann sagte ich auch gelegentlich zu diesem: »Nun Gentleman – How about a piece of tabacco for my big Pipe? Aber sag nicht gleich nein! Schau dir erst einmal meine Pfeife an und dann sag meinerwegen nein! Aber zuerst schau!« Da zeigte ich dem Fremdling meine kleine Pfeife, er lachte meistens und das Eis war gebrochen. Im Plaudern und lachend hielt er mir dann seinen

Tabaksbehälter her und ich stopfte meine Pfeife. Das meiste vom Tabak stopfte ich jedoch in meine hohle Hand und anschließend in meinen Hosensack. Der Fremde merkte das bei meiner Geschicklichkeit nicht, freute sich über meine kleine Pfeife und wunderte sich, dass es so etwas überhaupt gibt. Dadurch war uns beiden geholfen. Dem Tommy dadurch, dass er etwas zu Erzählen und zu Lachen hatte und mir, weil dadurch für einige Tage das Friedenspfeifchen wieder rauchte.

War einer unter den Fremden, der sich überhaupt nicht erweichen ließ, dann mußte die Pfeife ihren nächsten Zaubertrick bestehen. Also der ins Gespräch verwickelte Feind ließ sich absolut nicht dazu überreden das Minipfeiferl zu füllen. Meistens war es ein Schuft, der sich auch noch genußvoll vor meinen Augen selbst eine Pfeife ansteckte. Dann mußte er aber stehen bleiben und weiter plaudern, denn dann setzte ich ihm, natürlich mit seinem allergütigsten Einverständnis und der Bitte um Feuer meinen kleinen Pfeifenkopf auf seine Pfeife.



Wunderpfeife in Originalgröße!

Dieser paßte meistens ganz dicht abschließend hinein und ich sagte zu dem Neidhammel, dass er fest in seine brennende Pfeife hinein blasen soll, damit auch der Tabak in meiner Pfeife zu brennen beginne. Nichts ahnend tat er das meistens, denn Feuer mußte man in diesen schlechten Zeiten selbst für den ärgsten Feind übrig haben. Da mein Wunderpfeifchen ja leer war, holte ich aus der Pfeife meines Gegners in umgekehrter Richtung; und mit Hilfe der starken Lunge meines Gegenübers; den Rauch aus seiner Pfeife. Schön war das und eine Zeitlang hielten diese »Schnapper« wieder an.

Not macht erfinderisch! Besonders wenn die erlaubten Utensilien, die jeder Einzelne besitzen darf, nur aus einem Löffel und einem Blechhäferl bestehen. Dazu kommen natürlich noch die »illegalen« Werkzeuge aus Stacheldraht, Stücken von Rasierklingen, Glascherben sowie Schlagwerkzeuge aus Schraubenmuttern und dergleichen mehr. Ein lang gehegter Wunsch von mir war der, einmal in den Besitz einer Kleiderbürste zu kommen, damit ich meinen Anzug à la »Forsythe-Style« und meine Schuhe in Schuß halten konnte.

Kurzum; eine Bürste, das ist der Traum meiner damals realisierbaren Wünsche gewesen. Wie so eine Bürste gemacht wird, wußte ich, denn als Bub schaute ich oft einem blinden Bürstenbinder zu, der in meinem Elternhaus wohnte und der mit unglaublicher Fertigkeit Bürsten aller Art und Größen fabrizierte.

Nun die Gelegenheit hat sich ergeben, dass der Mann, der den unverbrennbaren Aball und die bereits doppelt abgekochten Knochen geholt hat, bis in die Nähe meines Wirkungsbereichs, der Heizanlage, kam. Sein zweirädriger Karren, auf dem ein aufgeschnittenes Fass stand, wurde von einem Gaul gezogen. Ach, war das ein schönes Pferd. Ein blonder Schotte, mit einer schönen Blesse von der Stirn bis zu den Nüstern und einer herrlich schwarzen Mähne sowie einen noch brauchbareren, langen schwarzen Schwanz. Rohmaterial erster Güte!

Der Lenker dieses Fuhrwerkes war ein Zivilist, mit dem ich als »Sonderbeauftragter« natürlich auch ein wenig reden konnte. Wenn er gerade nicht hersah, habe ich dem Gaul so nach und nach immer wieder einige Haare beim Schwanz oder an der Mähne ausgerissen. Dabei habe ich das Roß genau beobachtet. Der Gaul war ein typischer, sturer Schotte. Er hat bei der Prozedur überhaupt keinen Zucker gemacht und seine Augen, die meiner Meinung nach in dem großen, gebogenen Schädel dieses gutmütigen Pferdes viel zu weit hinten saßen, sind nicht einmal feucht geworden.

Das Rohmaterial wurde jedesmal sofort verarbeitet. Aus einem alten Fußbodenholz, das länglich zubearbeitet war, mit der Umsäumung der Decke als Schnur, einem zugespitzten Stacheldraht als Ahle und zusammengebogenen Roßhaaren als Nadel, habe ich in das Bürstenbrett, in das ich gleichmäßig angeordnet Löcher gebohrt habe, eine feine Bürste gebunden. Die ist mir gelungen! Und prak-

tisch war sie. Ich habe sie heute noch, ehrenhalber versteht sich, aufgehoben. Sie würde aber immer noch ihre Dienste tun. Leider blieb die Existenz dieses Wohlstandsbeweises nicht geheim. Ich werde wahrscheinlich auch zu oft meinen Anzug in zu auffälliger Weise gestriegelt haben.

Kein Wunder, dass die Mitbewohner des »Schlosses« auch so eine tolle Bürste haben wollten. Nun, die konnten natürlich nicht so nach und nach und in kleinen Mengen zu dem Rohmaterial gelangen. Sie mußten, wenn sie schon einmal Gelegenheit dazu hatten, größere Büschel auf einmal ausreißen. Das ging so lange gut, bis der Kut-scher merkte, dass in die Haare seines Rosses die Schaben gekommen sind. Hoppla, dachte er sich, was ist denn mit dem Gaul los? Er hatte gerade noch Zeit, seinen Gaul zwischen dem Stacheldraht draußen in der Schleuse zu parken, sonst hätte er eines Tages Augenbrauen auch keine mehr gehabt.

So verfloß die Zeit. Immer im gleichen Rhythmus. Zählung, Runden drehen, essen, Runden drehen und immer nach dem Loch im Zaun schauend. Wochen und Monate lang der gleiche Ablauf. Mit der Zeit sind allerdings schon Bleistifte, Zahnbürsten und Zahnpulver ins Lager gekommen. Spiele wie Mühle und Dame, ja sogar Spielkarten wurden selbst angefertigt. Nach und nach bildeten sich Interessensgruppen, wie Sänger, Mathematiker, Sprachlehrer für Englisch, Russisch und so weiter. Obwohl die Behelfsmittel zu dieser Zeit sehr einfach waren, konnten wir beachtliche Erfolge verzeichnen.

»Da schau Peter«, sagte eines Tages mitten unterm Runden-drehen Hugo zu mir. Heute ging er an der Außenseite, also zaunwärts. Wir wechselten von Zeit zu Zeit die Positionen, damit mehr Abwechslung in den eintönigen Kilometerrundkurs kam. »Schau wer da kommt! Landser in England? Um Gottes Willen, wir werden doch nicht die Invasion verschlafen haben?« Beinahe wollten wir schon Alarm schlagen, weil wir ganz alleine waren in der Arena. Den anderen war das kalte Nieselwetter zu schlecht um sich außerhalb der Hallen aufzuhalten.

Doch nach genauerer Betrachtung sahen wir, dass sie ebenfalls Lotsen bei sich hatten, die auf sie aufpaßten und sie geleiteten. Die Landser waren ziemlich apathisch. Mit gesenktem Haupt und in voller Uniform marschierten sie blindlings direkt auf den »Klamot-

tenschuppen« zu. Oje, wie werden die aussehen, wenn sie hinten wieder heraus kommen! Es waren Landser, die von den Briten auf den Lofoten, sozusagen im Vorbeifahren und als die Kameraden schliefen, mit an Bord genommen wurden.

Beim Eintritt in das Lager war das Bild ganz anders. Uns ist aufgefallen, dass die »Neuen« plötzlich einen ganz anderen Gang haben? Freuen sich die Brüder vielleicht so, dass sie da sind? Oder machen ihnen die neuen Klamotten soviel Spaß? »Ach«, sag ich zu Hugo, »das machen sicher die leichten Schuhe, dass sie ihre »Haxen« so hoch heben!« Klar die haben ja Tag und Nacht ihre schweren Knobelbecher mit Socken und Fußfetzen angehabt. Da wundert mich die krasse Veränderung in ihrer Bewegungsart nicht mehr!

Gut, auch sie alle wurden bei der allabendlichen Lagerbesprechung in die Gemeinschaft aufgenommen und mit ihren Pflichten vertraut gemacht. Klar, dass der Spieß dieser dritten und in unserem Lager jüngsten Waffengattung, sein Mitspracherecht im Rat der Alten anmeldete. Klar mußte das so sein.

Aber gerade so herein schauen und schon die große Geige spielen, das hat es noch nirgends gegeben. Ein bißchen ließ ihm das unser Senior schon auch merken. Er wurde, sagen wir vergleichbar mit der heutigen Zeit, wie im Rang eines mittleren Funktionärs im Gebilde einer großen politischen Partei, etabliert. Deutlich wurde das bei der Lagervisite, wenn ein langer Tross von Tommys, gefolgt von unserem Lagerführer durch die Hallen ging. Einen kleinen Schritt dahinter der Lagerführerstellvertreter, der Flieger. Ihm hätte es seine gute Kinderstube schon nicht erlaubt, dem von uns seiner Zeit einstimmig gewählten Repräsentanten unserer Enklave vor die Zehen zu treten.

Der Landser mußte dem Haufen von Inspektionsorganen – vorerst wenigstens noch – in deutlich erkennbarem Respektabstand folgen. Er war eben ein totaler »Frischling« und hatte überhaupt noch keine Erfahrung im Prisoner-Dasein. Genauso wie unser Lagerführer, den wir übrigens alle ausnahmslos verehrten, so haben auch wir befürchtet, dass der Chef der Landser in seiner Unerfahrenheit bestimmt bald einen folgenschweren Blödsinn verzapfen wird.

Tatsächlich, wie er da so als Vertretung der dritten Kraft, quasi als fünftes Rad am intakten Wagen hinten nachtänczelt, kommt der Narr auf die Idee, die Strohsäcke aufzuheben, um zu schauen, ob darunter herausgewischt ist! Na da haut's dich auf der Stelle um! Das ist doch eine grenzenlose Frechheit! Eine Anmaßung, die maximal in einer Rekrutenkaserne Verständnis gefunden hätte aber doch nicht bei dem »Elitehaufen« wie wir einer waren. Ein unverantwortliches Unterfangen! Das Greenhorn hat auch noch nicht wissen können, dass unter dem Strocksack alles versteckt war, was verboten ist. Rohmaterialien, wie Bindfäden, Stoffreste, brauchbare Gurten, Draht dünn und dick, weich und weniger biegsam, selbstgefertigtes Werkzeug, scharfkantige Glasscherben, die Schuh- beziehungsweise Kleiderbürste und dergleichen mehr.

Auf die Idee, den Inhalt und die Unterseite des Strohsackes zu kontrollieren, sind nicht einmal die Tommys gekommen. Der Narr bringt es glatt fertig! In seiner »Gschaftlhuberei« greift er auch nach meinem Strohsackzipf und hebt ihn auf! Na servus, als erstes schaut gleich mein Hammer unter dem Strohsack hervor! Ein Schlagwerkzeug aus einer Schraubenmutter in deren Lochgewinde ein Holzgriff steckte. Das hätten die Briten nie als Werkzeug akzeptiert, sondern nur in die Kategorie der Totschläger eingereiht. Jedenfalls um ein hochnotpeinliches Verhör wäre ich nicht herum gekommen. Auch hätte ich dafür auf das Tageslicht und die Gesellschaft meiner Mitbürger für den Rest meines Verbleibens in Old England verzichten müssen.

Zu unser aller Überraschung läuft aus dem Dunkel der Strohsackmitte auch noch ein schwarzer Käfer zum Licht hervor. Da hab ich dem neugierigen Landser instinktiv, aber diskret einen Stoß gegeben, damit der Strohsack wieder niederfiel.

Den Liegesack von Hugo aufzuheben hat er sich im letzten Moment überlegt, denn er hat seine grünbesockten und mit Schnürhakerlschuhen bewehrten »Haxen« schon sachte angehoben. Als der Vogel das bemerkte, sein Blick war ja bodenwärts gerichtet, hat er die Finger sofort wieder zurückgezogen. Nun glitt sein Blick, überrascht von der impertinenten Drohung durch Hugos Fuß wachgerüttelt, an dessen Körper empor. Immer langsamer richtete er sich auf. Da sah man schon einen wilden »Spießschrei« auf seinen

Lippen – doch den hat er in Zeitlupentempo verschluckt. Ihm wurde jetzt erst bewußt, welchem Hünen er da gegenüberstand. Muskulös und breitschulterig. Mit Händen wie eine Deckelart mit der wir auf unseren Reisen so oft Bekanntschaft gemacht haben. So richtig aschfahl wurde sein Gesicht erst, als er die zerklopfte Visage von Hugo aus nächster Nähe sah. Das war immerhin die Visitenkarte eines deutschen Jugendmeisters im Boxen. Da lief das Blut in seinen Adern nicht mehr! Ruhig und gesittet, den Schwanz sozusagen eingezogen, jedoch um eine Erfahrung reicher, schlich sich der Bursche (an Jahren war er älter als wir, aber in Sachen »Benehmen im Gastland«! stand er noch weit unter uns) ohne ein Aufsehen zu machen, lautlos davon.

Die zweite Erfahrung sammelte der »Dritte Mann« am Abend bei der Lagerbesprechung. Hugo und ich meldeten uns zu Wort. Ruhig und langsam zeigte ich die Mißstände auf, die mit der »Neuaufnahme« nun eingeführt werden sollten. Da wollte der Giftzwerg in gewohnter Weise schon dazwischen quaken. Unsere Gemeinschaft in England befand sich aber bereits in einer »Vorstufe der Demokratie« und so mußte er mich, auf einen Wink unseres Alten hin, zu Ende sprechen lassen. Dass ein humorvoller Abschluß natürlich die Lacher auf meine Seite bringen würde, war mir damals schon klar. So sagte ich zum Abschluß meines Plädoyers zum hohen Rat und zum Volke: »Stellt Euch vor, da will der Neuling hergehen und unseren schwarzen Käfer unseren »Blacky«, kaputt machen, der nun nach fast dreiwöchiger Dressur soweit ist, dass er morgens aus dem Strohsack heraus kommt, ein Männchen baut und wieder unter dem Strohsack verschwindet.«

Lautstark lachte daraufhin das Volk und brachte mir in Form von Zwischenrufen ihre Gleichgesonnenheit und Solidarität zum Ausdruck. Herr »Wichtigmann« verzichtete daraufhin, seine Argumente vorzutragen. Und das war gut so. Er sah es meiner Meinung nach ein, dass hier andere Vorzeichen herrschten. Dass man wegen solcher Mätzchen nicht einen Mitbruder den Tommys ans Messer liefern kann. Außerdem wurde ihm bewußt, dass er es hier mit ganz anderen Soldaten zu tun hat als seine es waren, die er gewohnt war zu führen und für die er allein denken mußte. Jedenfalls lernte er durch diese Lektion gewaltig dazu. Das schlug

sich in der Art seines späteren Benehmens deutlich nieder. Geglaubt hat die Fabel von dem »Gelehrigen Käfer« wohl niemand. Die Reaktion des Volkes ließ ihn aber aufhorchen!

Ja, er der große Neuling, hat anfangs sogar geglaubt, er müsse eine Extraportion zum Essen bekommen, weil sich seine Gedärme nicht so spontan auf die Untätigkeit einstellen könnten! Diese Unverfrorenheit zu vergessen, fiel dem nun »Erfahrenen« jetzt auch leichter. Nur bei einem Mitbruder haben wir in punkto Verpflegung eine Ausnahme gemacht. Der Unglücksrabe war auch ein Landser. Er schleppte medizinisch dokumentiert, in seinen Gedärmen einen Schmarotzer mit sich. Einen Bandwurm, der ihm von dem kargen Mahl auch noch die meisten Kalorien abzweigete. Der Mann sah so schlecht aus, als wäre er dem Totengräber von der Schaufel gesprungen. Für ihn genehmigte das versammelte Volk die Zuteilung eines halben Kohlstrunkes als Sonderration für seinen internen Begleiter.

Die Zeit verfloß und die Runden konnte jeder schon im Schlaf drehen. Der alte Oberst ist auch eines Tages ausgeblieben. Der hörte man, wurde eingeäschert. Das fiel in mein Fachgebiet. Nun ich hätte den zaundürren Burschen wahrscheinlich zu den schwer brennbaren, wenn nicht zu den unbrennbaren Materialien zugeteilt. Auf jeden Fall zu dem Haufen, wo die doppelt abgekochten Knochen aus der Kombüse lagen. Schade um den guten Hausarzt.

Ein Herr mittleren Alters mit einem weißen Kittel löste ihn als Fleischbeschauer ab. Was der uniformierte Alte aus einer Entfernung von mindestens sechs bis sieben Metern mit freiem Auge spielend leicht und fehlerfrei erkennen konnte, dazu mußte man sich bei dem Neuen, eine Spanne lang entfernt, vor seiner Nase postieren. Dann hat er mit seinem Stäbchen Hoden und Penis hin und her und aufgehoben. Also man möchte es nicht für möglich halten, wie verschiedenartig so Filzbieneneruierungsaktionen durchgeführt werden können. Der feine Herr wäre sicherlich nicht in der Kundenkartei eines Callgirls zu finden gewesen. Er war mit seiner Nase verdammt nahe am Unterleib und hat dabei so merkwürdig aufgeschnauft. Wir hatten Angst, dass er bei seinen genauen Untersuchungen wirklich eine Filzlaus findet und dann in seiner Begeisterung diese gleich von den Genitalien herunterbeißt. Wenn er aber die »Matrosen am Mast« so wie die Viecherl im Volksmund

genannt werden, wirklich gerochen hat, dann ist der Mann heute mit seiner spitzigen, winzig-kleinen Nase schon lange bei Scotland-Yard im Rauschgiftdezernat als Spürhund eingesetzt.

Auch die Invasion ist ausgeblieben. England war mit der Versorgung seines Volkes mit Nahrungsmittel am Tiefpunkt angelangt. Schon lange raunte das Orakel von Bury, dass die Zeit kommen werde, wo wir wieder hinaus fahren werden auf den Atlantik und dieses gastliche Land, diese grüne Insel (in Bury ist sie zwar grau) für immer verlassen müssen. Immerhin sind wir für die Gastfreundschaft dem britischen Volk zu Dank verpflichtet, denn sie hatten redlich mit uns geteilt. Die Briten hatten selbst nicht mehr zu essen!

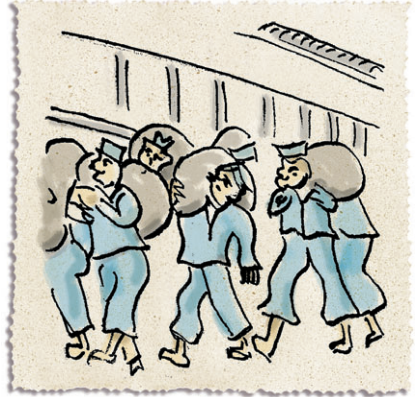
Geschulte Fanatiker legten das Orakel so aus, dass nach der siegreichen Invasion durch die bekehrten, überzeugten und unterworfenen Hilfsvölker Europas und Asiens, unter der genialen Führung deutscher Unteroffiziere und Generäle von England aus Amerika erobert werde. Und dazu meinte das Orakel von Bury, müßten wir zwangsläufig über den Atlantik per Schiff fahren! Kennst di aus?

AUF NACH KANADA

Das Orakel hatte wahr gesprochen! Ganz überraschend mußten wir die uns lieb gewordene alte Fabrik räumen und auf ging es nach Kanada. Für manche der Tiefpunkt ihrer Hoffnungen. Hauptsächlich für diejenigen, welche nur Soldaten waren und die mit jeder Meile, die sie sich vom Kriegsschauplatz entfernten, ihre Felle weiter davonschwimmen sahen.

Ich konnte es kaum mehr erwarten, denn das habe ich inzwischen schon öfter miterlebt, dass jede neue Lage immer neue Möglichkeiten bietet. Dass ein Land wie Kanada, ein freies und schönes Land ist, das wußte ich noch von der Schule her.

Ohne viel Aufsehen und Palaver wurden wir eingeschifft und mit Kurs Richtung Halifax stach unser Schiff in See. Die Überfahrt verlief ruhig. Auch verlief sie ganz ohne Ereignisse, weil wir unter Deck in einem Lagerraum untergebracht waren und diesen nie verlassen konnten. Auch von U-Booten wurden wir nicht angegriffen. Damals waren wir überzeugt, dass unsere Spionage von dem Transfer gewußt hat und der BDU (Befehlshaber der U-Boote) Admiral Dönitz, dementsprechende Weisungen gegeben hat. Wie gesagt, in Halifax gingen wir an Land und ich muß gestehen, dass ich schon froh war bei so unruhigen Zeiten wieder festen Boden unter den Füßen zu spüren.



*Vor langen, fernen Jahren,
hab' ich die Liebste geküßt.
Wir sind so weit gefahren,
dass man die Zeit vergißt.*

*Ich lebe in der Ferne,
die ich so nie gekannt,
und hinter Nacht und Sternen,
dort liegt mein Heimatland.*

*Die Räder rollen immer,
Gott weiß allein wohin.
Die Welt, sie liegt in Trümmern,
sie scheint so ohne Sinn.*

*Ach, die Liebe nur gibt Leben
und das Leben gibt nur Leid.
Aber diese »beiden« geben
mit, des Lebens Seligkeit.*

Die Zeit unter Deck war lang. Umso schöner war der Anblick des weiten freien Kanadas. Keine Verdunkelung, obwohl eine Hafencity, keine Soldaten waren zu sehen. Ach die sind noch weit von der Lust am Kriegführen, entfernt.

Wie sie uns alle anschauten! Den Kanadiern wurde der deutsche Soldat in der Kriegspropaganda ganz anders vorgestellt, als wir aussehnen. Sie suchten nach messerscharfen Krallen, nach Reißzähnen und den abgehackten Kinderhänden, die doch bestimmt bei dem einen oder anderen »German-Superman« noch am Gürtel hängen müßten. Dabei waren wir so friedlich und zufrieden. Selbst die ärgsten Pessimisten und die, die sich vor der Überfahrt wahnsinnig gefürchtet haben, machten beim Anblick dieses Landes ein gutmütiges Gesicht und lächelten.

Wie waren wir überrascht und sind aus dem Staunen nicht mehr herausgekommen, als wir vornehm in der kanadischen Eisenbahn saßen und den ersten Lunch bekamen! Weißbrot, Butter, Corned-Beef, – man stelle sich vor garniert mit Essiggurken und Ketchup, sagenhaft! Das war das gelobte Land, in das uns die Vorsehung, ein neuer Messias, den wir noch nicht kennen, oder einfach die »Engländer«, geführt haben.

Mit mächtigen Dampfmaschinen vor den Waggons, die fauchend ihre enorme Kraft auf das Räderwerk übertrugen, setzte sich der Sonderzug mit uns in Bewegung. Der Maschinenführer, übrigens ein gut aussehender Herr mittleren Alters, den habe ich noch in bester Erinnerung. Er war so sauber und hatte, obwohl er eine Dampflok fuhr, eine blütenweiße, blauweiß gestreifte und mit einem Stehkragen versehene Jacke an. Ein ebensolches Kapperl trug er am Kopf und dazu graue Wildlederhandschuhe, die blau besetzt waren. Sein freundliches Lächeln paßte so richtig zu seinem sauberen Aussehen. Komisch, dass man solche Eindrücke so lange Jahre ungetrübt in Erinnerung behält!

Vielleicht war er deutscher Abstammung, weil er jeden einzelnen im Vorbeigehen so genau musterte, als suche er einen Verwandten unter dem Maskeradehaufen, der sich an seiner Lok vorbei auf den Zug zu wälzte. Gut leiden konnte er uns, das weiß ich heute, sonst hätte er nicht so oft die Dampfpeife in Betrieb genommen, die so schaurig schön brüllt, singt, jammert und lockt zugleich. Ein Ton, der



Canada »Grand Relic«

jedes Männerherz an die Zeit das goldenen Westens erinnert, wo noch Indianer die Züge überfallen haben. Ein Ton, der jeden jungen, frischen Menschen in die Ferne ruft, der einen mitreißt und im Körper ein Prickeln zurückläßt, das zwischen den Gefühlen von Abenteuerlust, Hoffnung, Furcht und Sehnsucht zu finden ist.

Immer öfter ließ er seinen Heulton, seinen Lockruf, erschallen. Dabei rollte der Zug hinaus aus der Hafenstadt, hinaus auf das weite und schöne Land. Immer, wenn der Zug einen großen Bogen fuhr war ich versucht, mich hinaus zu beugen und ihm, unseren neuen Führer, zuzuwinken! Ich wollte ihm sagen, wie dankbar ich ihm bin und dass er nur immerzu weiterfahren sollte, so schön empfand ich das Grün der Wiesen und Wälder, die Flüsse, die Seen, den weiten Himmel, das Land und die Freiheit. Immerzu mußte ich durch die klaren Fenster hinaus schauen, einmal links und einmal rechts, so wie sich in abwechselnder Folge die Schönheiten der Natur einander überboten. Das Rattern der Räder über die Schienen war die Musik dazu und jedesmal, wenn etwas besonders Interessantes zu sehen war, zog der Führer unseres Zuges an seiner Dampfpeife, um gleichsam auf das Kommende hinzuweisen.

So fuhren wir. Überquerten dabei auf einer hoch über dem Fluß erbauten Brücke den Sankt-Lorenz-Strom, der breit und blauweiß glänzend, direkt vor den Fenstern des Zuges, tief unten vorbeizog. Das war ein Gefühl! Wie im Flugzeug, habe ich mir gedacht, als wir am anderen Ufer wieder Land vor dem Fenster sahen. Auf der Brücke selbst fuhr der Zug sehr langsam und so nahe am Abgrund, dass kein Geländer zu sehen war. Man fühlte sich so, als schwebe man wie ein Albatros hoch in der Luft. Nur das leichte Klopfen der Räder sagte, dass man nicht träume, sagte, dass die Brücke uns über den tiefen Abgrund hinweg, von Ufer zu Ufer trage. So brachte uns der Zug sicher nach Monteith, einer kleinen Ortschaft im Staate Ontario.

Dort war ein großes Barackenlager angelegt. Ganz im Rohzustand. Es waren noch keine Wege oder Straßen angelegt. Besonders wenn es regnete, war der Boden so aufgeweicht, dass schuhtief durch den Schlamm zu waten war. Nur die Umzäunung, ein zweireihiger hoher Stacheldrahtzaun war fertig. Der ca. sechs Meter breite Zwischenraum war von jeder Vegetation durch Giftsprühmittel



P.o.W.-Camp 23 – Klein-Berlin in Amerika

frei gehalten. Die in Abständen aufgestellten Wachtürme waren schon besetzt. Dass wir Germans diese Wildnis bald in eine Oase der Behaglichkeit und Schönheit verwandeln würden, war mir beim Einzug in das Lager sofort vollkommen klar.

Die Baracken waren bestens, keine Strohsäcke, sondern prima Kojen. Gute Öfen und Material zum Verheizen. Na Servus, englisches Klo. Dort war ich so lange und habe nur in »Karinhall« eines ange-troffen. Zu allem Überfluß gab es auch noch ein Brausebad. »Mensch Hugo,« sagte ich, »hört denn dieser Komfort überhaupt nicht mehr auf?« Die Krone des Ganzen war aber die Verpflegung! An der hätte nach meiner Meinung ein »First Class« Gast eines »Hilton-Hotels« auch nichts auszusetzen gehabt. Wenn sich da die erste Zeit jemand nicht beherrschen konnte, hat er sich abschreiben können. Der Tisch war gedeckt, so gut und reichlich wie es sich eines Landes geziemt, in dem wahrlich »Milch und Honig fließt«.

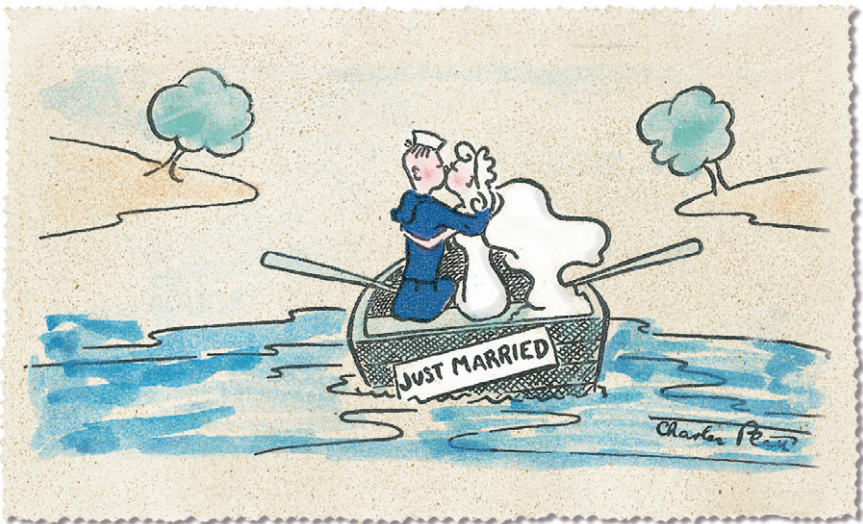
Wollte jemand zum Beispiel ein halbes Kilo Haschee, das heißt Rohhack mit einem Ei darauf, gepfeffert und mit Ketchup gewürzt

essen, dann hat er es auch bekommen. Es hat nicht lange gedauert, dann waren wir wieder bei Kräften.

Zu Ausschreitungen oder Abartigkeiten – zum Beispiel in sexuellen Belangen, an das denkt ja in der Jetztzeit ein jeder zuerst, – kam es dadurch nicht. Denn wir selbst erlegten uns strenge Gesetze auf, wählten selbst eine strenge Führung und waren damit einverstanden und mit wenigen Ausnahmen hielten sich alle peinlichst genau daran. Wurde wirklich einmal eine krasse Verirrung bekannt, dann hatte derjenige am nächsten Morgen anstatt eines lukullischen Frühstücks einen gedrehten Strick auf seinem Teller.

Das bedeutete klipp und klar und unwiderruflich, dass er in dieser Gemeinschaft nicht mehr geduldet wird. Auch permanenten Nörglern und Widersachern ist es so ergangen, denn eine Zersetzung von innen heraus mußte radikal verhindert werden, sonst hätte sich jedes Zusammenleben in einer derart großen Gemeinschaft aufgehört. Es waren aber wie ich schon sagte Einzelfälle, die, wenn sie dann am Tor um politisches Asyl bettelten, vom Sonnenschein in den Regen und dann unter die Traufe kamen.

Freilich ist uns nichts abgegangen, aber man war halt doch gefangen und hat beim Drehen der Runden, genau wie in Bury, nach



Immer ist's der alte Lack: »Thema I ist auf der Back!«

dem Loch im Zaun gesucht. Der große Unterschied war der, dass man jetzt keinen Hunger mehr hatte. Alles blieb gleich, nur das Thema wechselte von »Römisch Eins – Essen und trinken« zum Thema »Latein Eins – Die Frau das unbekannte Wesen« (Oswald Kolle – Kapitel eins, Vers zwei, Absatz drei). Ein Thema überstrahlte letztlich alle anderen Probleme und das war das Kapitel »Freiheit«! Wir waren jetzt satt, gekräftigt und nun wollten wir hinaus! Nicht alle, nein das wäre übertrieben, denn diejenigen, die lieber faul herumlagen und sich ihren Wams mästeten, die waren auch nur widerwillig zu einer Gemeinschaftsarbeit zu haben, der Typ hat auch nie an Flucht und Freiheit gedacht.

Um auf keine dummen Gedanken zu kommen war Arbeit die beste Medizin. Abgesehen davon, dass sie den Körper und den Geist gesund erhält und dass die vielen Kalorien verbraucht wurden, freute ich mich jedesmal, wenn ich zufrieden auf eine Verschönerung im Lager stolz sein konnte. Fest und eifrig habe ich am Ausbau des Lagers mitgeholfen. Dabei wurde viel Erde bewegt, Wege angelegt und Straßen gebaut. Der kleine Bach, der durch das Gelände führte, wurde reguliert und erhielt dann den Namen »Krumme Lanke« (nur keine Emma saß uff der Banke).

Bald grünten die angelegten Rasenflächen und auf dem Wasser ließen sich Enten nieder. Eines Tages bekamen wir einen putzigen Zuwachs. Zwei junge kanadische Schwarzbären, äußerst liebe, tolpatschige, kleine Fellknäuel. Die bekamen einen netten Zwinger und wuchsen zu zutraulichen Maskottchen heran. Oft liefen sie frei im Gelände herum und ab und zu schickten wir sie aus einem besonderen Grund unter die auf Pfählen von ungefähr achtzig Zentimeter Höhe gestellten Baracken, damit die Freunde von der Bewachungsmannschaft nicht allzu neugierig darunter schauten.



»Am Zoo«. Susi und Nelly vor ihrem eigenen Bärenhaus.

Das eigentliche Geheimnis unter den Baracken lag darin, dass von einer solchen Baracke aus ein leicht begehrter Stollen unter dem Zaun hindurch, zu einer Baracke außerhalb des Stacheldrahtzaunes, in der ein Klamottenlager untergebracht war, führte. Die großen Erdbewegungen beim Bau dieses Fluchtweges gingen beim Ausbau der »Krummen Lanke« zum Teil unbemerkt unter. Der Rest des angefallenen Lehms wurde beim Auslauf des Kanals zerbröckelt und mit der Wasserspülung in den vorbei fließenden Fluß geschwemmt. Der Fluchttunnel war vollkommen mit Kistenbrettern abgepölst und unter dem vegetationslosen Streifen war, wenn die »Grabensucher« sich näherten, ständig ein Posten auf Station bzw. im Tunnel.

Wenn sich die zwei Kanadier mit ihren vier Meter langen Eisenspießen, die sie in die Erde ramnten näherten, dann mußte der Posten präzise reagieren: Die beiden oben zogen den Spieß aus dem Lehmboden heraus und füllten das tiefe Loch mit einem genau berechneten Maß an Wasser. Zweimal leerten sie ein volles Häferl mit Flüssigkeit in das Bohrloch. Stand das Wasser dann an der Oberfläche eben, dann konnte das Wasser nirgends abgefließen sein, ergo dessen war darunter auch kein Tunnel! Dass der Mann im Schacht jedoch jedesmal nach dem ersten Guß von unten das Loch zustopfte, und zwar mit vorbereiteten Holzpflocken, auf das sind die guten Freunde nie gekommen. Drei solcher Löcher mündeten in der Tunneldecke und bis zur Fertigstellung klappte das Stoppelprinzip klaglos.

Mit jedem Meter, den der Fluchtweg vorgetrieben wurde, stieg natürlich auch die Spannung derer, die mit dabei waren. Damit verbunden war ein emsiges Vorbereiten! Die Phantasie schlug dabei ins Superlative über. Basis war einmal ein brauchbarer Rucksack der nicht allzusehr auffiel. Einige zogen einen Koffer aus Holz, der mit Stoff überzogen war, zur besseren Tarnung vor.

Auf alle Fälle mußte das Tragegerät alle jene Utensilien enthalten, die notwendig waren, um überhaupt flüchten zu können. Meisterwerke handwerklicher Kunst wurden da erzeugt. Messer aus Feilen, Kocher aus Konservendosen, Fischzeug wurde gebastelt, aus einer grauen Decke schneiderte ich mir beispielsweise einen gut sitzenden, grün passepoilierten Trachtenanzug, den ich aber erst, sollte

auch mir die Flucht gelingen, zur Arbeitssuche in der Heimat anziehen wollte.

Immer wieder kam etwas neues hinzu, so dass es gut war, dass der Fluchttermin eines Tages feststand. Im Tragesack mußte ja auch für die erste Zeit Proviant, Öl, Salz, Mehl und vieles mehr Platz haben, denn die ersten Tage außerhalb des Zaunes wird bestimmt jeder in der Wildnis, also im Busch verbringen müssen. Alles war klar! Am Tag vorher wurde das kostbare Gepäck außerhalb des Lagers unter der Baracke der Kanadier verstaut. Einem Kameraden, dem die größte Chance durchzukommen zugetraut wurde, wurden vierundzwanzig Stunden Vorsprung gewährt. Er war der Typ eines Mannes der vergleichbar wäre mit dem amerikanischen Dauerflüchtling Richard Kimbel oder mit dem Hauptdarsteller des Romans »Soweit die Füße tragen«. Tatsächlich kam er auch weit, aber nach Hause kam auch er nicht. In Mexiko war seine Odyssee zu Ende.

Wir, das grobe Volk, bangten dem nächsten Abend entgegen. Als der erste einer langen Reihe den Tunnel betrat, war die Nervosität am Höhepunkt. Nach und nach folgen, durch das Los bestimmt, die weiteren. Gespenstisch wälzte sich die Schlange, einem Tausendfüßler gleich, durch den Fluchttunnel hindurch, dem Ausstieg unter der Klamottenbaracke, außerhalb des Stacheldrahtes, entgegen. Aber auch dieses Unternehmen stand wie so viele große strategische Aufgaben unter keinem guten Stern. Als der erste Ausbrecher sein Reisegepäck greifen wollte wurde er von schwer bewaffneten Soldaten daran gehindert und festgenommen. Sein »Halt! Verrat! Wir sind im (Ar) Eimer!« pflanzte sich von Mann zu Mann unter der Erde fort und nach anfänglicher Stockung, die durch die Kehrtwendung und das Umlegen der Gehrichtung zustande kam, strömten alle ins Lager zurück.

In dieser Nacht war buchstäblich »Der Bär im Camp los!« Die Ausrüstung jedes Einzelnen war natürlich verloren, das ist klar. Aber die Kanadier konnten von denen, die im Tunnel waren, keinen ausfindig machen. Die Baracke, von der aus der Gang gegraben wurde, wurde durch einen Stacheldrahtzaun aus dem Lagerbereich ausgeklammert. Schwere Bagger kamen angefahren und das ganze Kanalsystem wurde, wie bei archäologischen Forschungen, freigelegt.

Ein cleverer Geschäftsmann mit Namen Kieslinger erwarb alle Fluchtgepäckstücke und führte sie, im Rahmen einer Wanderschau, dem Volk von Amerika vor. Bestimmt hat er die Fundstücke noch durch etliche, der Propaganda zugute kommende Eigenbauexponate ergänzt, denn so wäre ja der Show, in ihrer Bescheidenheit, der Publikumserfolg versagt geblieben. Sein Slogan war: »Eine leere Konservendose (vielleicht eine bestimmte Milchmarke wie Bärenmilch oder eine bestimmte Streichwurstdose von »Felix-Austria«, (natürlich auf kanadisch oder amerikanisch – logisch!) in der Hand eines German-Prisoners führt zwangsläufig zu Fluchtversuchen. Im schlimmsten Fall bastelt er sogar eine Kanone daraus!«

Vor Wintereinbruch schickt uns eines Tages das Vaterland nagelneue Uniformen nach Kanada. Prima! Mit einem Mal wird aus dem kunterbunten, Räuberzivil tragenden Haufen eine dem Rang nach unterscheidbare, uniformierte Truppe. Dadurch war die Führung dieser gut genährten Männer um ein Vielfaches leichter geworden. Ja das ging soweit, dass, wenn die kanadischen Offiziere zur Zählung nur um einige Minuten zu spät kamen, der deutsche Lagerführer

meinte: »Sorry You are to late – we see us again tomorrow!« Muß ich das extra übersetzen? Ich meine nicht, denn jedes Schulkind und jeder der nach dem Krieg »Amy« abgestaubt hat weiß, dass das soviel wie – tut mir leid, heute sind Sie zu spät gekommen, wir sehen uns erst morgen wieder – heißt.

Anfangs konnten unsere Gastgeber das kaum verstehen, haben sich aber rasch an diese deutsche Genauigkeit gewöhnt. Freilich, jedes Ding hat zwei Seiten. Mit diesen Uniformen war das natürlich auch so. Mein Gott uns einfachen Soldaten ist der Atem ausgeblieben als wir bildlich sehen konnten mit welch hohen Persönlichkeiten dienstgradmäßiger Natur, wir die Luft auf der Baracke zusammen geatmet haben.



*Fasching 1942: »Grogg & Co.«,
Lois Habertiz und Alois Pirkel.*

»Wenn das nur gut geht«, dachte ich!

Zu Hugo sagte ich, natürlich nach der Schreibe, denn er hat meinen Dialekt immer noch nicht verstanden: »Schau dir den arbeitsscheuen, faulen Sack Werner an! Du weißt doch, das ist jener mit dem ich den Streit beim Bau der »Krummen Lanke« hatte! Dem hätte ich doch beinahe die Schaufel auf seinen Poller »gedrückt«! Weißt du's noch? Mensch und jetzt steht er da wie ein Feldherr, der gleich nach »Alexander dem Großen«, sollte er einstmals sterben, in Gestalt einer Büste in Walhalla aufgestellt werden wird.«

Und Orden hat der Mensch! Für den muß der Krieg schon zehn Jahre vor Kriegsbeginn angefangen haben, sonst wäre sich das mit der Verleihung zeitmäßig gar nicht ausgegangen. Zeichen und Spangen, Ehrungen und Leiden, Verschüttung und Verwundungen, einen ganzen Roman konnte man von seiner Brust ablesen. Na, wenn er sich um den Hals auch noch einen Orden »Marke Zweitschrift« gehängt hätte, dann hätte ihm ein Strick auf seinem Teller gebührt, denn das hätte dem feigen und unkameradschaftlichen Bruder niemand mehr abgenommen.

Unterstützt durch die neue Verkleidung trafen sich die höheren Dienstgrade immer in der gleichen Baracke. Nichts ungeschickteres hätten sie tun können, denn obwohl wir sie unter uns ihres Alters wegen respektiert haben, waren sie in ihren eigenen Baracken und unter ihres gleichen genauso ein »Niemand«. Wir das niedere Volk, wir haben uns ihrer Schönheit wegen nicht um sie gekümmert. Das Einfügen in die Gemeinschaft war schließlich immer noch Charaktersache.

Eines Tages wurden in Dieppe in Frankreich angeblich englische Soldaten, die in deutsche Kriegsgefangenschaft gerieten, in Ketten abgeführt. Klar, dass nun die deutschen Landser in britischer Gefangenschaft ebenso gefesselt werden mußten! Es hat lange gedauert, bis die Kanadier überhaupt einen Landser aus der Menge, namentlich und den Papieren nach, herausfinden konnten. Die Uniformen wurden versteckt, Klamotten vertauscht, kurzum bis es dann so weit war, wurden mit den Betreuern die besten Bedingungen ausgehandelt.

Zum Beispiel eine der Voraussetzungen, dass sich die Landser überhaupt und quasi nur dem kanadischen Lagerkommandanten zu-

liebe fesseln liesen, war die, dass sie nur während der Inspektion gefesselt waren und Handschellen tragen mussten. Eine Art Augenauswischerei der Obrigkeit gegenüber. Ansonsten aber mußten sie nur in einer separierten Baracke verbleiben.

So weit, so gut! Doch eines Tages haben unsere Aufpasser die Abmachung gebrochen und den Grenadieren nach der Morgensvisite die Handschellen nicht mehr aufgeschlossen. Ein krasser Vertrauensbruch unter Vertragspartnern! So schnell ist ein German-Prisoner nicht verloren um nicht zu sagen »Polen sei so schnell nicht verloren!« Von talentierten Männern wurden mit primitiven Werkzeugen die Fesseln geöffnet und dann abgestreift. Die Überraschung und der Wirbel unter den Kanadiern war unvorstellbar als ein Landser mit deutschem Gruß die Meldung an die Inspektoren machte und als diese sahen, dass dieses Mal ihre Kameraden um ein Bettgestell aus Eisen gefesselt waren.

Dieser einmalige Zwischenfall wurde intern wieder in Ordnung gebracht. Alleine schon deshalb, weil der kanadische Lagerkommandant eine Perle von einem Menschen war und man ihn eines solchen Streiches wegen nicht verlieren wollte. Allerdings wie überall im Leben »kann der beste nicht in Frieden leben . . .« und so weiter. Auch der gute Colonel hatte Feinde. Diese bewirkten, dass er versetzt wurde und von einem »Neuen Besen« ersetzt wurde. Seine Sofortmaßnahmen waren einschneidend und untragbar! Was tun?

Der Rat der Weisen ersann eine alte, aber immer wirksame Taktik. Der »Neue« war nur so gegen den »Alten« wieder einzutauschen, indem man der Öffentlichkeit, dem Volke von Kanada beweise, dass dieser dahergelaufene Etappenoffizier gar nicht fähig ist, ein Lager mit deutschen Gefangenen zu führen. Mit kurzen Worten ungefähr so: Bei »dem« kann man aus- und eingehen wie man will. Die Gefangenen fühlen sich nicht gut verwahrt und wandern deshalb eigenmächtig in andere Lager ab oder begeben sich zu den Polizeistationen in die Städte und bitten, diesen unfähigen Menschen wieder abzulösen und den fähigen erprobten alten Colonel wieder in sein Amt zurück zu berufen.

Der Plan war gut! Sofort meldeten sich drei Männer freiwillig, um durch den Stacheldrahtzaun zu fliehen. Ein Fallschirmjäger, ein Flieger und ein Marinär. Sie hatten die Aufgabe, durch den Zaun zu

schlüpfen und sich draußen, womöglich weit von Monteith entfernt, zu melden. Damit sollten sie den Behörden beweisen, dass man in diesem Lager unter der neuen Führung abhauen kann, wann und wie man will. Unterstützt wurden die drei Ausreißer von uns Bastlern großartig!

Auf dem Hügel, auf dem unser Camp lag, ging immer ein frischer Wind. Das war die Voraussetzung für unser Unternehmen. Wir bastelten einige Drachen und ließen diese hoch in die Lüfte steigen. An den durchhängenden Zugschnüren ließen wir jeweils ein Wagerl mit abstehenden Flügeln durch die Antriebskraft des Windes nach oben laufen. An einem Knoten in der Schnur löste sich ein Fallschirm aus, der mit einem Kassiber weit ins Land hinein flog. Die Flügel des Wagens klappten gleichzeitig zurück, der Wagen fuhr herunter wurde erneut mit einem Fallschirm ausgerüstet und fuhr erneut, getrieben durch die Kraft des Windes nach oben. Ein schönes Spiel! Das haben die Halbindianer auf ihren Wachtürmen noch nie gesehen! Außerdem schauten auch alle Prisonere dem Drachen und dem Wagen mit dem Fallschirm nach. Klar, dass auch die Betreuer nach oben schauten und dabei die toten Winkel unter ihren Wachtürmen solange unbeobachtet ließen. Der Trick gelang! Die Freunde kamen durch und konnten hinter sich den Draht sogar noch so gut verhängen, dass die später eingesetzten Suchtrupps der Kanadier, das Loch im Zaun lange nicht entdecken konnten.

Endlich war wieder einmal was los in der Hütte! Gepanzerte Fahrzeuge umkreisten das Lager. Die Posten wurden verstärkt und mit Maschinenwaffen ausgerüstet, die Scheinwerfer wurden verdoppelt, mit einem Wort es war der Teufel los. Ob sich draußen schon einer gemeldet hat? Zurückgebracht wurde noch keiner! Aha – jetzt geht's los! Zahlenmäßig verstärkt kamen die Betreuer schon beim Morgengrauen im Laufschrift herein in das Lager um zu zählen. Das war bei dem passiven Widerstand (heute würde man sagen Dienst nach Vorschrift) ein heilloses Durcheinander. Der »Neue« tobte zwar wie ein Irrer, aber vor der festgelegten Zeit hatte er keine Möglichkeit, die Zählung durchzuführen. Alle liefen durcheinander. Dann allerdings standen wir alle stramm da und unser Lagerführer meldete ihm den Sollstand und sagte ihm anschließend, dass seit gestern einundzwanzig Männer fehlten. Diese Meldung brachte

Bewegung in die Delegation samt ihrem Anführer! Sie zählten und zählten und da das Zählen sowieso eine schwache Stelle in ihren Gehirnen war, mußten sie wiederholt bei der Mitte aufhören, zurückgehen und erneut von vorne anfangen. One, two, three – bis fifty und das dann mal drei, weil alle in Linie zu drei Gliedern angetreten waren, ja das war jedes mal eine Höchstleistung.

In normalen Zeiten haben unsere Bewacher halt einfach nur so weiter gezählt, wenn sie auch einmal geirrt haben. Der Lagerkommandant las dann voll Stolz die Zahl vor, welche ihm der Lagerführer vorher mitgeteilt hatte, nickte überzeugt und verabschiedete sich lachend. Heute morgen, das kann man wohl sagen, heute war der Wurm drinnen! Jeder von diesen Supermathematikern hat was anderes bei seiner Hochrechnung herausgebracht. Es war aber auch nicht verwunderlich, denn wir gingen, wie man so schön sagt »ganz närrisch im Kreis«.

Drei von uns waren ja wirklich draußen, wobei sich der erste beim Bahnhofsvorstand das Geld für die Fahrkarte borgen wollte. Alleine dadurch war er schon erbost und als er ihm auch noch sagte, dass er deshalb verreisen wolle, weil es in dem Gefangenenlager, seit der »Neue« im Amt ist nicht mehr auszuhalten sei und dass er nur einer von vielen sei, die ausgebrochen sind und dass in Kürze keine Prisonere mehr in diesem »God-dam-Camp – under that God-dam-Leader« mehr sein und bleiben würden. Da legte dieser seine Leichenstarre ab und telefonierte die Nachricht in alle Winde hinaus!

Eine einmalige Gelegenheit war dies für diesen einfachen Menschen auf die Titelseite der Tageszeitung zu kommen. Im ersten Moment reagierten seine Angerufenen noch skeptisch. Vielleicht war er schon einmal in einer Klinik oder wollte der biedere Eisenbahner gar schon einmal auf die erste Seite einer Gazette kommen? Was weiß man?

Dem Flüchtling gegenüber hat er sich jedenfalls richtig benommen. Er hat ihn in seine Wohnung eingeladen, hat ihn gut bewirtet, ihm Gesellschaft geleistet und war in allen Punkten was den »Neuen« und den »Alten« Camp-Commander betraf haarscharf gleicher Meinung mit dem Prisoner. Der wiederum wurde schon ein wenig nervös, denn wenn die den guten Bahnhofsvorstand für verrückt halten und nichts gegen die Ausbrecher unternehmen, dann

hat er sein Leben umsonst aufs Spiel gesetzt. Eines war klar: Hätten die Wachposten die drei Ausreißer zwischen dem Zaun erspäht, hätten sie schon aus lauter Angst und Verwirrung auf sie geschossen. Allerdings ein tödlicher Schuß hätte schon ein Zufallstreffer sein müssen.

Nun kamen zu den Zweien auch noch drei Beamte vom Headquarter in die Wohnung des pflichtbewußten Eisenbahners. Denen erzählte ausschließlich der Bahnhofsvorstand, welche Zustände im Camp unter dem »neuen Pighead« – auf gut Deutsch »Sauschädel«, herrschen. Das war der erste Erfolg! Denn überzeugt von den zündenden Worten waren auch diese beiden so weit, dass sie ihrerseits um den verabschiedeten Vorgänger des »Neuen« Commanders trauerten.

Doch diese drei Kanadier glaubten noch nicht, dass der Mann, der da vor ihnen saß, wirklich ausgebrochen ist. Sie blieben halt einmal bei ihm sitzen, denn sicher ist sicher. Sie ließen sich auch vom Eisenbahner bewirten und warteten einmal ab was da noch kommen würde.

Eines wußten sie, dass bei den Germans alles möglich ist, also blieben sie. Im Lager ging es inzwischen rund! Zählen, streichen und wieder zählen. Es war kein klarkommen. Viele Prisonere waren versteckt, dafür entdeckte man im Lazarett Puppen im Bett, die immer mitgezählt wurden. Mit ihren turbanähnlichen, kunstvollen Kopfverbänden täuschten sie lange. Ein einziges riesiges Durcheinander!

Ah, der Bahnhofsvorstand kommt nun strahlend zu seinen Gästen in seine Wohnung zurück. Sein Kollege, etliche Stationen von ihm entfernt, hat soeben telefonisch nachgefragt, ob er, als der Zug bei ihm anhielt, verdächtige Personen bemerkt hätte? Bei ihm sei nämlich ein Mann der behauptet ein deutscher Marinesoldat zu sein. Er sei geflohen und so weiter und so weiter. Also diese Nachricht hat gezündet! Nun wurden sie alle nervös!

Allein der Eisenbahner warf sich stolz in die Brust. Vielleicht so dachte er sich, vielleicht wird es doch noch was mit der Titelseite! Tags darauf wurden die beiden in das Lager zurückgebracht und ausbruchsicher verwahrt. Sie erlebten einen triumphalen Empfang, wie er nur großen Männern, Filmstars oder Weltcupsiegern im Schilaufl vorbehalten ist. Das entschädigte sie für die Strapazen, die

sie ihm Namen des Volkes auf sich nahmen. Einige Tage fasten, das konnte nur ihrer Gesundheit zugute kommen.

Im Lager war immer noch die Hölle los. Heute, also drei Tage sind ja seit dem »Unternehmen Drachenflug« vergangen, fehlten im Lager immer noch Gefangene. Bravo! Jetzt hat sich der dritte der drei Ausreißer gemeldet. Bis Port Arthur ist er gekommen. Prima, der machte das Maß voll. Das wird der »Neue« nicht verdauen können. Als der zurückgebracht wurde standen wir alle Spalier und jubelten ihm zu. Es war ein Empfang der nur im Einzug des siegreichen Cäsar in Rom ein Gleichnis findet.

Jetzt gab die oberste Lagerführung dem »Neuen« eine letzte Chance, die »Stacheldrahtaffäre« zu bereinigen. Gelingen ihm das nicht, so müsse er gehen und der alte Commander käme wieder zurück. Also zählte und zählte er wieder von morgens bis abends. Um die Mittagszeit waren es immer noch minus achtzehn. Am Abend, welch ein Hoffnungsstrahl, da fehlten nur noch siebzehn. Doch welch ein Trugschluß! Witzbolde hatten Archibald, einem großen Hund, den man keiner Rasse zuteilen kann und der sich im Lager feistgefressen hatte, eine Prisonerkluft angezogen. Sie hatten ihn in der hinteren Reihe, einen Hut auf dem Kopf und eine Pfeife im Maul, auf den Hinterbeinen stehend und mit den Vorderbeinen seitlich bei den Nebenmännern eingehängt, aufrecht stehend gehalten. One, two, three – God dam there is one Man more! Er freute sich aber nicht lange über seinen Erfolg, denn die Burschen ließen Archibald hinunter auf den Boden und er ging respektlos mit dem Hut im Genick und der Pfeife im Maul an der Jury vorbei, ohne sie auch nur eines Blickes zu würdigen.

Den Zählerfolg mußten die »Freunde« sofort wieder streichen. Die Krönung unserer Bemühungen bestand darin, dass der »Neue« wieder gehen mußte. Mit brutalen Mitteln konnte er sich nicht durchsetzen. Unser guter, alter Colonel kam gerne nach seinem Kurzurlaub wieder zu uns zurück, somit waren alle wieder zufrieden und unsere Bemühungen hatten sich gelohnt.

Alles blieb wie gehabt und doch suchte ich immer noch nach dem Loch im Zaun obwohl es uns wirklich an nichts fehlte. Die Verpflegung, die Kleidung, die Unterkunft, alles war bestens. Die Kameradschaft war gut aber wir litten alle an der großen

Beschäftigungslosigkeit. So verlegte ich mich auf meine Bastelarbeiten. Zum Beispiel fabrizierte ich mir aus den verschiedenen Hölzern von Obststeigen ein schönes Schachbrett mit präzisester Einlegearbeit. Die Figuren modellierte ich aus gekautem Brot. Auch diese sind gut gelungen und stellten in ihrer Art eine Rarität dar.

Die Sehnsucht Land und Leute kennen zu lernen, mit einem Wort »einfach draußen zu sein«, beschäftigte meine Gedanken immerzu. Wieder und wieder forderte mich der Lockruf des vorbeifahrenden Zuges auf, ja er rief mir wie damals, als wir hierher kamen, immer wieder zu: Komm mit! Schau dir das schöne Kanada an. Nur wer den lauten Ruf der kanadischen Eisenbahnen kennt, kann verstehen, wie dadurch die Sehnsucht nach »Draußen« in meiner Brust aufgepeitscht wurde.

Viel zu meiner Vorstellung was überhaupt »Frei sein« heißt, trug ein sogenannter Handyman, ein Mann der im Lager als Zivilist arbeitete, bei. Sein Werkzeug bestand aus einer Kiste, die einen provisorischen Tragriemen hatte, aus einem Hammer, einer Beißzange, einigen verschieden langen Nägeln und aus »Haywire«. Ja einfach aus Heudraht! Das ist der Bindedraht, mit dem die gepressten Heuballen gebunden werden. Das war seine ganze Ausrüstung. Mit diesen bescheidenen Mitteln hielt er die Öfen des Lagers in Schuss, befestigte durchhängende Dachrinnen oder befestigte einfach nur irgendwelche Latten. Das war »sein« Job.

*Oft sah ich Dich so lächeln,
so lieblich und so süß;
und voller heitrer Lebenslust,
Dein Herzchen schlug in Deiner Brust.*

*Den Abschiedskuß, so brennend heiß,
voll Sehnsucht nach dem großen Glück,
er gab mir Deine Liebe preis,
im allerletzten Augenblick.*

*In Gedanken an die Heimat
und an Dich mein einzig Glück,
leb' ich hier in fremdem Lande
und sehne mich zu Dir zurück.*



*Ja, weit bin ich von Dir entfernt,
gedenke Dein – so viele Stunden!
Das Küssen, das hab ich verlernt,
seit Du mir bist entchwunden.*

*Die Zeit, sie rollt dahin mit Schwung!
Was bleibt ist nur »Erinnerung«.*

Allerdings im Frühling, als der Schnee spontan zerging und der warme Südwind über Nacht die Zweige der Birken grünen ließ, dann war Skotty, so hieß er, ein anderer Mensch geworden. Er ließ seine Kiste dort stehen wo sie gerade stand, holte sich seinen restlichen Lohn und verschwand aus dem Lager so lange bis ihn der erste Schnee wieder zurücktrieb. Der war ein freier Mann! Ein Hoboi (Gelegenheitsarbeiter), der sich auf den Dächern der Eisenbahnen, auf Fernlastern fahrend und zu Fuß marschierend, den Frühling und den Sommer über bis in den späten Herbst hinein, von Ost nach West und von Nord nach Süd im Land herum trieb. Der von jeder Stadt die Zentren, wo sich seine Freunde mit ihm trafen, kannte, und der auf jede Frage, die man an ihn richtete mit einer lustigen Story zu antworten wußte.

Wie gesagt mit den ersten Schneeflocken kam auch Hoboi-Skotty wieder. Abgemagert, sein Geld bis zum letzten Cent verbraucht, so bat er wieder um Aufnahme, um sich den kalten Winter über bei



Unter den Linden

leichter Arbeit, die er zu verrichten hatte, wieder fit zu machen um im nächsten Frühling beim ersten Sonnenstrahl den Strapazen, die ihm seine Art des Reisens abforderte, gewachsen zu sein. Ja Skotty verkörperte geradezu die Freiheit! Sobald es die Witterung erlaubte flog er auf und davon. Frei wie ein Vogel in der Luft. Ja, er wäre eingegangen, hätte er den Sommer hinter Stacheldraht verbringen müssen.

Bald und unverhofft bot sich auch mir die Gelegenheit aus der Umzäunung hinaus zu kommen. Wunderbar! Dadurch ergibt sich wieder einmal eine völlig neue Lage und somit auch zwangsläufig »neue Möglichkeiten«.

Aus Freiwilligen wurde eine Partie von einhundert Männern zusammengestellt, die am Shagfishriver in der Nähe von Nipigon als Holzfäller arbeiten sollten. Schade, mein guter Freund Hugo kam erst bei einem späteren Team zum Zug. Das Camp war vor uns von Zivil-Holzfällern bewohnt worden. Diese hatten nur die besten Strips mit den leicht zugänglichen Baumbeständen herausgeschlagen. Klar, sie arbeiteten ja auch im Akkord. Das Lager war schön, gut eingerichtet und sauber. Komfort gab es freilich keinen mehr. Aber es gab auch keinen Zaun! Alleine dafür war ich dankbar und zufrieden. Dankbar, weil ich außerhalb des großen Gefangenenlagers war und zufrieden, weil ich mich von unbedeutenden Einschränkungen abgesehen, in freier Natur bewegen durfte.

Wir schliefen jeweils zu dreißig Mann in einer Baracke, es gab einen sauberen Aufenthaltsraum, einen Speiseraum und daran angebaut eine Kombüse. Darin wirkte ein Chinese, der wahre Götterspeisen auf den Tisch zauberte. Ganz hervorragend war das Frühstück, das von dem Mann aus dem Reiche der Mitte uns »Lumber-Jack«-Anwärtern gereicht wurde. Kaffee, Tee oder Milch, Butter, verschiedene Marmeladen, Pfannkuchen oder Bohnen mit Speck, Brot oder zusätzlich zwei bis drei verschiedene Mehlspeisen, Spiegeleier oder Käse. Eine Fülle von verschiedenen Leckerbissen! Dieser Mann kochte schon seit seiner frühesten Jugend in Lumber-Camps. Er wußte, dass das Frühstück bis abends anhalten mußte und dass die Arbeit im Busch eine schwere Arbeit ist. Er war auch als Mensch ganz prima. Ein Diener von Natur, wenn er nur irgendwie konnte, stand er jedem hilfsbereit zur Seite.

Für Mittag gab es ein Lunchpaket und jeder konnte sich in einer Flasche Tee oder Kaffee mitnehmen. Abends wurden wir mit warmem Essen versorgt. Ebenfalls wieder großartig zubereitet von unserem Tsing.

Der deutsche Lagerführer war kein unbeschriebenes Blatt. Nachdem ich aber nur die schönen Erinnerungen erzählen will, vermeide ich, wenn irgend möglich die Nennung dieses Namens.

Unsere gesamte Ausrüstung, speziell aber die Bekleidung, war Spitzenklasse. Wir bekamen Stiefel zum Schnüren deren unterer Teil aus Gummi war und die dicke Filzeinlagen hatten. Richtige, echte »Lumber-Boots«. Eine starke Hose, Wollhemden und eine warme Jacke; dazu eine prima Axt mit gebogenem Stiel aus Hickoryholz und eine kanadische Bogensäge. Jetzt kann es losgehen!

Die Timber-Companie stellte einen Verwalter zur Verfügung, der sich um administrative Angelegenheiten kümmerte. Einer der Bosse, ich weiß nur noch seinen Spitznamen, hieß »Dirty-Face«. Er hat diesen Namen nicht von uns bekommen, sondern schon sein Leben lang bzw. seit er im Busch arbeitete. Er war ein ausgezeichnete Fachmann und ein guter Mensch. Dass Waschen seine schwache Seite war, muß man dem Mann, der nie aus der Wildnis herauskam, nicht nachtragen.

Unsere unmittelbaren Vorarbeiter waren aber die »Stripbosse«. Einer von ihnen hieß Frank, der andere Jack, ein weiterer Dugi. Sie waren alle sehr freundlich zu uns. Ja besser als so manche Kameraden die man im Lauf der Zeit kennenlernte. Mit diesen kanadischen Vorarbeitern zogen wir in den Busch hinaus um Holz zu fällen.

Sie brachten uns bei, wie man die ersten Kerben mit der Axt in den Baum schlägt, damit er in die gewünschte Richtung fällt. Sie zeigten uns alle Tricks in der »Lumber-Work« und keiner trieb zur Eile an. Im Gegenteil. Wiederholt sagte Dugi zu uns, er war seiner Herkunft nach keiner bestimmten Rasse oder Mischung zuzuteilen und mein Strippboss: »Boys« sagte er »Take it easy – take Your time – that is already lots of work for that money!« Was soviel heißt wie: »Setzt euch nieder, für das bißchen Geld habt ihr schon genug getan!«. Dann setzten wir uns im Halbkreis um die von ihm vorbereitete Feuerstelle und er erzählte uns mit Leidenschaft von seinen Erlebnissen im Busch.



»Cords«, jeder ein Tagespensum, im Strip!

Er erzählte richtig spannend und kaute dabei immer an seinem Priem, oder wenn er keinen Kautabak hatte, an dem Harz der Tanne. Jedenfalls spuckte er in regelmäßigen Abständen bei geschlossenen Zähnen einen Strahl seines Tabakspeichels entlang eines Astes oder einer sonst erkennbaren Linie aus und das mit einer derartigen Präzision, dass es kaum zu fassen war. Dabei ging er mit dem Kopf auf und ab, als würde er dem Priem mit dieser Schleuderbewegung die Richtung, den Schwung und die Treffsicherheit mitgeben. Seinen Anekdoten war gut zuzuhören denn sie waren so spannend, dass ich mich manches Mal dabei ertappte, dass ich verstoßen umschaute, wenn Dugi den Schleichgang eines Timberwolfes schilderte, weil ich die Bestie bereits hinter mir die Zähne fletschen hörte.

Der Baumstumpf hat keine Kerbe, sondern nur einen kräftigen Schlag mit der Axt bekommen. Dadurch bleibt bei den Lumber-Jacks Kanadas das typische »Holzschipferl« auf dem Stock zurück.

Unser Arbeitspensum waren drei Viertel eines Cords. Ein Cord (Klafter) hat ein Ausmaß von hundertundzwanzig Zentimeter Breite,

hundertundzwanzig Zentimeter Höhe, die Länge der Baumstämme muß genau das Doppelte messen, also zweihundertundvierzig Zentimeter.

Die Stämme mußten entästet und zersägt werden, wobei die Bäume, welche in der Straße, also Mittelteil des Strips standen, ganz tief am Boden abgesägt werden mußten, damit sie beim Abfahren im Winter nicht hinderlich waren. Die genau abgelängten Stämme wurden dann in einen Rahmen mit einer dicken Unterlagen aufgeschichtet, dass der Cord schön vierkantig dastand. Dadurch konnte man das Holz im Winter leichter abfahren.

Zu beachten war, dass die Bäume beim Fall von der linken auf die rechte Seite des Strips und umgekehrt mit ihren Wipfeln nach außen zeigten. Nur so hatte man wenig Arbeit mit dem »Brush«. So nennt man die Wipfel und Äste. Die lagen dann schon am Rand der Schneise und bildeten so einen abgrenzenden Wall.

Anfangs verfrachten sich die Bäume beim Fällen ineinander. Dann versuchte man mit einem weiteren Baum den man auf den vorherigen fallen ließ, diesen mitzureißen. Dieses Kunststück gelang jedoch sehr selten. Meistens war es so, dass dann mehrere Bäume auf einem festen Baum auflagen. Dieses Mißgeschick nannte man »Jack-Tower«. Den Turm umzulegen war nicht ganz ungefährlich. Den Rückzug abgesichert, pirschte sich dann der Vorarbeiter an den tragenden Stamm heran. Dieser war durch das Gewicht der aufliegenden Bäume wie ein Bogen gespannt. Durch einen gezielten Schlag mit der Axt krachte und splitterte der Baum an der überspannten

Stelle und der Turm fiel in sich zusammen. Das Aufklaren dieses Durcheinanders war die schlimmste Arbeit.



Unsere Nelly

Ich hatte eine gute Hand zum Holzfällen, das muß ich sagen. Vor allem auch deshalb, weil ich an der Arbeit in der frischen Luft und in der freien Natur Freude hatte.

Nach einiger Zeit, natürlich durch Hetzkampagnen gelenkt, änderte sich die Lage in unserem Lager wieder einmal. Blind ergebene Mastdarmakrobatiker verärgerten die kanadische Lagerleitung. Die Binsenweisheit dass: »Wenn mehr als drei Deutsche beisammen sind will einer davon die Macht an sich reißen«, hat sich wieder einmal voll bewahrheitet. So wurden die einheimischen Vorarbeiter verleumdet und zu guter Letzt aus dem Strip gejagt. Doch die waren ziemlich emotionslos und verließen uns ohne Rachegefühl. Nicht ohne mir und meinen Freunden vorher noch zu sagen, dass wir echte Kameraden sind, unsere »Kapitanos« aber nicht alle aufrichtige Menschen seien.

Also wurden die Unteroffiziere und Feldwebel jetzt Vorarbeiter. Dafür mußten wir ab sofort einen ganzen Cord Holz pro Tag machen. Auch mußten jetzt alle erbarmungslos ihr Soll erfüllen. Und da schlug bereits wieder der Bumerang zu! Gerade die Schleimer, die es den Dienstgraden ermöglichten, Leute wie Dugi, Frank und wie sie alle hießen – also jene, die ihnen oft bei der Arbeit geholfen hatten, aus dem Stripp zu jagen – diese Kreaturen arbeiteten jetzt bis zur Erschöpfung. Ihre »neuen Antreiber« schenkten ihnen nämlich keinen Inch.

Ich hatte mit dieser Regelung keine Schwierigkeiten. Mir machte die Arbeit richtig Freude und am allerliebsten war ich im Busch alleine. Allein mit der Natur, mit den vielen Pflanzen und Tieren, den Vögeln und den Fischen. Abgesehen von den unfairen Methoden unseres deutschen Lagerführers zählt die Zeit im Busch zu den schönsten Abschnitten meines Lebens. Der weite Busch mit seinen Mooren und Seen. Der Fluß mit seinen Wasserfällen, Buchten und Schluchten. Die Berge, von deren Höhen aus man weit ins Land schauen konnte und dazu die Verschiedenheit der Jahreszeiten.

Der schneereiche Winter zum Beispiel mit Temperaturen bis zu minus vierzig Grad. Wenn man im Freien durch die Nase einzuatmen versuchte, klebte diese sofort zusammen und ließ sich nur schwerlich wieder auftauen. Förmlich über Nacht wurde der rauhe Geselle vom Frühling abgelöst. Dieser kam teils stürmisch, teils mit

lauen Winden von Süden herauf. Rasant schmolz der Schnee. Die Flüsse und Bäche füllten sich randvoll mit Schmelzwasser und von überall flossen die kleinen Rinnsale dem Fluß zu. Sie bildeten dabei Eisdome, sprangen munter über Wurzeln und Steine und labten die ersten Tiere die auf einmal wieder, wie herbeigezaubert, in großen Scharen zu sehen waren.

Die ersten aperen Flecken waren übersät mit Frühlingsblumen. Mancher bunte Schmetterling, der den Verlockungen der Sonne nicht widerstehen konnte, flog zwischendurch immer noch über Schneefelder, wenn er von Blume zu Blume flatterte. Im Nu grünte und blühte alles und die wohltuende Wärme der Sonne ließ jedem die Härte des Winters vergessen.

Dann kam der Sommer mit seiner Wärme, seinen heftigen Gewittern und starken Regenfällen. Die feuchten Luftmassen verdampften auf dem aufgewärmten Boden und im Busch waren plötzlich viele Arten von Insekten auferstanden und flogen in Wolken, blutrünstig und nimmersatt, auf Tier und Mensch los. Tiere, wie zum Beispiel der Elch, kamen dabei besser weg. Er konnte sich im Moorweiher, den ihm der Biber durch seinen Damm gebaut und mit Wasser gefüllt hat, suhlen. Andere gingen in ihren kühlen Bau und kamen erst wieder zur Abendzeit heraus.

Wir Gefangenen aber mußten unseren täglichen Cord machen und das war während der Sommerzeit, das heißt, während dieser Insektenzeit, beinharte Arbeit. Vormittag war es gerade noch auszuhalten, weil die summenden Moskitos noch flügelahm waren. Mußte aber jemand bis in den Nachmittag hinein an seinem Soll arbeiten, wurde er fast aufgefressen von all den Biestern.

Neben den Moskitos gab es noch die »Blackflys«, eine Art »Stukas« unter den Angreifern aus der Luft. Sie stürzten sich speziell auf die Augenwinkel, um dort zuzubeißen. Die dadurch entstehende Entzündung ließ das Auge so anschwellen, dass man kaum mehr sehen konnte. Nur eingeschmiert mit einer braunen, stinkenden Flüssigkeit, einem stinkenden Rauchfaß neben sich, so wie es in früheren Zeiten die Zugpferde an den Deichselstangen angehängt hatten, konnte man sich in den Busch wagen. An der Hutkrempe war ein feinmaschiges Netz befestigt, welches rundherum herabhing und unter dem Halskragen fest zugebunden war. So geschützt mußte der



Zwei Salon-Holzfäller

*So stellten sich viele die schwere Arbeit im Lumber-Camp vor.
Nicht schlecht der Wunsch, nur leider kam es für die meisten anders.*

Lumberjack dann, wahrlich im Schweiß seines Angesichtes, sein Tagespensum erschinden. Übrigens sieht man noch heute Fiaker, die ihren Pferden gegen die Sonneneinstrahlung einen Strohhut aufsetzen an dem ein Netz befestigt ist, welches das Tier vor den Fliegen, die mit Vorliebe die feuchten Augen der Pferde angreifen, schützen soll.

Wieder waren es diejenigen, die sich tatkräftig an der Austreibung der kanadischen Vorarbeiter beteiligten und die sich von den »Neuen« keine Gnade erhoffen konnten. Im Gegenteil; Frank oder Jack hätten schnell ein paar Minuten mitgeholfen oder ihnen beim Aufpeilen einige Tricks gezeigt, damit der Cord höher ausgesehen hätte. So aber mußte der Stapel bis auf den letzten Inch genau stimmen.

Am Rande des Flusses oder an den Ufern der Seen war der Sommer unbeschreiblich schön. Durch den ständigen leichten Wind gab es dort auch kaum Insekten. Ach, war so ein Bad nach getaner Arbeit im kühlen Fluß erfrischend und wohltuend. So wie mich die Natur schuf, im Adamskostüm, so sprang ich in das kühle Wasser hinein und ließ mich von Wind und Sonne wieder trocknen.

Die Sommerarbeit im Busch war für viele Kameraden die Hölle. Freilich waren sie meist selbst daran schuld. Sie fingen schon einmal sehr spät mit der Arbeit an, hatten wenig Ausdauer, aber dafür um so mehr zum Trinken mitgenommen. Literweise Tee, Pampelmusensaft oder Limonade. Wenn man aber nur einen Zug in dieser grünen Dunstküche aus der Flasche machte, so war man verloren. Immer und immer wieder mußte man trinken. Dadurch floß der Schweiß in Strömen über die Augen und als salzige Flüssigkeit in den Mund und die Kleidung klebte am Körper fest.

Die an und für sich labile Arbeitsmoral dieser Kumpels schwand völlig dahin. Auch ihre Kräfte ließen dadurch sehr stark nach. Somit war um die Mittagszeit noch nicht viel getan. Jetzt erst kamen die Fliegen! Schwärme von Fliegen! Das Bremsenöl ätzte an Gesicht, Hals und Händen. Das Insektennetz versperrte einem die Sicht und die so um ihren Blutzoll betrogenen Biester versuchten irgendwie anders an ihre Beute zu kommen.

Eine Sorte dieser Vampire hatte Dreiecksflügel wie ein amerikanischer »Starfighter«. Das Biest stieß mit seinem Spier sogar durch die dicke Wollhose, wenn sie beim Absägen eines Baumes in der Nähe den Waldbodens glatt über den Hintern gespannt war. Ein Stich von diesem Starfighter war nicht nur sehr schmerzhaft, auch die Beule war noch nach Tagen zu sehen. Da diese Fliege unverhofft und aus heiterem Himmel sozusagen herabstieß, bäumte sich das Opfer ruckartig auf. Durch diese hastige Bewegung riss oft auch noch das Sägeblatt. Die zurückfliegende linke oder rechte Hand, das hing ganz davon ab, welche Arschbacke das Mistvieh angepeilt und gespiert hatte, erfaßte wohl jedesmal das Biest, denn es konnte seinen Spier nicht so schnell aus dem Fleisch herausziehen. Aber was nützte das, wenn am Ende eine Strecke von »Starfightern« nebeneinander auf einem Stamm aufgelegt waren? Für das Opfer waren die Abschüsse nur eine moralische Genugtuung. Das Hinterteil war

zerstochen und die juckenden Beulen waren da. Die konnte nur die Zeit heilen.

So kämpfte diese Sorte Lumberjacks, ermüdet, zerstochen und mit Beulen, bis das letzte Stück Holz am Stapel lag. Wenn so ein Kumpel dann noch in seiner Vorfreude, dass er es nun endlich geschafft hat, an der Querlatte des Cords angestoßen ist, fiel dieser ein. Der arme Kerl fühlte sich dann wie ein Schwergewichtsboxer der in der vierzehnten Runde dreimal zu Boden gehen muß und den nur noch der Gong noch vor dem endgültigen knock out rettet.

Diese Burschen wankten dann total groggy ins Camp. Oft dämmerte es schon, wenn die letzten ankamen. Ihre Fliegennetze schlugen sie nur über den Hut zurück. Das Gesicht immer noch mit der dunkelbraunen Flüssigkeit beschmiert, wankten sie, mit ihren leeren Flaschen in den Händen, heimwärts. Schadenfreude, sagt man, sei die schönste Freude. Doch mir taten sie immer leid, diejenigen, die mit der Arbeit einfach nicht zurechtkamen. Ja ich gestehe, dass ich oft über diese Spätheimkehrer lachen mußte, wenn ich mir in meiner Phantasie vorstellte, dass sie ausschauen wie der Mohr unter den heiligen drei Königen.

Mit der Heimkehr war aber für diese armen Kerle das Leiden noch nicht zu Ende. Sie mußten sich erst waschen und kämmen und hätten sich doch am liebsten auf die Koje gestreckt und alle »Fünfe« gerade sein lassen. Die Mitbewohner achteten sehr darauf, dass sich jeder kultivierte, denn in schmutziger Arbeitskleidung wurde im Speisesaal niemand geduldet.

Diese müden Waldmänner hatten auch weder Zeit noch sonst einen Sinn für jegliche Freizeitbeschäftigung. Sie legten sich nieder und konnten kaum einschlafen, wenn sie an den kommenden Tag, an die Arbeit und an die Hölle im Busch dachten. Dabei hofften sie immer auf Regen, denn dann war es nicht so brütend heiß und die Fliegen waren nicht so aggressiv. Freilich wurde man naß bis auf die Haut, aber so entkräftet mußte er nicht nach Hause wanken. Vielleicht nur so angeschlagen wie ein Boxer, dessen Betreuer in der sechsten Runde eines Kampfes über fünfzehn Runden das weiße Handtuch wirft.

Ich bin frisch und frei am frühen Morgen hinaus marschiert, habe mich auf die Arbeit eingestellt und habe kräftig durchgezogen. Oft

bin ich auf meinem Heimweg an Kameraden vorbeigekommen, die noch keinen halben Cord geworfen, geschweige aufgestapelt hatten.

In Sommer nahm ich sehr oft am Heimweg ein kühles Bad. Sonst wusch ich mich im Lager sauber, rasierte mich, zog ein reines Hemd und leichte Kleidung an und konnte bis zum Abendessen tun und lassen was ich wollte. Eine Triangel, die am Abend geschlagen wurde, rief zum Nachtmahl. Spätestens jetzt mußten alle anwesend sein, denn jetzt wurden die Gefangenen gezählt. Das besorgten gutmütige ältere Männer, alle über fünfzig, die halt auch noch einberufen wurden aber für Heldentaten in Feindesland, oder für Orden und der gleichen Dinge mehr, nicht viel übrig hatten.

Wichtig war auch hier, dass man mit seiner Freizeit was anzufangen wußte. In diesem Punkt hat es für mich nie einen Mangel gegeben. Als erstes habe ich die nähere und weitere Umgebung um das Camp erkundet. Zunächst einmal am Fluß entlang, dann erst ins Landesinnere. Der Weg führte aber immer wieder zurück. Dabei passierte es mir einige Male, dass ich auf einen Höhenrücken hinauf und auf einen hohen Baum klettern mußte, um mich zu orientieren, damit ich wieder ins Camp zurückfand.

Bei diesen Ausflügen war die Axt ein ständiger und unentbehrlicher Begleiter. Nicht nur als Werkzeug, sondern auch als Waffe, denn es war ja unbesiedeltes Buschland. Wie leicht hätte man, ohne es zu wollen, einen Bären oder einen Timberwolf aufscheuchen können. Eine Axt mußte man immer griffbereit haben um sich jederzeit verteidigen zu können. Auch einen selbstgefertigten Brotbeutel hatte ich immer dabei. Drinnen war eine leere Konservendose, die abwechselnd als Becher, Teekessel oder als Grabwerkzeug diente. Ein Messer, eine gute Steinschleuder, eine verschraubbare Dose mit Salz und eine wasserdicht verpackte Schachtel mit Streichhölzern war auch im Sack.

Bedingt durch die großen Entfernungen konnte man sich leicht verirren oder in ein Unwetter geraten oder durch ein sonstiges Ereignis nicht rechtzeitig zum Lager zurückkommen. Später, als ich mich schon zu einem erfahrenen Waldläufer gemausert hatte, kam in den Sack auch noch eine Angelschnur mit Blinker und ein Bündel Draht. Eine Reepschnur und eine Taschenlampe sowie eine Mullbinde vervollständigten das Inventar meines Umhängebeutels.

Als ich die nähere Umgegend genau erkundet hatte, nahm ich mir vor, ein Schiff zu bauen und damit den Shagfish-River hinunter zu paddeln. Meine Idee war gut und das Endprodukt brauchbar und wasserdicht. Dazu fällte ich im Mai einen Birkenbaum, als er gerade so richtig im Saft war. Sein Durchmesser betrug ungefähr fünfzig Zentimeter und der Stamm war völlig astfrei. Ich fällte ihn so, dass die Krone des Baumes bergauf zu liegen kam. Aus der Mitte des Baumes schnitt ich nun ein Bloch von ungefähr drei Meter Länge heraus. Dann zeichnete ich entlang des Stammes einen Riß in die Rinde und hackte diese entlang dieser Linie auf. Ich brauchte nur noch die ersten Zentimeter Rinde mit der Schneide der Axt lösen, dann konnte ich mit den bloßen Händen unter die Rinde streifen und das blanke Bloch rutschte im eigenen Saft aus der Rinde heraus.

Wunderbar, welch prima Bootshaut da vor mir lag. Zwei Scheiben aus einem Fichtenstamm bildeten den Abschluß des wasserdichten Bootskörpers. Vorne und achtern kam noch ein freiflutender Bug und ein ebensolches Heck darangenagelt. Kiel und Scheuerleisten machten das Boot stabiler. Zum Schluß fertigte ich noch ein Doppelpaddel und das Wasserfahrzeug war fertig. Hört sich einfach an, wie? Bis jedoch das erste Modell schwimmfähig war, gingen einige Prototypen unter und ich damit baden. Dennoch freute ich mich nährisch, als ich den ersten Fahrversuch mit dem Trog machte. Ein Trog schwimmt zwar, aber er läßt sich halt nicht manövrieren. So kam ich auf die Idee eine freiflutende Verkleidung zu montieren. Nun konnte das Gefährt gesteuert werden und außerdem lag es viel besser im Wasser.

Bei den Verbesserungen meiner Boote bin ich dann soweit gegangen, dass ich Bug und Heck überdeckte und die so entstandenen Hohlräume mit leeren, verschlossenen Keksdosen füllte. Dadurch bekam das Kanu beim Unterschneiden sofort wieder Auftrieb und konnte, wenn es kenterte, nicht untergehen. Kiel- und Scheuerleisten dimensionierte ich zwar schwächer, dafür aber innen- und außenbords. Auch das erhöhte die Stabilität gewaltig. Prima schipperte es sich damit am Fluß dahin. Stromschnellen bis zu einem halben Meter Höhe meisterte ich spielend. Alleine bis zum Regenbogenfall zu gondeln, er war immerhin an die acht Meilen vom Lager entfernt, war himmlisch. Oft habe ich mein Boot wieder zum sicheren

Versteck in der Nähe des Lagers zurückgebracht. Streckenweise habe ich es gegen den Strom gezogen und weitaus den längsten Weg im Widerwasser nach Hause gepaddelt. Nur William, so hieß der Landser mit dem ich mich sehr angefreundet hatte, wußte von der Existenz meines Schiffes.

An einem wunderschönen Sonntag fuhr ich bis zum Regenbogenfall, versteckte mein Boot im Busch und ging zu Fuß entlang den Flusses weiter. Der Wasserfall war ein prachtvolles Wunder der Natur! Die Wassermassen des Shagfish-Rivers stürzten senkrecht über einen Felsrand durch eine Schlucht, in ein breites Tal hinunter. Ungeheuer, wie am Fuß des Falles die Wasser rauschten und tosten. Gischt schäumte auf und die brodelnden Grundwellen kehrten scheinbar immer wieder zum Auffall zurück. Das Hindernis könnte niemand per Schiff überwinden dachte ich mir, als ich einen günstigen Abstieg links des Falles entdeckte und diesen zum Talboden hinabstieg. Über diese Hürde werde ich nächstes Mal mein Boot hinunter bringen. Ich mußte nur eine feste Leine mitnehmen, denn an verschiedenen Stellen muß ich mein Kanu abseilen. Teilweise würde ich es auf dem bemoosten Waldboden ziehen oder vor mir hergleiten lassen. Das muß schon klappen und das Boot hält diese Beanspruchung bestimmt aus.

Nur eines war mir jetzt schon klar: hinauf transportieren kann ich mein Schiff nie mehr! Dazu reichen meine Kräfte nicht aus, weil das Boot viel zu schwer ist. Macht nichts! Das ist die Flußfahrt wert – ein Birkenboot für solch ein Abenteuer!

Auf einem meiner Erkundungsmärsche kam ich bis in die Nähe eines Zivil-Lumber-Camps. Dort kehrte ich um und marschierte wieder in Richtung stromaufwärts zu meinem Boot zurück. Teufel, Teufel, einige Wasserkämme, deren Gischt hoch aufspritzte, waren in diesem Flußabschnitt. Ich war jedoch optimistisch und traute die Überwindung dieser Hindernisse meinem Boot ohne Probleme zu.

Rechtzeitig war ich zur Zählung zurück und William erwartete mich schon aufgeregt. Er wollte sofort wissen, wie es mir ergangen ist. »Perig« sagte ich zu Peer, so hieß William mit Nachnamen. Er war ein pfundiger Kamerad aus Bayern, der mich nie enttäuscht hat. Wenn es Mitte nächster Woche schön ist, dann pack ich's! Ich hatte zu dieser Zeit ein paar Cord auf der Bank, das heißt auf Vorrat. Ich

wollte schon im Morgengrauen aufbrechen und lospaddeln und zur Zählung wieder zurück sein. Wenn nur »unser« Lagerführer keinen Wind davon kriegt, dann geht alles in Ordnung.

In meinen Umhängebeutel stopfte ich noch Proviant und mein bißchen Geld, das ich hatte, gab alles in einen wasserdichten Gummisack und wartete den Reisetern ab. Meinem Stripboss, einem Maschinenmaat von einem U-Boot, übrigens ein prima Kamerad, dem ging ich nicht ab. Bei ihm mußte nur die Rechnung stimmen, das heißt die Anzahl der Corde pro Tag. Und einige Cord Holz hatte ich immer zum Einschieben in Reserve.

Das Schönwetter schien auch beständig zu bleiben. Eine herrliche Sternennacht beflügelte meine Gedanken, als ich mich in die Kojе begab, um ausgeruht und leise zum getarnten Liegeplatz meines Bootes zu schleichen und abzulegen. Noch einmal ging ich im Gedanken die ganze Strecke durch. Ja, richtig, dass ich ja nicht die Leine vergesse, die mir Sam, so hieß unser Blacksmith, der im Lager auch die Sägeblätter schärfte, besorgte. Ich schlief unruhig.

Pünktlich um drei Uhr früh wachte ich auf. Willi, der in der Kojе unter mir lag, war auch schon wach. Angezogen legte ich mich ja schon zu Bett. Ich brauchte nur meinen Umhängebeutel nehmen und die Leine und schon konnte ich mich davonschleichen. Um diese Zeit konnte schlimmstenfalls ein Kombüsenheini unterwegs sein, aber auch das nicht leicht. Da, der Lagerführer hat noch Licht! Warum er nur immer so lange auf ist? Vielleicht läßt ihn sein schlechtes Gewissen im Dunkeln nicht schlafen? Auch möglich. Aber ich pfeife darauf! So lange er keinen Alarm schlägt und dadurch die Bewacher aufweckt, kann er das Licht brennen lassen, solange er will.

Das fahle Licht der Dämmerung, das den Tag anmeldet, tauchte Fluß und Wald in eine Grauschattierung, die von hell bis schwarz reichte. Auch leichte Dunstwolken zogen den Fluß entlang, die sich jedoch in geringer Höhe sehr bald wieder auflösten. Mein Kanu hatte



ich sofort klar. Ein kurzer Rundblick und ein »Eye, Eye Sir!« – und ich legte ab. Mein Gott, wie klopfte mein Herz! Lautlos, wie auf Schleichfahrt, ließ ich mein Boot stromabwärts treiben. Bald wurde es heller. Um mich herum eine unheimliche Ruhe. Nur wenn ich ab und zu das Paddel einsetzte, glückte es und die nachlaufenden Wassertropfen hörten sich ganz eigenartig an, wenn sie am Fluß auffielen.

Ich konnte mich immer noch nicht beruhigen, fühlte mich zurückversetzt in meine Jugendzeit, als ich davon träumte, einmal so wie Lederstrumpf, Texas Jack oder Daniel Boom, lautlos einen River hinter treiben zu können. Auf einem River in der Wildnis Kanadas – ein unerreichbarer Wunschtraum! Und doch – an diesem Morgen durfte ich das Einmalige erleben. Es waren viele Tiere an der Tränke. Sie schauten mich nur an und wußten wahrscheinlich gar nichts mit mir anzufangen. Ganz selten oder noch nie sind sie einem Menschen begegnet. Sie hoben nur ihren Äser, liefen aber nicht davon. So leise wie ich kam, so leise verschwand ich auch wieder. Die Tiere waren viel zu erstaunt um zu flüchten.

Prima, wie mein Boot, unterstützt von kräftigen Ruderschlägen, die kleinen Schaumkronen gemeistert hat. Mein Gott war ich auf mein Schiff und auf meine Schiffsbaukunst stolz! Jetzt noch drei Krümmungen im Flußlauf, dann kommt die hohe Tanne, die ich mir markiert habe. Dort muß ich mit dem Kanu an Land. Aufmerksam hielt ich danach Ausschau. Jetzt war es schon ganz hell. Die Bergrücken wurden schon von der Sonne angestrahlt. Alles was soeben Grau in Grau war, bekam nun Farbe. Bekam Leben. Vom zarten Rosa, der Vorbote der Sonnenstrahlen, über das Grün des Waldes mit seinen hundertfachen Nuancen, bis zum abwechselnd blau, grün und braun schillernden Wasser des Shagfish-Rivers.

Da, dort kommt die mächtige Tanne! Schnell an Land alter Winnetou – sonst bist du verloren! Eine Fahrt über den »Rainbowfall« würde nicht einmal Diogenes in seiner Behausung überleben. Die Landung ging glatt vor sich. Bei dem Baum habe ich ja schon wiederholt angelegt. Jetzt allerdings stand mir eine schwere Arbeit bevor. Gut dass ich am Bug einen Eisenring befestigt hatte um dort die mitgebrachte Leine anzuschlagen. Unser Blacksmith Sam hatte mir wirklich tolles Material »organisiert«.

Am moosbedeckten, feuchten Boden rutschte das Kanu wunderbar hinter mir nach. Noch konnte ich es immer noch abbremsen. Ohje! Jetzt wird das Gelände aber steil! Beinahe wäre ich am Ende meiner Weisheit angelangt. Nun mußte ich nämlich das Kanu wenden und mit dem Heck voraus abseilen. Jedesmal, wenn das Seil dem Ende zu ging, mußte ich erst das Haltetau belegen, dann zum Boot hinunterklettern und das Boot sichern. Anschließend wieder hinauf klettern, das Haltetau lösen, zum Boot hinuntersteigen und das Haltetau um einen Baum schlingen, das Sicherungsseil, das bis jetzt das Kanu gehalten hatte wieder lösen usw. Diese Prozedur mußte ich acht Mal wiederholen, bis ich den Wasserfall überwunden hatte!

Auch über diese Hürde brachte ich das Boot unversehrt. Anschließend gönnte ich mir eine Verschnaufpause, verspeiste etwas von meinem Proviant und trank dazu einen kühlen Schluck aus dem Shagfish-River. Ich klarierte die Leine, band meinen Utensilienbeutel wieder um meine Hüften und setzte gestärkt und frohen Mutes die Flußfahrt fort. Wieder legte ich Meile um Meile zurück und fühlte mich dabei wie »Adlerauge auf dem Kriegspfad«.

Schon stand die Sonne schräg am Himmel und ich fühlte, dass es heute warm werden würde. Weit konnte es meiner Meinung nach nicht mehr zum Lumber-Camp sein. Nanu! Wie da vor mir flußabwärts der Strom glitzert! Sind das vielleicht schon die Stromschnellen, die ich auf meinem Erkundungstrip so genau studierte? Ja, sie sind es! Als ich näher kam, wußte ich es genau. – Holy Smoke! Die waren ja beinahe einen Meter hoch! Nun ja mein Nautilus wird auch das schaffen. Und außerdem ist es jetzt schon zu spät!

Äußerst konzentriert fuhr ich in den Schwall hinein. Gischt spritzte auf und nur wenig Wasser gelangte ins Boot. Aber plötzlich, das konnte nicht gut gehen! Ich trieb direkt in der Mitte des Flusses auf eine Wand aus Gischt und Wasser zu. Da passierte es! Das Boot schnitt unter, füllte sich mit Wasser und wurde gegen zwei Felsen gedrückt. Das war das Ende des Kanus und meiner Fahrt. Den Kräften des nassen Elementes war das Gebilde aus Birkenrinde und einigen, mit der Axt roh behauenen Stangen, nicht gewachsen. Ich nahm unfreiwillig ein Bad, erreichte aber wohlbehalten das Ufer.

Lachend und mit ein bißchen Wehmut im Herzen schaute ich den beiden komischen Schwimmkörpern nach, die fast wie Spitztonnen aussahen. In Wirklichkeit waren es die beiden Enden meiner Nautilus, die auf den Luftpolstern der leeren Dosen die Fahrt zur Mündung des Rivers fortsetzten. Schade, es wäre nicht mehr weit bis zum Camp gewesen! Es hätte einen besseren Eindruck gemacht, wenn ich mit dem Kanu angelegt anstatt mit nassen Klamotten und zu Fuß zu diesen Leuten auf Besuch zu kommen. Das Boot wollte ich als Präsent zurücklassen, denn stromaufwärts hätte ich es alleine nie mehr bringen können.

Leider ging mit dem Boot auch die Leine von Sam verloren. Der hatte aber, als ich ihm den Untergang meines Bootes im Vertrauen schilderte, Verständnis dafür. Ach wir lachten, dass sein falsches Gebiß in seiner Mundhöhle den reinsten Walzer tanzte. Er schlug mir mit seinen großen Handtellern auf die Schulter und rief dazu: »You are a dam righth fellow – Pit«!

An Land suchte ich mir ein sonniges Plätzchen, kultivierte mein Äußeres und ging die letzte Meile in Richtung Lumber-Camp zu Fuß. Lustig aussehend und sauber, halt so wie frisch gebadet und ein Liedchen summend, so traf ich auf einen großen, breitschultrigen Mann, der sich als Boss entpuppte. Ich begrüßte ihn herzlich, so als würden wir uns schon in »British Columbien« oder in »White Horse« einmal begegnet sein. Er war sehr freundlich zu mir und es schien mir so, als denke er wirklich über das bekannte Gesicht dieses Fremden nach, der da vor ihm stand. Er geleitete mich in einen gemütlichen Raum neben der Kombüse, rief etwas zur Tür hinaus und setzte sich zu mir an den sauber gedeckten Tisch.

Wir plauderten nun schon eine Weile zusammen und er hat mich immer noch nicht gefragt, was ich von ihm wolle. Plötzlich betrat eine gut aussehende Frau um die fünfunddreißig Jahre, sauber gekleidet und mit einer Masche im Haar, den Raum. Sie brachte einen kühlen Trunk und auf einem Holzbrett eine kräftige Jause. Sie war die Frau des Bosses und hieß Marylin. Auf einmal machten sich alle, die noch im Camp waren, in diesem Raum zu schaffen. Gott oh Gott, dass es sowas nur geben darf!

Der Reihe nach schauten die »Cookys«, lauter reizende, hübsche, junge Mädels zur Tür herein. Sie grüßten, zupften an irgend einer

Tischdecke, holten ein Glas oder taten sonst irgend etwas ganz Unnötiges, machten ein Knickserl und verschwanden wieder durch die Tür. Dabei zeigten sie noch einmal ihre bezaubernde Rückenpartie, die durch das schneeweiße Schürzenband besonders betont wurde. Ist es nur mir aufgefallen oder machten sie es aus weiblichen Instinkten heraus, dass sie das runde Gesäß so markant schüttelten, wie eine Ente ihren Sterz, wenn sie sich besonders aufputzen will. Von enormen Liebreiz war auch noch das Mascherl, welches adrett die schönen braunen, schwarzen, blonden und brünetten Haare am Hinterkopf festhielt und das mir gleichsam durch die wippende Bewegung der Maschenschlaufen zuzuwinken schien. Das Schauspiel nahm kein Ende.

Das Lager mußte viele Lumberjacks beherbergen, wenn zur Versorgung der Leute so viele Küchenhilfen notwendig sind. Mir jedoch blieb beinahe das Herz stehen beim Anblick von so viel Schönheit. Die Neugierde der Mädchen führte sie wie bei einer Mißwahl an mir vorüber. Gut dass jetzt alle durch waren, damit ich meinen Mund wieder schließen und weiter essen konnte. Fast hätte man mir, wie bei »Popey the Sailor«, mit einem Schlag gegen das Unterkiefer die vermeintliche Mundstarre kurieren müssen.

Nun war wieder Ruhe im Raum und während ich mir die Leckerbissen zum Mund führte, plauderte der Boss, als wäre er ein Minnesänger, der die Zeitung auf eine entlegene Burg bringt. Aufgefallen ist ihm nur, dass meine Kleidung naß war. Sonst fand er an meinem Auftreten, meinen Manieren und an meiner Sprache nichts Besonderes. Dass ich ihm sympathisch sei, ließ er mehrere Male durchblicken.

Vertrauen gegen Vertrauen, so dachte ich mir. Ich wollte den gutherzigen Mann nicht belügen oder eine dumme Ausrede aufhängen. Falls er mich leiden kann, dann mag er mich auch dann noch, wenn ich ihm die Wahrheit über meine Person sage. So brachte ich ihm schonend bei, dass ich einen Ausflug mit einem Kanu machen wollte und dass ich abends wieder im Camp am Oberlauf des Flusses zurück sein mußte. Da spitzte er schon ein wenig seine Ohren! Und als ich sagte, dass ich aus Germany komme und »Sailor auf einem Submarin« gewesen sei, merkte ich in seinen Augen ein Leuchten. Sein erhöhter Blutdruck, der eine Röte in seinem Gesicht zur Folge

hatte, war nicht zu übersehen. Aufmerksam betrachtete er jede Veränderung in meinen Gesichtszügen und saß förmlich sprungbereit vor mir. Kein Wunder, er hatte sich von der Propaganda her ein ganz anderes Bild eines deutschen Soldaten eingepägt.

Wenn der deutsche Soldat auch nicht direkt mit einer angezündeten Drüse, die Feuer speien kann, ausgerüstet sein muß, so sollte er wenigstens wie der größte amerikanische Gangster eine Visage und kein Gesicht haben. Al Capone sollte im Vergleich mit einem deutschen U-Bootfahrer beim jüngsten Gericht mit Glorienschein und niedergeschlagenen Augen da stehen; eingehüllt in ein weißes Hemd, das seine Unschuld darstellen soll, wie er gerade dabei ist in den Himmel aufzufahren. Den deutsche Seemann hingegen sah er mit furchterregendem Antlitz vor einer Falltüre unter der er jeden Augenblick von dem unter ihr wartenden Luzifer geholt werden kann. Solche Gedanken mögen dem biedereren Mann, der mit Namen Tim Forster hieß, wohl durch den Kopf gegangen sein.

Als ich ausgesprochen hatte ließ ich ihm Zeit, damit er mit sich selbst ins Reine kommen konnte. Ich überließ es ganz seiner Menschenkenntnis und seiner Erfahrung, die der Mann im Umgang mit Leuten der verschiedensten Nationen, Hautfarbe und Religionen als Boss in den Holzfällerlagern gesammelt hat. Er allein sollte entscheiden, ob er mich auf die Seite zur linken oder rechten Hand Gottes im Geiste einreihe. Mit einem Faustschlag auf den schweren Tisch löste er die Spannung. »God dam« – sagte er, »wie wird man doch von allen Seiten belogen, betrogen und irreführt!«

Mir fiel ein Stein vom Herzen und ich wußte, dass ich das Richtige getan hatte. Ich wußte aber auch, dass ich in Kanada einen neuen, verlässlichen Freund gefunden habe. Herzlich, die Hände schüttelnd, verabschiedete ich mich von ihm und seiner lebenswürdigen Frau. Ich hatte ihr Versprechen, jederzeit bei ihnen willkommen zu sein.

Den hübschen Mädchen habe ich bescheiden zugewinkt. Ich glaube, zu dieser Zeit hätte ich mich nicht getraut, die bezaubernden Mädels zum Abschied zu küssen. Nicht alleine deshalb um keinen Ärger zu erregen, sondern einfach, weil mich ihre Nähe so faszinierte, dass ich über die äußeren Eindrücke, welche sie auf mich machten, nicht hinwegkam. Alleine ihr Od, die schönen Hände, die zarten Fesseln in den damals modernen halbhohen Stiefeln, die an

der Seite mit einer Reihe schwarzer, kugeligter Knöpfe versehen und zugeknöpft waren. Gar nicht zu reden von den individuellen Parfums, deren unsichtbaren Schleier jede Einzelne bei ihrem Kurzbesuch hinterher schleppte. Ich war wie betäubt! Den Duft von Rosen, Veilchen und Jasmin glaubte ich geschnuppert zu haben. Sicher weiß ich, dass die brünette Schlanke mit dem bezaubernden Gesicht, die meinem Mädels von zu Hause so verblüffend ähnlich sah, nach Chanel duftete!

Diese und ähnliche Gedanken schwirrten durch mein Gehirn. Wie in Trance marschierte ich flußaufwärts. Nur bei der Stelle, wo mein Boot versank, blieb ich stehen und schaute auf die Strommitte hinaus. Klar, eine Fahrt durch solch tosendes Wasser und über dieses Gefälle konnte das Boot nicht heil überstehen. Es müsste mir gelingen, das nächste Schiff stabiler zu bauen, das wäre doch gelacht!

Der Traum von den hübschen »Cookys« vermischte sich nach und nach mit den Plänen für das neue Boot, das ich sofort wieder auf Stapel legen wollte. So übersah ich fast, wie der »Rainbow-Fall« mit Donner und Getöse, einen mächtigen Wasserschleier versprühend, in einer Schlucht zu Tal stürzte. Dort rastete ich ein Weilchen, denn der majestätische Anblick war zu grandios. Besonders jetzt, wo die Sonnenstrahlen in die Schlucht fielen und Myriaden von Wasserpartikeln in Form eines einzigartigen Regenbogens, wonach der Wasserfall seinen Namen hatte, das Licht wieder zurückwarf. Der Steilhang neben der Schlucht war schwierig zu durchsteigen. In der Ebene konnte ich wieder kräftig ausschreiten und war zur rechten Zeit, und ohne dass jemand Verdacht schöpfte, wieder im Lager.

William, mein Vertrauter, wartete schon auf mich. Er hätte mich ja auch gesucht, wenn ich längere Zeit abgängig gewesen wäre. Mein Gott, ich wollte mein Erlebnis hinausschreien so glücklich war ich. Aber ich mußte ganz leise reden, denn es durfte niemand davon erfahren, sonst wären meine Zukunftspläne gescheitert. Ich war überhaupt nicht müde und mußte wohl spannend erzählt haben, denn William lauschte mit durchbluteter, roter Birne meinen Worten. Jeder Religionslehrer hätte seine helle Freude an so aufmerksamen Zuhörern gehabt.

Der zweite, dem ich berichten mußte, war mein kanadischer Freund Sam. Du lieber Himmel war der stolz auf mich. Als ich ihm

mein unfreiwilliges Bad in netten Worten schilderte, da lachte er aus vollem Herzen. An diesem Abend schmeckte mir das gute Essen noch besser als sonst. Und weil es ein lauer Frühsommerabend war, setzten sich William und ich noch zum Fluß hinunter und ich erzählte im nochmals die erlebten Abenteuer dieses Tages. Nur das Kapitel »Cookys« war ihm auch nach mehreren Wiederholungen immer noch zu ungenau.

Im Strip reihte sich Cord an Cord. Für jeden Tag, außer Sonntag einer. Ich war meinem Plansoll immer um etliche Tage, das heißt Cords, voraus. Diese machte ich an Schlechtwettertagen, damit ich, wenn es schön Wetter war, einen von der »Bank« nehmen konnte und somit nicht zur Arbeit zu gehen brauchte. An diesen Tagen ging ich schon am frühen Morgen meinen »Hobbys« nach.



Ein prächtiger Hecht aus dem Shagfish-River.

Dazu gehörte natürlich, wie wäre es in Kanada anders denkbar, das Fischen und Jagen. Wenn ich da an meinen ersten Hecht denke, den ich in einem, ganz im Busch versteckten Moorsee fing, klingt das wie Fischerlatein. Es ist aber keines. Dugi, der kanadische Stripboss, schenkte mir eines Tages einen Knäuel Twist, eine total verwickelte, dünne aber starke Schnur und dazu einen riesigen Blinker. Ich konnte mir schwer vorstellen, dass es in Binnengewässern überhaupt einen Fisch gibt, der sein Maul so weit aufreißen kann, um diesen Blinker zu verschlucken. Seine Widerhaken waren bestimmt fünf Zentimeter lang. Ein glänzendes Metall, das drehbar davor gelagert war, vervollständigte meine Fischfangausrüstung.

So wanderte ich zu dem See, den ich entdeckte, zog mich aus und genoß den wunderbaren Tag, den ich heute wieder einmal in Gottes Namen und Dank meiner Corde, die ich auf der Bank hatte, verbringen und erleben durfte. War das ein herrliches Fleckerl zum Baden! Der See lag fast frei da.

Vor Jahren wurde in dieser Gegend der gesamte Baumbestand abgeholzt. Davon zeugten die vielen, mit Moos bewachsenen und mit Moder befallenen Baumstümpfe. Nur Ginster und einige niedere Stauden umgaben das leicht zum See hin abfallende Ufer. Ein angenehmer Wind wehte ständig, weshalb auch keine Fliegen das Baden verleiteten. Eine schräge Felsplatte endete direkt unterhalb des Wasserspiegels.

Auf diese Felsplatte stellte ich mich und warf zum ersten Mal meinen Blinker aus. Ich machte das so, wie ich das Auswerfen der Wurfleine bei der Flotte gelernt hatte. In weitem Bogen flog der Blinker auf den See hinaus und zog dabei die losen Schlingen von meiner linken Hand hinter sich her. In umgekehrter Weise zog ich den Blinker wieder ein und schoß dabei den starken Faden auf meiner linken Hand wieder auf. Ahnungslos ließ ich dabei den Blinker zwischen meinen Vorfüßen, die bis zum Sprunggelenk im Wasser waren, einlaufen. Heiland, mir stockte das Blut und der Atem, als ich direkt vor meinen Zehen einen riesigen Fischschädel auf der Steinplatte aufliegen sah! Doch zack, eine Wendung und der Fisch war wieder in seinem Element verschwunden. War ich froh! Schnell ging ich einige Schritte zurück, denn der riesige Kaventsmann könnte ja auch Appetit auf meine Zehen bekommen – was weiß man?

Außerdem habe ich noch eine Lehre aus diesem Vorfall gezogen: In kanadischen Moorseen badete ich nie mehr ohne meiner, aus zwei dreieckigen Tüchern gebastelten Badehose! Nun, die Wurfschnur war wieder aufgeschossen und ein zweites Mal warf ich den Blinker aus. Schon wieder hat etwas gebissen! Ich holte den Blinker ein und sah dabei öfter den riesigen Fischleib aus dem Wasser herausschauen. Als ich ihn nahe am Ufer hatte, lief ich einfach die Uferböschung hinauf und zog den »Monster-Hecht« einfach über die Felsplatte. Weit genug vom See entfernt wickelte ich die Fangschnur etliche Male um einen Baumstrunk, damit mir der »Bursche« nicht mehr abhauen konnte.

Vorerst mußte ich mich von meinem Schrecken erholen. Der Hecht hatte ja immerhin die beachtliche Länge von einhundertachtunddreißig Zentimetern und ein Maul beinahe wie ein Krokodil. Und außerdem war es mein erster Fisch, außer der »Koppe vom Alterbach«, die ich zu Hause gefangen habe. Nachdem ich den Hecht fachmännisch vom Leben zum Tode befördert hatte, schaute ich mir den Inhalt seines Magens genauer an. Unglaublich, was der alles gejagt und gefressen hat! Krebse, Wassertierchen aller Art, Molche, Frösche und so weiter. Später warf ich noch einige Male meine Angel aus und hatte auch Petri-Glück. Lediglich den Riesen-Hecht band ich an eine Stange und trug ihn ins Camp.

Zuerst ließ ich ihn Sam bewundern. »Ja«, sagte er, »das ist zwar ein schöner Fisch, aber essen tut den in Kanada kein Mensch, nicht einmal die Indianer.« Ich schnitt ihm den Kopf ab und legte ihn in einen Ameisenhaufen. Die Ameisen nagten das Fleisch säuberlich ab und das blanke Knochengerüst des Schädels, welches ich mir später an die Wand hing, blieb zurück. Den Körper des Fisches schnitt ich in zwei Teile, rieb sie mit Salz ein und räucherte sie in einer Selche, die William und ich selbst bauten und in der wir von Zeit zu Zeit »Gustostückerln« à la Oberbayern und Salzburg, fabrizierten. Ja, das war wieder ein schöner und erlebnisreicher Tag, der viel zu schnell verging.

Alleine wie lieb, drollig und zutraulich die Tiere und Vögel waren mit denen man bei der Arbeit im Strip zusammen lebte, hört sich in unseren Breiten märchenhaft an. Nur die zahmen Eichhörnchen von Graz und Gastein, oder die Tauben vom Markusplatz fressen auch

aus der Hand und sind so an den Menschen gewöhnt, dass sie mit den freilebenden Tieren im Busch vergleichbar sind. Ein Speziez davon ist die kleine drollige »Chipmaus«, ein zirka zehn Zentimeter langes, weißgestreiftes Ding mit buschigem Schwanz wie ein Eichkätzchen. Die war vielleicht putzig und lebhaft! Nicht selten sauste sie am umgelegten Baumstamm entlang an dem ich gerade arbeitete und sprang dabei unter meiner Nase durch und über den Sägebogen drüber, um gleich in greifbarer Nähe ein Männchen zu bauen und lustig dazu seinen Schnurrbart zu putzen.

Ein lieber und bunter Besuch am Arbeitsplatz war auch der Specht. Besonders, wenn man einen trockenen Käferbaum fällt, dann saß der Specht daneben und holte sich bei den Anschnitten auf bequeme Weise seine Verpflegung aus den Stamm. Er verachtete aber auch ein Stückchen Butter nicht, wenn ich ihm eines gab. Wahrscheinlich schmierte er damit seine lange Zunge und den Schnabel, damit er bei seiner Klopfarbeit nicht heiß lief.

Eine Dohlenart belebte auch den Busch und war nicht zu verscheuchen, wenn man das Jausenbrot aß. Der Vogel war dunkelgrau und hieß auch »Lumber-Jack«. Er bettelte so lange, bis man ihn mitnaschen ließ, vollführte dabei die tollsten Luftsprünge und scheute sich nicht, einen besonderen Leckerbissen aus der Hand entgegenzunehmen. Dabei ließ er vor lauter Gier jede Vorsicht außer acht. Wenn man ihn necken wollte, brauchte man nur mit den Fingern seine Zehen halten. Er schimpfte, dass Gott erbarm', flog deshalb jedoch nicht fort und war auch nicht beleidigt.

Erschrocken bin ich die erste Zeit, wenn hinter mir ein Cord umgefallen ist. Ah, da schau her, der Meister Petz, der kleine kanadische Schwarzbär, hat sich wieder einmal mein Mittagessen geholt. Normalerweise hängte ich mein Lunchpaket im Brotbeutel auf die Querlatte eines Cordes, der in einem Sicherheitsabstand von den zu fallenden Bäumen stand. Da kam es oft vor, dass der Bär die Jause witterte, an dem Beutel zog, dabei die Querlatte aushängte und der Cord fiel ein. Natürlich erschrak dabei auch der Bär. Er beruhigte sich allerdings wieder sehr schnell und führte sich dann die belegten Brote schmatzend zu Leibe. Meistens zerriß er dabei den Brotbeutel, er war jedoch so lustig anzuschauen, dass ich ihm den Lunch gerne vergönnte und den lustigen Gesellen nicht in die Flucht trieb.

Schnell verging die Zeit im Busch. Schon steht der Herbst vor der Tür. Langsam wird es kühler. Aber noch einmal, ganz unverhofft, wird es wieder warm und es sieht aus, als hätten die Laubbäume zu früh ihre leichte, grüne Sommerbekleidung gegen die braune, zur Herbstmode besser passende, vertauscht. Der »Indian Summer« läßt noch einmal das weite Land aufleuchten. Unter den späten, schräg einfallenden Strahlen der Sonne leuchtet, räkelt und plustert sich die Natur noch einmal auf wie ein Pfau, der sein schönstes Kleid zeigen will. Nie leuchten die Seen untermags so blau und in der Abenddämmerung so tiefschwarz wie zur Zeit des Indianersommers. Einer bunten Palette gleichen die Mischwälder, wobei die Birke und der Ahorn besonders dazu beitragen, das Bild der Natur besonders schön zu gestalten.

Am Rand eines Moores den Untergang der Sonne mitzuerleben ist unvergeßlich! Goldgelb leuchtet das Riedgras und das Schilf und tiefschwarz heben sich die Nadelbäume gegen den in allen Farben leuchtenden Himmel ab. Die blutrote ins Orange übergehende Son-



Wo hat Pit heute bloß sein Lunch-Paket?

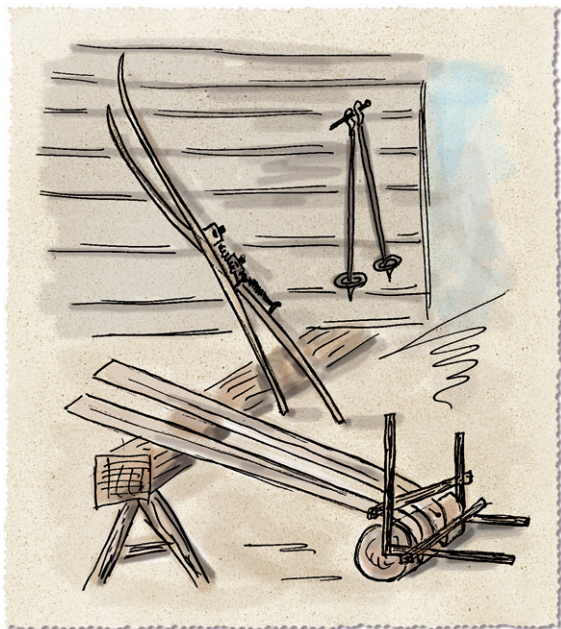
nenscheibe ist riesengroß und sieht in ihrer Farbenpracht bezaubernd aus. Nur wenigen Künstlern gelingt es, dieses Leuchten und diese Schönheit mit Pinsel und Farbe festzuhalten.

In dieser Zeit kann man den kanadischen »Meister Petz« gut beobachten, wenn er wie ein Pascha in den »Blueberry« sitzt. Die Blaubeeren hängen wie Trauben an den niederen Stauden und die führt sich der Bär abwechselnd mit der linken und der rechten Tatze ununterbrochen zum Maul. Wie mit einem Greifer, sodass ihm der Saft bei den Lefzen heraus läuft. Das ist auch die Zeit, wenn der »Petz« fett und kugelrund ist, denn er hat ja nicht mehr allzu lange auf den Winterschlaf hin. Er ist aber auch leicht gefunden in dieser Zeit, denn die Losung, die er auf Grund der überreichen Beerenkost alle paar Meter hinterläßt, führt direkt zum Versteck des Bären.

So gesehen, war jeder Tag im Busch ein schöner Tag, wenn man so wie ich die Arbeit nicht als Last empfindet, sondern frohen Mutes an sie herangeht. Wenn man obendrein die Natur liebt und jede Phase ihrer Verwandlungskunst bemerkt und sich auch noch darüber freuen kann, dann muß man dieses weite und freie Land lieben und preisen.

An solch schönen Tagen war ich oft bei Sam. Er machte jetzt alles klar für den Winter. Die Schlitten zum Abfahren des Holzes mußten überholt werden. Racks und Halteketten ergänzt oder ausgebessert werden. Das Geschirr der Pferde, die da kommen sollten, mußte sortiert und instandgesetzt sein, wenn der Winter da ist. Sam kam aus Finnland. Als Junge kam er nach Kanada und trieb sich seit dieser Zeit im Busch herum. Er war ein »Allround-Man« – er konnte einfach alles!

So zeigte er mir eines Tages, wie man aus einem gerade gewachsenen Birkenstamm nur mit der Axt als Werkzeug, tadellose brauchbare Schier machen kann. Eine prima Sache. Ich war sofort begeistert von seinem Angebot und besorgte schon am nächsten Tag eine gute Birke von geradem Wuchs. Ein Bloch, zwei Meter lang und zirka fünfzehn Zentimeter stark. Entrindet mußte ich sie zu Sam in die Schmiede bringen. Er legte das Bloch auf einem schweren Holzschragen auf und mit einem Schlag spaltete er mit der Axt den Stamm dem Kern entlang in der Mitte. In kurzer Zeit klopfte er, auch wieder nur mit der Axt, einen Schirohling heraus. Zum Schluß ver-



Die Schifabrikation!

wendete er die Schneide der Axt als Zieheisen. Der Schi wurde verlaufend dünn und glatt. Mit der Spitze der Schneide arbeitete er den Kern auf der Unterseite zu einer Spurrinne aus und der Schi war fertig. Nach diesem Muster baute ich selbst den zweiten Schi.

Prima ist er mir gelungen – Sam war mit meiner Kunst zufrieden. Jetzt fertigten wir mit einem Stück Rundholz eine Lehre an. Die Schispitzen kochten wir eine Stunde in einem Blechgeschirr über dem Feuer und steckten sie

dann in die Form. Nach einigen Tagen waren die gebogenen Schispitzen trocken und behielten ihre Form. Eisenbacken für die Bindung waren leicht geschmiedet und als Strammer dienten seitlich angebrachte Federn eines Feldbettes, die eine gebogene Eisenplatte gegen den Fersenteil den Schuhs drückten. Ein Paar Stöcke mit großen Tellern daran, und die Schiausrüstung für den kommenden Winter war komplett.

Durch den Umgang mit den Kanadiern hat mein Englisch viel gewonnen. Als ich später einem »Skaler«, das ist jemand, der das Holz für die Company besichtigt und mißt, als Gehilfe zugeteilt wurde, lernte ich auch über das Leben im Busch viel Neues. Der Mann war in früheren Jahren Fallensteller und kam als Trapper bis weit nach Alaska hinauf und wußte, wie man im Busch ohne besonderen, mitgebrachten Proviant leben und überleben konnte. Leider war er nur kurze Zeit bei uns. Ich war jedoch ein sehr gelehriger Geselle und habe von dem Holz- und Fellfachmann eine Unmenge gelernt.

Wer ein richtiger Trapper sein wollte, mußte stark und gesund sein. Er durfte nicht zu alt und nicht zu jung sein und außerdem genügsam. Nur ein cleverer und praktisch Denkender konnte solch ein Leben führen und auch meistern. Hatte er über ein halbes Jahr schwer gearbeitet und Erfolg, und konnte er seine Felle gut verkaufen, dann mußte er auch noch ein charakterfester und standhafter Mann sein. Mit dem Geld in der Tasche und einem neuen Hut auf dem Kopf, gebadet und glattrasiert, stand er erbarmungslosen Feinden gegenüber. Feinden, denen er im Busch nicht begegnete: Alkohol, Musik und schöne Frauen versetzten ihn ins Land der Träume. Er wurde gefeiert, umworben, animiert und bedient. Und oft alles in einer einzigen Nacht zugleich.

In der Gosse abgelegt und mit brummendem Schädel kam er meist wieder zu sich. Die falschen Freundinnen und die brutalen Hintermänner haben den Alkohol und die beigemischten Drogen nicht umsonst investiert. Ausgeplündert und besudelt stand er vor dem Nichts.

Gar mancher sonst so vernünftige und harte Bursche mußte, um seine Arbeit im Busch wieder anfangen zu können, bereits auf den neuen Fang Kapital aufnehmen, damit er sich die notwendigsten Lebensmittel, Tabak, Streichhölzer, Munition und so weiter kaufen konnte. Alle Träume sind zerronnen und seine schönen Felle sind ihm buchstäblich weggeschwommen.

Für manche war der neue Hut das einzige, was als Lohn für die Entbehrungen des langen Winters und der harten Arbeit übrig blieb. Es gab auch eine Sorte von Männern, die sich aus Sex nichts machten. Denen kam man mit der ewigen Versuchung, dem Lockmittel »Weib«, an die Geldkatze nicht heran. Aber auch für die war ein Kraut gewachsen um sie um ihre Barschaft zu bringen. Die ließen ihr Geld in den Hinterzimmern der Saloons, beim Karten- und Glücksspiel.

Nur wenige waren stark genug, Ersparnisse anzulegen, um sich damit eine Existenzgrundlage für die alten Tage zu schaffen. Fast alle fielen sie der Versuchung anheim. Jeder wollte einmal das erhabene Gefühl verspüren alles, auch die schönsten Frauen der Stadt, kaufen zu können. Für ein paar Tage wollten sie leben wie ein Fürst oder ein Ölscheich, einfach so, wie sie an den langen Winter-

abenden, ganz allein beim flackernden Feuerschein, vom Besitz irdischer Güter und Wonnen träumten.

Im Vergleich zu einem wirklichen Trapper war meine Tätigkeit auf den Gebiet des Fallenstellens und des Jagens mit primitiven Mitteln und ohne Schußwaffe nicht viel mehr als eine exklusive Freizeitgestaltung, die fast in Leidenschaft überging. Die Fangmethoden sind uralte und klingen in der heutigen Zeit roh und brutal.

Allein das Tellereisen oder Schlageisen wie es auch genannt wird, das den Fuchs oder Wolf am Lauf festhält, sobald er hineintritt, sieht nach Marterinstrument der Inquisition aus. Doch wie anders sollte ein Tier auf freier Wildbahn um sein Fell kommen, wenn nicht durch eine Falle? Mit einem Einschub mag es der Kürschner nicht, mit blutunterlaufenen Stellen mag es die feine Lady nicht. Bleibt letzten Endes nur die Zucht in engen Gitterkäfigen übrig, in denen das Raubtier von vorgefertigtem Brei, ganz gegen seine Natur aufgezogen und ein Leben lang »gefangen« gehalten wird.

Da lobe ich mir den schlaun Fuchs, der jahrelang einen Fallensteller an der Nase herumführt, ein Leben lang frisches, warmes Blut und Fleisch genießen kann! Und ist der Tisch einmal ganz reichlich gedeckt, nascht er von seinem Opfer nur die besten Stückerl



heraus und das minderwertige Zeug überläßt er den Raben. Die Natur ist eben ein ständiger Kampf ums Überleben. Sie gibt jedem Lebewesen die Jugend und damit die Kraft und das Alter und mit ihm die Schwäche.

*Der alte Elch-Bulle
(ein »Moose«),
der immer in der Nähe meines
Strips zum Fluß wechselt.*

Ob es gerade ein angenehmeres Sterben für ein altersschwaches Tier ist, wenn es im ewigen Kreislauf der Natur von einem anderen Tier aufgefressen wird, danach wurde noch nicht gefragt.

Wie wunderbar war es doch, auf meinen weiten Erkundungsgängen die Tiere zu beobachten. Wenn der Elch, kanadisch der »Moose«, majestätisch und unbehindert dem Fluß oder dem Moor zuschritt. Oder wenn ein Skunk, ein Stinktier mit seinen drei bis vier Jungen, die im Gänsemarsch schön artig hinter der Mutter nachtrappelten, unterwegs war. Bleibt man ruhig stehen, gehen sie brav und friedlich an den Beinen vorbei. Erschrecken darf man es jedoch nicht, sonst ist alles zu spät! Es heißt nicht umsonst »Stinktier«. Bei Gefahr zwickt es die Muskeln des Hinterleibes zusammen wodurch eine Drüse stinkende Flüssigkeit versprüht. Im näheren Umkreis stinkt alles, dass Gott erbarm. Dieser Dunst löst beim Menschen einen Brechreiz aus, der lange anhält. Die versauten Klamotten sind auch erledigt. Denen hilft kein Waschen und kein Parfum, man kann sie nur zwei Wochen lang eingraben, damit die Erde den Geruch herauszieht, stinken tun sie aber dennoch.

Ein Stinktier kann man nur überlisten, indem man es rasch am Schwanz ergreift und vom festen Boden abhebt. Dann hat es keine Möglichkeit, seine Drüse zu entleeren. Das Fell des Skunk ist tief-schwarz und hat zwei weiße Streifen am Rücken entlang, die dann im buschigen Schwanz der Skunks verlaufen. Daraus kann man eine schöne Fellmütze fertigen, die sehr gut aussieht.

So ein junges verlassenes Stinktierchen, es war nicht länger als zehn Zentimeter und hatte gerade in meiner hohlen Hand Platz, fand ich im Busch und nahm es mit ins Camp. Ich pflegte es gesund, seine linke Vordertatze war nämlich gequetscht und zog es mit einem Flascherl auf. Vielleicht fiel ihm ein Stein auf sein Pfüötchen oder es kam damit unter ein rollendes Holz. Jedenfalls das Tierchen wuchs und gedieh und wurde so zutraulich wie eine Hauskatze. Wenn ein fremder Hund kam und ich war gerade in der Nähe, mußte ich meinen »Niki« schnell aufheben, sonst wäre ein Unglück geschehen.

Lange hatte ich den trolligen Begleiter. Er ernährte sich hauptsächlich von Wurzeln, die er im Wald fand. Nie konnte ich über ungebührliches Verhalten seinerseits klagen. Aber wie es halt so ist. Auch er wird den Lockungen einer seiner Artgenossinnen verfallen

sein. Er zog das harte, aber freie Leben im Busch, dem angenehmen in meiner Pflege und das kühle Wasser, wenn er durstig war meiner süß schmeckenden, lauwarmen Kondensmilch vor.

Ja, auch in Busch kein Anlaß ohne Zufall! Eines Tages ging ich wieder einmal in Richtung Nippigon und kam dabei sehr nahe an die Highway heran. Direkt auf die freie Straße hinaus zu treten wagte ich zu dieser Zeit noch nicht. Obwohl ich ganz Zivil gekleidet war und mich auch in sprachlicher Hinsicht kein Mensch verdächtigt hätte, wollte ich doch vermeiden, dass ich von einem Mount-Police-Man aufgegriffen, verhaftet und was das Schlimmste gewesen wäre, in das große Lager zurückgeschickt worden wäre. Doch das ließ sich leicht vermeiden, denn diese Männer gingen keinem, den sie suchten oder verfolgten, in den Busch nach.

In unmittelbarer Nähe der Hauptstraße also fand ich den Torso eines kapitalen Elches. Auch er wurde, wie so viele seiner Artgenossen, vom Auto aus erschossen. Der Schütze schnitt ihm ganz unwaidmännisch den Schädel ab und ließ den Körper des Tieres einfach liegen. Nur der Trophäe wegen mußte der schöne Elch sein Leben lassen. Das muß vor ganz kurzer Zeit geschehen sein, denn der Moose war noch körperwarm und beweglich. Nun handelte auch ich rasch. Ich konnte von dem Bullen noch allerhand verwerten.

Zuerst zog ich ihm die Decke ab, wobei ich die Ansätze der Läufe und einen Streifen des Unterbauchs ausließ. Dann nahm ich noch zwei schöne Stücke von den Keulen mit. Daraus wird wieder ein »Gustostücker«, das man sich nur selbst zubereiten kann, gemacht. Die Decke verschnürte ich fest mit Draht und befestigte daran einen Ast. So zog ich dieses Bündel hinter mir her, zurück zum Lager. Ungefähr nach einer Woche sah ich noch einmal zu der Stelle, an der ich den Elch fand. Da war nicht mehr viel zu sehen, denn an dem Kadaver haben sich viele Tiere gesättigt. Nach den Spuren zu schließen müssen auch Wölfe und Bären an dem Mahl beteiligt gewesen sein.

Ich konnte jedenfalls die Haut des Elches auch sehr gut gebrauchen. Und zwar habe ich mit meinem scharfen Hirschfänger, hergestellt aus einer Schlichtfeile, einen genau zwei Zentimeter breiten Streifen herausgeschnitten. Dabei habe ich außen angefangen und immer rundherum bis zur Mitte der Decke geschnitten. Den so ent-

stehenden Streifen klemmte ich stückerweise fest, sodaß er stets gespannt war und so entstand in mühevoller und genauer Arbeit ein über zwanzig Meter langer Riemen. Freilich waren noch die Haare und kleinere Fleischreste dran, doch das machte nichts. Das behaarte und glitschige Rohprodukt vergrub ich über zwei Wochen im Moor. Dadurch ließen sich die Haare besser ausreißen.

Jetzt begann eine langwierige Arbeit. Ich wusch das Rohmaterial wieder sauber und spannte den Streifen zwischen zwei Bäume. Die Haut, welche noch ganz weich war, wickelte ich nun über ein Stück kantiges Hartholz und ging nun stundenlang entlang des Rohlederstreifens auf und ab. Dabei schabte sich das restliche Fleisch ab und die Haare gingen durch die Reibung an dem Holzstück aus. Diese Prozedur dauerte einige Tage. Über Nacht legte ich die, nun einer »Leine« schon sehr ähnlich sehende Haut, in ein Schaff und mischte Salz darunter. Das zog die letzte Feuchtigkeit aus dem Leder. Der Streifen wurde so lange behandelt bis er gewalkt, trocken und von den Haar- und Fleischresten gesäubert war. Ist das ein prima Lasso geworden! Mit ihm werde ich eines Tages den starken Elch fangen, der immer unter der Wetterfichte hindurch, hinunter zum Seitenarm des Flusses wechselt.

Schön ist es die Tiere zu beobachten, sie notfalls zu füttern oder Verletzte gesund zu pflegen. Aber die Tierliebe verflacht, wenn im Menschen der Urtrieb erwacht und er sich das Tier untertan machen will. Wer es sich leisten kann, dressiert ein Pferd so lange, bis es über eine hohe Mauer springt, ein anderer bringt einem Löwen das Seiltanzen bei und wieder ein anderer geht sonntags mit einem wohlerzogenen Schäferhund spazieren, der selbst bei einer entgegenkommenden läufigen Hündin nicht links oder rechts schaut. Mein Gott, jammern da die Beobachter, ist das ein braver »Rolfi«! Nicht selten hört man da Mütter, die mit ihren Kindern unterwegs sind sagen, dass sie sich an dem »Braven Hund« in punkto Folgsamkeit ein Beispiel nehmen können. Dass der Rolfi aber ganz kurz an einem Stachelhalsband hängt, das man in jedem Geschäft zu kaufen bekommt, stört niemand.

Auch ich habe schon beobachtet, wie sich bei einer Treibjagd die »Hergottschützen« verhalten und schießen. Oh, was für ein Jammer! Bis so eine arme gehetzte Rehgeiß endlich ihr Leben aushaucht,

wurde ihr erst ein Lauf amputiert, dann in den Bauch geschossen und wenn sie dann noch immer nicht verblutet ist, muß sie auch noch von der zitternden Hand eines Amateurs geführt, den Gnadenstoß über sich ergehen lassen. Dann allerdings bekommt die arme Geiß für ihr heldenhaftes Verhalten den »Grünen Bruch«. Doch das gehört ja gar nicht da her! Ich fühlte eben auch das Verlangen in mir, das eine oder das andere Tier zu überlisten, zu fangen und zu verwerten. Als Opfer wurde der alte Bulle auserkoren, der täglich den gleichen Weg zum Wasser ging.

Ich befestigte den starken Lederriemen an einem einzeln stehenden Baum in der Nähe des Flusses und kletterte mit dem anderen Ende, an dem sich die laufende Schlinge befand, auf die stark verastete alte Fichte. Bereits am späten Nachmittag habe ich meinen Anstand bezogen und verhielt mich ganz ruhig. Erst als die Rabenvögel mit ihrem Gekrächze aufhörten wußte ich, dass sie ihre Beobachtungen vergessen haben. Die Dämmerung brach herein. Unheimlich die Spannung! Mein Hochstand war nicht gerade bequem.

Ob der Elch ausgerechnet heute nicht kommen sollte? Doch nein! Einige Zweige hörte ich schon brechen. Da, er kommt! Er ist es! Gelassen schreitet er seinem Untergang entgegen. Jetzt bleibt er stehen! Ob er mich im Wind hat? Nein, er kratzt sich nur den Bauch mit dem hinteren Lauf. Meine Nerven waren einer Zerreißprobe ausgesetzt. Jetzt bräuchte ich nur zu husten, bestimmt würde er einen Bogen um den Baum machen und flüchten. Unheimlich ruhig war es um mich her.

Der mir vertraute Bekannte geht unaufhaltsam auf den Baum zu. Dass er nur so unvorsichtig ist? Klar, natürliche Feinde hat er keine aber vielleicht hat es sich schon in der Tiersprache herumgesprochen, dass dem »Räuber Mensch«, wenn der einen auf's Korn genommen hat, auch der stärkste Elch nicht entrinnen kann. Nun näherte er sich den Spitzen der langen, unteren Äste. Dort ist es noch um eine Nuance dunkler als im Freien. Noch einige Schritte und er kommt direkt vor meine weit aufgehaltene Lederschlinge. Wirklich jetzt ist er mit seinem weit nach vorne gestreckten Schädel in der Schlinge. Ich brauchte sie, indem ich ihr einen kleinen Schwung nach hinten gab, nur fallen lassen.

Da erschrak der Bulle und machte einen Sprung nach vorne. Solange hielt ich das Lasso gerade so fest, dass sich die Schlinge zuzog. Er spürte die Fessel um seinen Hals; fühlte sich aber vorerst nur behindert und noch nicht gefangen. Erst als sich der Riemen straffte, wollte er flüchten. Dabei lief er immer schneller im Kreis um den Baum und damit direkt in sein Verderben. Die letzten Schritte scheuchte ich ihn auch noch, sodass er am Ende mit gesenktem Haupt und wie gefesselt, dicht am Baum zu Stehen kam. Schnell warf ich ihm eine zweite Leine um eine seiner Schaufeln und fixierte diese an einem schräg davor stehenden Baumstumpf.

Triumph dem Sieger! Sie glauben, dass der König der kanadischen Wälder kläglich verenden mußte? Nein! Millionen Soldaten und Zivilisten, die während des Krieges elendig verrecken mußten, hätten sich diesen Tod herbeigesehnt und haben sogar darum gebetet. Kräftig rammte ich ihm den spitzen und scharf geschliffenen Stahl in sein Herz. Sofort knickte er ein und mit dem Strom seines Blutes, das im Moos versickerte, verlosch in Sekundenschnelle auch sein Leben. Ein frischer Bruch schmückte ihn im Tod.

Das Fleisch schmeckte ausgezeichnet. Zum Beispiel habe ich das Filetstück mit Speck gespickt, gut eingebeizt und viele Wurzeln dazu gegeben – das ergab einen delikaten Braten. Der Schädel wurde mehrmals ausgekocht und mit Alaun gebleicht, schön beschriftet und dazu ein Haltbrett aus Birkenholz angefertigt, das ich mit Schnitzereien verzierte. Die Mokassin und Stiefel aus dem Rückenstück der Decke waren wunderbar zu tragen und nicht kaputt zu kriegen. Wie gesagt, es gab wieder Rohmaterial und Arbeit für Wochen.

Die Zeit, da der Sommer dem Herbst sein Regiment übergab, war in Bezug auf Waldbrände sehr gefährlich. Dazu muß ich sagen, dass, wenn man nicht gerade mit dem Flugzeug unterwegs ist, sondern auf der Straße, dann glaubt man durch endlose Wälder zu fahren. Die Wirklichkeit sieht in weiten Teilen Kanadas aber leider anders aus. Der Wald durch den man fährt, ist nur eine Schutzzone für die Straße und beiderseits von dieser nur zirka einhundertfünzig Yard breit. Über weite Strecken hinweg wird man so getäuscht. Hinter dem Waldstreifen liegt jedoch nur Karst, vegetationslose, verödete Steinwüste. In ihrer Gier und Gewinnsucht haben die Kanadier die



Tief verschneite Feuerstelle im Winter.

Wälder bis zum letzten Baum abgeholzt. Das »Brush«, die Äste und Wipfel, türmten sich und trockneten zunderdürr aus. Eines Tages wurde das Holz von selbst in Brand gesteckt. Der ständige Wind und die extremen Witterungsverhältnisse beschleunigten die Erosion zusätzlich.

Zu der Zeit, als ich in Kanada war, flog manchmal ein Flugzeug über die Karstlandschaften. Uns wurde gesagt man werfe Samen ab, damit wieder Bäume wachsen sollten.

Dieses Unterfangen war aber fast umsonst. Erst wenn wieder Ginster, Pappeln und Buschwerk in einzelnen Mulden Wurzeln gefaßt haben und mit dem Laub

wieder der Humus wächst, können auch wieder einige verkümmerte Bäume wachsen.

Eine Vielzahl von schönen, genau nach Maß aufgestapelten Holzwürfel stehen nun schon im kahl geschlagenen Busch. Sie müssen gut gebaut sein und dürfen nicht zusammenfallen, denn sie müssen noch bis zum Februar warten bis sie abgeholt und zum Fluß gebracht werden. Schneefälle und Stürme decken diese baumlosen Flecken zu, als möchten sie sie gleichsam mit einer meterdicken, weißen Tuchend wärmen. Ich glaube eher, der liebe Gott schämt sich für die Menschen und überdeckt diesen Kahlschlag, der ein Beginn der Entstehung einer Steinwüste ist. Ich glaube, er ist schon zu alt um die zivilisierten Menschen noch verstehen zu können, die einiger Zeitungen wegen – dieses Holz wurde ausschließlich zur Erzeugung von Rotationspapier verwendet – sein erschaffenes Werk so vollkommen zerstörte.

Auch die Menschen machen es in Kriegszeiten nicht anders. Je mehr Lebewesen, in der Hauptsache andere Menschen, sie umge-

bracht und auf einem Haufen zusammengelegt haben, umso mehr schneeweißen Kalk streuten sie über ihre Opfer, damit der Geruch dieser Freveltat nicht so zum Himmel stinken kann. Und scheinbar genügt das!

Nun da fällt mir gerade wieder etwas ganz Einmaliges ein, das ich noch erzählen muß. In dieser Gegend ist ja auch der kanadische Biber zu Hause. Drollige Kerle mit breitem, flachen Schwanz. Wenn sie ein Männchen machen und einem dabei anschauen, muß man lächeln. Den Eindruck hatte ich immer. Denn der Biber mit den vorstehenden Zähnen und seinem, sich immer bewegenden Schnauzbart, lächelt auch. Seine feste Burg hat er vom Ufer entfernt in den von ihm geschaffenen See hineingebaut. Die Eingänge liegen unter dem Wasserspiegel damit er vor unerwünschten Gästen verschont bleibt. Eine ganze Sippe lebt da friedlich beisammen.

Bei den Lebensbedingungen unserer heutigen Zeit und verglichen mit den Menschen würde das zu Unzucht, Mord und Totschlag führen. Bei den Bibern ist das anders. Der alte Herr ist ein guter Baumeister. Er hat beim Planen seiner Burg weder auf eine Vorhalle noch auf ein Kinderzimmer vergessen. Genügend Schlafräume für die Erwachsenen und Vorratsräume für alle gibt es sowieso. Herrlich, diese fleißigen Tiere von einem gut getarnten Versteck heraus zu beobachten. Wie kunstvoll und genau sie eine Birke, Erle oder Pappel annagen und fällen. Daran könnten sich die »Auch-Lumber-Jacks«, denen nie ein Baum in die gewünschte Richtung fällt, etwas abschauen.

Dem Biber gelingt jeder Wurf. Er nagt zuerst einen Keil aus dem Baum und bestimmt damit die Fallrichtung. Dann nagt er den Stamm von der Rückseite durch. Wenn



Der kanadische »Breitschwanz-Biber« bei der Arbeit.

der Baum zu fallen beginnt, geht er in Deckung, setzt sich auf, piepst recht laut und freut sich – genau wie die richtigen Holzfäller Kanadas. Nur dass die nicht piepsen sondern laut »Timber«, was so viel wie »Holz« heißt, rufen. Nun schleppen die Starken die auf Stücke zernagten Holzprügel zur Baustelle. Dort herrscht schon emsiges Treiben. Die schwächeren, kleinen Tiere schaffen Moos und Erdreich heran, verstopfen damit die Fugen zwischen den aufgestapelten Ästen und einige, das dürften die Maurer in der Sippe sein, glätten mit dem breiten Schwanz, wie mit einer Kelle, die Krone des Dammes oder den ausgebesserten Teil der zerstörten Burg. Diese Tiere erinnern mich nicht nur ihrer breiten Kelle wegen an das ehrsame Handwerk der Maurer, sondern vielmehr auch deshalb, weil sie unbeweglich am Damm (ja sie haben richtig gelesen) sitzen und sich im wahrsten Sinne des Wortes alles zum Hintern tragen lassen.

Zerstört man den äußeren Teil solch einer Burg, kommt Aufregung ins Volk. Da muß sogar die alte Uroma der Biberfamilie noch an der Reparatur der Burg mitarbeiten. An der höchsten Stelle, gleichsam am Krähenneest, wird ein Ausguck-Posten eingeteilt, der beim geringsten Verdacht, dass ein Angreifer kommen könnte pfeift, und schwupp sind alle unter Wasser.

Die behäbige Uroma dreht sich allerdings schon sehr langsam um. Oder schaut sie sich in ihrer Fürsorglichkeit noch einmal um, ob doch schon alle ihr Lieben in Sicherheit sind? Auch steigt sie schon merklich langsamer ins kalte Wasser. Sie wird halt auch schon wie alle »Alten« von der Gicht gepeinigt werden. Spätestens am nächsten Tag ist die Burg repariert und von der Beschädigung keine Spur mehr festzustellen.

Natürlich habe ich auch etliche Biber gefangen. Der Biber ist am wertvollsten gegen Ende April und anfangs Mai. Da ist der Pelz so richtig schön und das Fell glänzt, weil es von der Eisdecke unter der der Biber zu seinem Burgtor schwimmt, auf Hochglanz poliert wird. So eine Pelzmütze oder eine Fellweste aus Biberfell ist prima und schick. Die Biber sind aber schlaue Burschen und lassen sich nicht so leicht fangen. Ich bin überzeugt, dass ich keinen einzigen erwischt hätte, wenn mir nicht der alte »Scaler«, mein Lehrmeister auf dem Gebiet des Fallenstellens, einige Tricks verraten hätte.

Eine Falle allein, auf einer Biberburg aufgestellt oder an seinem Arbeitsplatz, und ist sie noch so getarnt, nützt wenig. Der Biber macht sie mit einem Ast, den er hineinlegt zu und arbeitet seelenruhig nebenbei weiter. So muß man gleich mehrere Fallen nebeneinander aufrichten, damit er in eine davon unversehens hineintappt. Der Trapper erschießt erst einen der Biber und legt auf die Fallen den Geschlechtsteil des Tieres oder reibt die Falle damit ein. Daraufhin verlieren die Artgenossen völlig den klaren Kopf und tappen hintereinander alle in ihr Verderben.

Leider ist auch diese Vorgehensweise wieder ein typisches Beispiel menschlicher Geldgier und Raublust. Viele Fallensteller rotteten lieber eine ganze Sippe aus, als dass sie einige Jungtiere am Leben gelassen hätten. Auch hier sieht man wieder die größte Schändung der Natur. Nur schwerlich konnte der Blattschwanzbiber vor dem Aussterben bewahrt werden.

Übrigens liefert auch der Biber ein delikates »Gustostückerl«. Er frißt hauptsächlich nur Blätter, Zweige und Rinde. Daher hat sein Fleisch einen eigenartigen Geschmack. Gut gewürzt ist es jedoch eine einmalige Delikatesse und einfach zuzubereiten. Von der Rückenpartie wird das Filetstück so herausgeschnitten, dass es mit dem Blattschwanz verbunden bleibt.

Nun macht man ein großes Feuer an und läßt es niederbrennen, sodass nur noch ein Glutstock übrig ist. Darüber hängt man an einem Draht haken den Biberschwanz mit dem daran baumelnden Fleischstück. Nun kann man den Braten ruhig zwei Stunden unbeaufsichtigt lassen, denn das Fett des Schwanzes tropft gleichmäßig herunter und fettet den Braten rundherum und gleichmäßig ein. So wie die Mutti das halt oft mit dem Pinsel an der Ente oder dem



*Zeitvertreib im Winter:
Unsere »olympische« Rodelbahn.*

Schweinebraten im Backrohr macht, der Schwanz des Bibers besorgt das automatisch. Zu einem derartigen Festessen gehört natürlich auch ein guter Schluck Wein. Selbstgemachter Blueberry-Wein versteht sich!

Nun war es am Morgen schon empfindlich kalt. Nebelschwaden lagen über Fluß und Niederungen und wenn es gar regnete, fiel die Temperatur schon nahe zum Nullpunkt. Da war es nun höchste Zeit, sich einen Pelzrock zuzulegen. Auch eine Mütze aus Fell mit Ohrenschützern und Fellhandschuhe müßten wieder unter den Christmastree.

Aber zuerst will ich noch kurz auf eine andere Seite des Lebens in der Wildnis zu sprechen kommen. Das Leben änderte sich schlagartig, wenn jemand krank wurde. Kein Doktor, sondern ein »Sani« von einem Hilfskreuzer, auf dem er das Marschierpulver und das Leukoplast ausgegeben hat, war im Busch der Mediziner. Es war zwar noch besser, als hätten sie einen echten Mediziner vom Stamme der Irokesen geholt. Die Pulver von Gerhard, so hieß der »Sanitätsgefreite Neumann«, waren immer noch besser zu schlucken als schmerzlinderndes Mehl aus zerriebenen, getrockneten Fledermäusen und so weiter, das einem als Patient auf Grund der »Geisterbefragungsdiagnose« von dem Indianer verordnet worden wäre.

Gott oh Gott! Alleine die Zahnschmerzen – ich darf gar nicht daran denken! Wie angenehm und schmerzfrei geht da heute eine Wurzelbehandlung vor sich. Vom Bohren merkt man durch den wassergekühlten Hochleistungsbohrer überhaupt nichts mehr. Alles wird betäubt – kurzum ich bin immer wieder überrascht, wenn der Dentist sagt: »Ausspülen – fertig!«

Das war im Busch ganz anders. Hatte man aber sehr starke Zahnschmerzen, war einem auch diese Schinderei, die ja nur vorübergehender Natur war, willkommen. Das Zahnreißen um nicht Brechen zu sagen war relativ erträglich. Aber das Bohren! Der reisende Bader ist schon wie ein alter Messer- und Scherschleifer angekommen. Er sah fast aus wie die Zigeuner, die vor dem Krieg durch unser Land zogen.

Eine auf einem einrädigen Schubkarren aufgebaute und mit dem Fuß betriebene Maschinerie, mit einer großen Schwungscheibe von

der aus über Riemen ein Zahnbohrer in Bewegung gebracht wurde. Da saß man nun schweißgebadet auf dem Holzstuhl, der aussah wie ein Leibstuhl – leider aber kein Loch in der Sitzfläche hatte. Bei der Behandlung wäre es oft dringend nötig gewesen. Den Mund mußte man übermäßig weit aufreißen, denn ein Großteil des Bohrgerätes mußte im Mund Platz haben. Dann begann er sein Teufelswerk.

Mitten unter der Arbeit blieb wiederholt der Bohrer im Zahn stecken. Dann rutschte entweder der Treibriemen oder die Drehzahl war zu niedrig, oder er war schon so tief im Zahn, dass seine Maschine die Reibung des Bohrers nicht mehr überwinden konnte. Jetzt trat er in seine Tretkurbel, drückte mit dem linken Ellenbogen den Treibriemen nieder und versuchte den Bohrer, um den sich den Schmerzen nach gerade der Nerv des Zahnes gewickelt haben muß, nach oben heraus zu bekommen. Für den Unbeteiligten ein Bild für Götter! Als Opfer seiner Zahnheilkunst wurde man natürlich im Sessel immer länger und länger.

Der Bader zwangsläufig auch. Er mußte zugleich mit dem Fuß die Maschine antreiben, den Riemen mit dem Ellenbogen anpressen und sich an den Kiefern abstemmen um den Bohrer wieder frei zu bekommen. Endlich, jetzt hat er seine Riesenfinger als Unterlage für seinen Hebelzug benützt und die Bohrmaschine samt Bohrer aus Zahn und Mundhöhle herausen. Erschöpft fiel der Patient in den Sessel zurück. Und komisch, davongelaufen ist in dieser Lage eigentlich nie jemand.

Sehr schlimm war es auch, wenn er, wie so vielen einredete, dass der schmerzende Zahn nur noch mit einer Krone aus purem Gold zu retten sei. Gold sei außerdem noch wertbeständig und im Mund sehr sicher aufgehoben! Viele sagten zu. So auch ich. Dann suchte er, ein seiner Meinung nach geeignetes Stück vorgefertigter Krone aus seiner Wunderkiste und schliff den Zahn dazu passend, vierkantig zu. Eine scheußliche Prozedur mit seiner eiernden Schleifscheibe. Immer wieder hüpfte sie vom Zahnstumpf, der schon glühend heiß war, auf die nebenstehenden, gesunden Zähne und aufs Zahnfleisch über. Auch die Zunge blieb nicht unverletzt. Kein Wunder, dass er bald wieder einmal vorsprach, denn nun waren die Zähne fällig, deren Schmelz er beim vorhergehenden Schleifvorgang, kariesreif geschliffen hatte.

Mit seiner Methode erinnerte er mich an einen Dachdecker, der mir erzählte, wie er sich vor dem Krieg, während der schlechten Zeiten, seine Arbeit gesichert hat. Er ist in der Altstadt, wo Haus an Haus und somit auch Dach an Dach gereiht ist, also wie bei einem Gebiß die Zähne, hergegangen und hat vom Nachbardach die Ziegel ausgeliehen und damit seine Reparatur durchgeführt. Kein Wunder, dass nach kurzer Zeit der Hausherr von nebenan nach ihm gerufen hat. So arbeitete sich der Mann die ganze Straße entlang – er hat es damals schon so gemacht wie der »Wunderdoktor« im Busch.

Genug von den schmerzhaften Begebenheiten und zurück zu der angekündigten Jagdgeschichte, die der Erzeugung meiner Fellbekleidung für die strengen Wintertage vorausging.

In Kanada lebt eine Hirschart, nun sagen wir der Größe und der Bauart nach ein Zwischending von unserem Reh und einem kleinen Hirschen. Es heißt »White-Tail-Deer« was soviel wie »Weißschwanzreh« bedeutet. Den Namen hat das schöne Tier, das übri-



Ein »White-Tail-Deer«. Die kleine, stark gebogene Trophäe und der weiße, kurze »Sterz« sind seine unverkennbaren Merkmale.

gens ein wunderbar geformtes Geweih trägt, von seinem zirka zwanzig Zentimeter langen Schwanz. Dieser ist auf seiner Unterseite schön weiß und wenn das Deer flüchtet, stellt es ihn senkrecht auf. Bei einem jungen Tier ist die Haut dünn und die Haare, also das Fell, relativ weich. Mit einem Wort: Prima geeignet für eine Fellweste. Ja, das Böcklein muß dran glauben. Lange habe ich seinen Wechsel schon beobachtet.

Eines Tages war es so weit und ich bastelte eine Falle. Dazu schnitt ich in unmittelbarer Nähe des Pfades einen Baum in zirka zweieinhalb Meter Höhe ab. Auf den Stumpf legte ich einen langen Baum. Ungefähr im vorderen Drittel, mit der Wipfelseite in Richtung abge-sägter Baum, wurde er mit Draht und einem bogenförmig darüber gelegten Fichtenast beidseitig am Steher fixiert. Nun konnte der schräg aufliegende Baum nicht mehr herunterfallen. An der Spitze wurde nun die Schlinge befestigt und der lange und schwere Arm des Hebels hochgehoben und eine Stütze, ebenfalls ein abgepaßter, dünner Baum darunter gestellt. Die Schlinge tarnte ich mit Reisig und nun konnte der Bock kommen.

Wenn er, so wie immer, pünktlich ist, dann brauche ich gar nicht lange zu warten. Sicherheitshalber stellte ich auf das dicke Ende des Hebels auch noch eine mit Steinen gefüllte Konservenbüchse, natürlich mit Moos gut getarnt. Dadurch konnte ich in meinem weiter vom Trail entfernten Anstand auf jeden Fall das Scheppern der Dose hören, sollte ich in der Dämmerung nicht gut genug sehen. Hauptsächlich wollte ich dadurch verhindern, dass der Bock zu lange lei-



Die selbst gebaute Falle.

den muß, wenn er sich schlecht in der Schlinge fängt. Tatsächlich, dort kommt er schon!

Ob er die Veränderung am Trail merkt? Ob er ausweicht und einen Bogen um die Falle macht? Spannende und aufregende Sekunden. Mir war ungefähr so zu Mute wie es einem Jäger sein muß, der mit dem Schuss noch zuwartet. Jetzt hat er wirklich nur noch einige Schritte vor sich. Macht er sie, ist er verloren.

Scheußlich war der Lärm, den die herabfallende Dose in der Stille des Waldes machte. Schnell lief ich zur Falle. Genau am letzten Halswirbel hat er sich erhängt. Vor einigen Sekunden war der Bock noch quicklebendig, jetzt war er tot. Nur leicht drehte er sich freihängend und langsam im Kreis nach rechts. Vom Fangstoß des scharfen Stahles selbst hat er nichts mehr verspürt. Das Aufzucken der Muskeln waren nur noch die Lebensgeister, die Reaktion auf das verrinnende Blut.

Sein zartes Geweih bildete ein schönes Gegenstück zu den mächtigen Schaufeln des Elchs. Es wurde wieder schön gebleicht, beschriftet und auf einem reichlich verzierten Brett aus Birkenholz befestigt. Das Fell spannte ich auf einer Holzplatte auf, schabte in mühevoller Arbeit die Fleisch- und Hautreste ab, bis es ganz sauber war. In der Zeit, in der ich gerade nicht daran arbeitete, wurde die Haut mit Salz und Alaun eingerieben. Das konservierte den Balg, machte ihn trocken und schön weiß. Viele Male wiederholte ich diesen Vorgang, bis ich anfangen konnte, die Decke zu walken. Ein langwieriger Prozess. Zwischen den Fäusten mußte die Haut in jeder freien Minute geknetet und gewalkt werden bis sie geschmeidig und weich wurde.

Das so bearbeitete Fell war von 1A-Qualität und was die Konservierung betraf ausgezeichnet. Nun fertigte ich eine herrliche Jacke davon. Zugeschnitten wurde sie mit dem scharfen Hirschfänger und zusammengenäht mit Lederstreifen, die durch vorgestochene Löcher geschlungen wurden. Am Hals setzte ich verkehrt einen breiten Kragen auf, der nicht nur sehr schick aussah, sondern hochgeschlagen, bei strenger Kälte die Ohren, den Hinterkopf und das Kinn gut wärmte. Statt Knopf und Knopflöcher befestigte ich beidseitig der Vorderteile, durch Lederblättchen hindurch, die wie Blumen aussahen, Schlaufen. Dadurch konnte ich mit einem eingezogenen

Lederstreifen die Jacke enger oder lockerer schnüren, was bei der Regelung der Körpertemperatur sehr von Vorteil war. Mit dieser Jacke, um die mich viele Kameraden beneideten, konnten mir auch extrem tiefe Temperaturen nichts anhaben. Bei minus vierzig Grad klebte die Schleimhaut der Nasen-Innenwand sofort zusammen, wenn man durch die Nase einatmete.

Angemeldet hat der sich Winter schon lange. Gekommen ist er über Nacht! Der eisig kalte Nordwind, der von der Hudson-Bay herunter stürmte, schlug den Südwind zurück und der Winter hielt mit starkem Schneefall und anschließender, klirrender Kälte seinen Einzug. Das ganze Land wurde mit einer weißen Decke zugedeckt und alles was scharfe oder kantige Konturen hatte wurde weich und rundlich. Die Seen froren zu und formten sich zu riesigen Platten, die bei Sonnenschein glitzerten und funkelten. Auf den Ästen der Nadelbäume lagen dicke Polster aus Schnee, die dem Baum ein Aussehen gaben, als hätten Zuckerbäcker Schlagobers darüber gespritzt.

Auch der Fluß wurde an manchen Stellen vom Eis überdeckt und zum Ausruhen gezwungen. Viele Randstellen, die durch besonders schwungvolle und ausgefallene Formen der Eisgebilde schön anzusehen waren, blieben offen. Dort traf sich alles Getier des Busches. Auch jene, die für ihren Lebensraum auch im Winter den See brauchten, hielten sich am Ufer eine Stelle offen damit sie ungehindert ins Wasser und wieder ans Land zurückgehen konnten.

Für die vielen Hasen, Hühnervögel und die verschiedenen Arten der Kleintiere war auch in strenger Winterzeit der Tisch noch gedeckt. Sie fanden ihre karge Nahrung unter buschigen Fichten, deren Äste bis auf den Boden reichten. Darunter fanden sie Gräser und Wurzeln genug und hatten außerdem ein schützendes Dach über sich. Dennoch war es für sie eine harte Zeit. Einem Gesetz der Natur folgend, überlebten nur gesunde und kräftige Tiere aller Arten und Gattungen die strenge Kälte und die harten Lebensbedingungen, die der kanadische Winter der Kreatur aufzwingt.

Auch die Lumberjacks arbeiten bis ins neue Jahr hinein immer noch im Wald. Da mußte man mit der Arbeit schon viel Freude haben, wenn man aus der warmen Stube hinaus in die beißende Kälte ging. Der morgendliche Anmarschweg findet bei kompletter Dunkelheit statt und ist jetzt auch viel länger als im Sommer. Bis zum

Winter blieben nur noch die entlegensten Strips übrig, zu denen sich der Holzfäller mit Axt und Bogensäge durchkämpfen mußte. Der Pfad in den Busch, der von achtzig Männern täglich zweimal begangen wurde, ist bald zu einem breiten Weg ausgetreten. Zu den einzelnen Strips führen Trails, welche noch breit sind, wo sie von vielen »Cuttern« zusammen benützt werden, um dann in eine schmale Spur zu enden. Das letzte Stück zu seinem Arbeitsplatz mußte jeder einzelne Mann allein austreten.

Die Arbeit selbst ist jetzt natürlich auch schwieriger geworden, sinkt man doch bis zum Bauch im Schnee ein. Die Bäume, welche in der Straße stehen, müssen ausgegraben werden, damit kein hoher Stumpf stehen bleibt und den späteren Abtransport stört. Mein Rücken dampft, weil von den Bäumen, an denen gearbeitet wird, ständig Schnee herunterfällt und zwischendurch am warmen Rücken wieder schmilzt. Sind genügend Bäume gefällt und zersägt, dann ist auch der Schnee in diesem Umkreis festgetreten. Auf dieser Arbeitsplattform läßt sich der Cord viel besser aufbauen als auf dem weichen Moorboden während der übrigen Jahreszeit.

Ja, auch die Vorteile des Winters sind unverkennbar. Keine Fliegen, wenig Durst, die gefrorenen Äste springen ab, wenn man sie nur mit dem Eisenbügel der Säge anstößt und bevor man zu schwitzen beginnt, kann man sich ausziehen um flott zupacken zu können. Aber jetzt ist eine gute Feuerstelle wichtig. Vor allem muß sie windgeschützt sein und ein großer Holzstoß muß darin angezündet werden können. Im Winter kann man ja problemlos Feuer im Busch machen. Mit einigen Rinden, die in Fetzen von den alten Birkenbäumen herunterhängen als Unterzünder, ist sofort ein Feuer entfacht.

Übrigens eignet sich eine Birke im Winter besonders gut als Notsignal. Hat sich nämlich jemand im Busch verirrt und findet nicht mehr zurück, so muß er bei Dunkelheit die herabhängenden Birkenrinden am Baum entzünden. Die Flammen fressen sich dann am Stamm empor und bilden eine riesige Fackel, deren lodernder Feuerschein weit ins Land hinein sichtbar ist.

An meiner Feuerstelle habe ich für meine besten Freunde, die vielen Tiere des Busches, immer ein reichliches Mahl zurückgelassen. Hafer, Brot, Heu und vieles mehr, das ich vom Camp mitgenom-

men habe. Natürlich nicht ganz frei von Hintergedanken – wie eben der Mensch einmal ist! Die vielen Kleintiere an der Feuerstelle lockten ihrerseits wieder den Fuchs und den Wolf an, und einige von diesen Burschen wollte ich überlisten und fangen. Füchse gab es ja genug. Vom Rotfuchs bis zum sehr seltenen Silber- und Kreuzfuchs.



»Meister Reinecke« in der Falle.

Einen wunderschön gezeichneten Kreuzfuchs habe ich eines Tages auch gefangen. Ein Kanadier sagte mir, er sei eine Kreuzung zwischen Rot- und Silberfuchs. Der Schädel des Fuchses und die Verlängerung über den Rücken war dunkel sowie über die Schultern bis zu den Pfoten zog sich ein ebenfalls schwarzer Streifen, der das rote Fell wie mit einem Kreuz zeichnete. Die Räuber gingen ein weites Revier ab und benutzten dazu, um besser vorwärts zu kommen, streckenweise die ausgetretenen Wege, auf denen die Männer zu ihren Arbeitsstellen gingen. Immer wieder scherten sie nach backbord oder steuerbord aus, durchkämmten das Gebiet und kehrten wieder zum Trail zurück.

Diese Gewohnheiten nützen die Trapper aus. Sam hat mir schon vor langer Zeit einige ausgediente, aber noch brauchbare Schlag-eisen geschenkt. Die Ketten zum Verankern der Fallen mußte ich ergänzen, ein bißchen mußte ich sie ausbiegen und den Druckpunkt der Auslösung einstellen, ansonsten waren sie noch voll funktionsfähig.

Heute werde ich einen »Reinecke« überlisten und fangen. Das nahm ich mir eines Nachmittags vor. Und zwar werde ich die Falle in dem alten Trail, der zum Strip führt, in dem ich letzte Woche gearbeitet habe, aufstellen. Viele frische Fuchsspuren führen immer noch

zu der verlassenen Feuerstelle. Kein Wunder, ich legte ja auch immer genug Futter aus.

Genau nach den Anweisungen meines »Lehrmeisters« legte ich einen Ast über den Trail. Etwas abseits davon schlug ich den Haft in den Boden. An ihm war die Falle mit einer Kette befestigt. Hinter dem Ast, also in Richtung Feuerstelle, legte ich das gespannte Eisen auf und überdeckte es mit einer dünnen Birkenrinde.

Es schneite ganz leicht. Ideales Wetter für den Trapper. Die Schneeflocken verdeckten alle Spuren. Kette, Birkenblatt und Falle wurden unsichtbar. Auch auf dem Ast, der quer über dem Weg lag, war schon Schnee als der schlaue Fuchs des Weges kam. Der Ast quer über dem Weg hatte die Aufgabe das Tier abzulenken! Er sah plötzlich etwas Ungewohntes vor sich. Das genügte, um ihn zu irritieren und ihn »drüben«, also hinter dem sonderbaren Verkehrshindernis, direkt mit dem Vorderlauf in das Eisen treten zu lassen.

Den »Reinecke« erlöste der Pelzjäger mit Geschicklichkeit um nicht zu sagen schmerzlos. Ich als Greenhorn mußte zusätzlich auch noch eine Dosis Mut mitbringen, denn eine unsichere Bewegung oder ein schlampiger Handgriff würde genügen und niemand würde mich vor dem Biß durch den Fuchs bewahren. Mit einem frischen Tannenast in der Linken, die Axt griffbereit in den Schnee gesteckt, so näherte ich mich, dabei Schuh für Schuh auf die Kette tretend, dem Tellereisen.

Der Fuchs fauchte natürlich und fletschte die Zähne. Das ist der Moment, in dem ich ihm den Tannenast vor die Schnauze halte. Wild verbeißt er sich daran. Nun faßte ich ihn blitzschnell mitsamt dem Ast im Gebiß an der Spitze der Schnauze mit der rechten Hand. Dabei fixierte ich seinen Körper zwischen meinen Unterschenkeln, drehte seinen Kopf einmal rundherum und das Füchselein war erlöst.

Gegerbt wurde der Balg wieder mit Salz und Alaun. Aus den Fuchsfellen fertigte ich schöne »Daniel-Boom-Hats«, das sind Fellmützen, bei denen der Schwanz des Tieres auf den Rücken baumelt. Die Kanadier waren wie wild auf diese Kopfbedeckungen! Unsere Bewacher, durchwegs Daddys von der »Home Guard«, wollten alle eine im Urlaub nach Hause bringen.

Für einen »Daniel-Boom-Hat« brauchte ich mich nicht einmal auf ein Tauschgeschäft einlassen denn sie zahlten, obwohl es streng ver-

boten war, in klingender Münze. Die Mützen waren schön anzusehen und gut zu tragen. Auch in der Ausfertigung standen sie einem Kürschnererzeugnis nicht nach.

Sie waren formschön, glatt vernäht und mit einem karierten Schottenstoff aus einem alten Hemd gefüttert. Wenn ich an der Stirnseite der Mütze auch noch den präparierten Kopf, die Augen waren durch bemalte Steine ersetzt, aufnähte und dazu über kreuz zwei vordere Läufe befestigte, wurde der »Daniel-Boom« selbstverständlich um etliche Dollar teurer. Dazu muß ich kurz bemerken, dass dieser Fellhut, nur ohne Schwanz im Nacken und aus einem ordinären Hasenbalg hergestellt, in der Heimat Ende Neunzehnhundertsechsvierzig seine Renaissance feierte. Nur waren es da die »Ami« der Besatzungsmacht, die dafür mit Zigaretten und Schokolade, der damaligen Währung, bezahlten. Das alte Hemd als Futterstoff wurde halt durch einen auffallend gefärbten, alten Vorhangstoff ersetzt.

An den langen Winterabenden war ich viel mit Sam beisammen. Er plauderte gerne von seinen Erlebnissen, wollte mir immer wieder etwas Neues lernen und erzählte mir letzten Endes immer wieder von seiner Heimat, seinem Finnland. Bei einem dieser Besuche sah ich in seiner Bude eine leere Ginflasche stehen. Ich bat ihn darum und er schenkte sie mir. Ich wollte Sam daraus ein Geschenk für Weihnachten basteln. Beim Anblick der Flasche erinnerte ich mich an Kurt, einen Seemann von Beruf, der mit mir in England war und auf einem Hilfskreuzer fuhr. In diese Flasche baue ich ein Segelschiff hinein und das schenke ich Sam. So, es wie mir Kurt damals schilderte, werde ich es machen.

Zuerst schmiedete ich einen langen Nagel aus, bog ihn leicht S-förmig und feilte eine Seite der zwei spatelförmigen Enden ein, sodass zum Bau eines Flaschenschiffes ein sehr brauchbares Werkzeug entstand. Dann besorgte ich mir Fensterkitt, füllte diesen in Form von dünnen Schlangen in die Flasche und drückte ihn mit meinem selbstgebastelten Werkzeug fest an den Boden der liegenden Flasche. Außer einer glatten Stelle, die aus einem Stück Holz bestand, drückte ich Wellen in den Kitt, die ich später blaugrün, grau und weiß, wie eben das Wasser gefärbt ist, anmalte. Mit selbstgebastelten Eckpinseln war das keine Kunst. Der Hintergrund, eine Landschaft bestehend aus Bergen, Tannenbäumen und einer Kirche



Das »Wunderflaschenschiff«.

– sie sollte Sams Heimatdorf darstellen – war weniger gut gelungen. Die Landschaft sah aus, wie wenn man betrunken ein Landschaftsbild der »Naiven Malerei« bestaunt.

Inzwischen arbeitete ich eifrig an dem »Mini-Segelboot«. Es war ungefähr fünf Zentimeter lang und hatte einen hohen Mast, ein großes weißes Segel in das ich oben eine goldene Sonne malte. Sonnen liebte Sam! Am Heck war die Leine, die über Topp, also über die Mastspitze zum Bug führte, schon fix angeschlagen. Am Bug allerdings wurde dieser weiße Zwirnfaden lose durch eine kleine Drahtöse geführt wo er lang herunter hing.

Nett sah das kleine Segelboot aus! Wenn man es bewegte, fiel das Großsegel so schön locker von back- nach steuerbord und umgekehrt. Nun mußte ich den Mast fast ganz durchschneiden und zurückbiegen. Hoffentlich bricht er dabei nicht ab. Das war nämlich das »Ei des Kulumbus«. An drei Stellen wurde nun Klebstoff aufgetragen und zwar: An der Unterseite des Schiffeins, an der Stelle wo der Mast eingeschnitten war und vorne am Bug, wo der Faden durch die Drahtöse lief. Zusammengefaltet führte ich den Segler mit einer Art Pinzette, ein zusammengebogener Draht, durch den Flaschenhals ein und klebte ihn auf dem kleinen Holzstück im Kitt fest. Dann zog ich mit dem Zwirn den Mast und somit auch das Großsegel in der Flasche drinnen hoch. Den Zwirn schnitt ich, als der Kleber fest genug war, mit einem Stückchen einer Rasierklinge, die an einem

Stäbchen befestigt war, ab. Das Wunderwerk war fertig und sah wirklich toll aus.

Zugestoppelt überreichte ich Sam das kleine Kunstwerk auf einem mit Moos bedeckten Brett am Heiligen Abend. Mein Gott – hatte der eine Freude damit! Zu Tränen gerührt, betrachtete er immer wieder das Wunderwerk in der Flasche und zwischendurch drückte er mir die Hände und nach langer Zeit wußte er immer noch nicht, an welchem Ehrenplatz er dieses Kleinod aufstellen sollte. Sam schenkte mir ein aus einer Feile hergestelltes Finnenmesser. Keine Gegenleistung. Er hatte mich damit genauso überrascht. Schön geschwungen hat er es ausgeschliffen und eine haltbare Scharfe aus einem alten Roßgeschirrleder fertigte er dazu. Das war ein Geschenk für mich, das mir riesige Freude bereitete.

Die Reaktion, die das Flaschenschiff bei Sam auslöste, brachte mich auf eine geniale Idee. Solche Kunstwerke müßten doch im näheren und weiteren Umkreis abzusetzen sein! Woher aber leere und passende Flaschen nehmen? Ja, die muß unser Indianer in der Town besorgen. Er war Beifahrer beim Pferdefuhrwerk, das vom Highway zum Camp herauffuhr und ein prima Bursche. Tatsächlich brachte er nach einigen Tagen schon einen Sack, gefüllt mit Flaschen, mit. Gleich machte ich mich an die Arbeit und bald lagen ein Dutzend dieser Flaschenschiffe auf Stapel. Den Hintergrund machte ich bei jedem ein wenig verschieden und ab und zu setzte ich auch noch ein kleines Beiboot in den Wellen aus Kitt aus. Sonst glich allerdings ein Kunstwerk dem anderen aufs Haar.

Jetzt konnte ich meine Schier gut gebrauchen. Den gefüllten Rucksack am Rücken, die Schier angeschnallt, so getarnt brach ich zu meinen »Geschäftsreisen« auf. Gewaltige Langläufe brachten mich zu weit entfernten Lagern, wo ich bescheiden meine »Wunderflaschen« anbot. Und die vereinsamten Menschen, sie kauften! Sie betrachteten und bestaunten die Flasche von allen Seiten und suchten nach dem doppelten Boden. Sie konnten sich nicht erklären, wie das große Schiff mit seinen weißen Segeln, durch das kleine Loch des Flaschenhalses in das Innere der Flasche kam. Sie bezahlten gut! Als ich ihnen auch noch mit einem Werbeslogan den Entschluß zum Kauf schmackhaft machte, mußte ich beinahe Wartezeiten für die Lieferungen einführen.

Die Leute arbeiteten oft ein halbes Jahr und länger wie die Schinder. Klar, wenn sie dann mit einem vollen Geldbeutel wieder in die Stadt kamen, führte sie ihr Weg unzweifelhaft zu schönen, zumindest schön geschminkten, Frauen. Genau darauf baute meine Werbestrategie auf: »So ein Wunderschiffchen mußt Du unbedingt dabei haben, wenn Du Chancen bei den Damen haben willst!«, sagte ich. Und wenn ich im Gespräch auch noch herausfand, wie die Dame seines Herzens hieß, nahm ich aus dem Rucksack Pinsel und Farbe, und schrieb den gewünschten Namen auf die Flasche. Der Freier freute sich kindlich und mir brachte das Geschäft um zwei Dollar mehr ein.

Nun ja, die ersten »Wunderflaschenspende« hatten ja Riesenerfolg. Als aber die Borde in den Saloons der Gegend mit Flaschenschiffchen überladen waren, hat es gar mancher, der es an Zahlung statt präsentierte, auf den Schädel bekommen.

So führten mich meine Langläufe weit im Land herum. Wohin ich in der Einsamkeit auch hin kam, brachte ich eine Neuigkeit mit. Die Menschen bewirteten mich alle und wunderten sich eigentlich nur darüber, woher so mitten in der Wildnis auf einmal ein Schifahrer herkam.

Morgen wird es lustig! »Tomorrow we are going for the horses!« verkündete mir mein Boss »Dirty Face«. Also morgen werden wir die Pferde unten am Highway abholen. Als wir anmarschiert kamen, standen sie schon da. Pferde mit riesengroßen Hufen und dicken Bäuchen. Sie kamen direkt aus der Prärie, wo sie den Sommer über weideten. Jetzt wurden sie eingefangen und an die Timberkompanien stückweise verliehen. Wir müssen sie führen, sagte der Boss, »It's an Order«, das ist befohlen worden. Man wollte offenbar verhindern, dass ein Prisoner auf einem »Ein-PS-Haferbugatti« das Weite sucht.

Die Tiere ließen sich gut führen, denn sie waren ja von der weiten Bahnfahrt, auf der sie niemand betreute, ganz matt. Für meine beiden hatte ich Brot und Zucker eingesteckt, wir waren gleich gute Freunde. Im Barn (Stall) wurden sie nach Farbe und Größe zusammengestellt. Als Letzte blieben zwei Pferde übrig, die scheinbar mit keinem anderen zusammenpaßten. Sam pedikürte ihre gewaltigen Hufe, verpaßte ihnen ein gutes Schuhwerk und dann wurden sie mit

Hafer und Kleie kräftig gefüttert. Schnell verloren sie ihren Heubauch.

Einige konnten allerdings das Kraftfutter nicht vertragen und bekamen Koliken. Doch da hatte unser Barnboss eine besondere Medizin zur Hand. Es war dunkelviolet gefärbter Spiritus, der dem Pferd eingetrichtert wurde. Bei manchen half es, jedoch einige Patienten überlebten diese Roßkur nicht.

Der Spiritus war übrigens nur deshalb so stark eingefärbt, weil ihn sonst die Kanadier selbst getrunken hätten. Mancher von ihnen griff sogar, wenn er einen »Moralischen« hatte, zu einem Fläschchen Rasierwasser um »high« zu werden. Der war dann tagelang nicht mehr ansprechbar.

Auch mir wurden zwei wunderschöne, schwarze Wallache zugeteilt. Noch betreute die Rösser der Barnboss. Ich selbst ging aber vom ersten Tag an in den Stall, um mich mit meinen beiden Rappen anzufreunden. Dort habe sie schön gestriegelt und gebürstet, dass ihr Fell zu glänzen anfang. Ganz breitbeinig stellten sie sich, so wohl tat ihnen meine Massage. Die Hufe schmierte ich den Pferden rundherum gut mit einem Fett ein, das meinte Sam, hält sie den Winter über gut bei Fuß. Prima standen sie nun da!

Jetzt darfs aber dann bald losgehen, sonst vertragen auch meine zwei »Freunde« das Futter bei dem vielen Nichtstun nicht mehr. Max, ein ehemaliger Heizer der deutschen Kriegsmarine, wurde mein Beifahrer. Von Pferden hatte er keine Ahnung! Ich glaube, er litt an Platzangst, wenn er in den Stall gehen mußte. Dafür hatte er oft bei technischen Schwierigkeiten, die beim Abfahren auftraten, gute Einfälle.

Gott sei Dank, morgen geht es los! Viele meiner Kameraden hatten schon Schwierigkeiten, bis sie die übermütigen Gäule vor die schweren Schlitten brachten. Am Vortag fuhr ein Raupenfahrzeug alle Wege und Strips ab, durch die heute die Rosse ihre Schlitten ziehen werden. Die Raupen preßten den Schnee fest zusammen, die Spur war über Nacht hart gefroren und auf diesem festen Boden sanken Pferde und Schlitten nicht ein. Du lieber Himmel, mußten die Pferde schwere Arbeit leisten! Da mußte der Lenker des Gespannes schon ein Herz für die Tiere haben, sonst mußten sie sich nochmal so arg schinden.



Das Holz wird abgefahren! Auf steilerem Gelände mussten sich die Rösser niedersetzen, um den schweren Schlitten ruhig halten zu können.

Mein Beifahrer, meine zwei Rappen und ich waren ein gut eingespieltes Quartett. Max hatte die Pferde nach einigen Tagen in sein Herz geschlossen. Ja, vorgestellt habe ich sie noch nicht. Sie kamen ja namenlos zu uns und so taufte ich den »handigen« auf den Namen Hans und den »sattligen« Moritz. Max konnte ich ihn nicht taufen denn so hieß ja mein Helfer.

Für die Pferde war es besonders schwer, den beladenen Schlitten von der Stelle wo geladen wurde anzurucken, weil die Kufen eingefroren waren. Da schlugen Max und ich gleichzeitig mit dem Haus der Axt kräftig gegen die Kufen. Durch die Prellung wurden sie gelockert und der Schlitten ließ sich leichter losreißen. Nach kurzer Lehrzeit war der Schlag für Hans und Moritz das Zeichen anzureißen und der Schlitten kam ins Gleiten.

An den schweren Schlitten waren weder Bremsen noch Tatzen zum Verlangsamten der Fahrt angebracht. Das mußten die Pferde alles mit ihrer Kraft und ihrem Gewicht meistern. Beim Beladen an besonders steilen Stellen des Strips konnten sie den Schlitten nur dadurch halten, dass sie sich auf den Hintern setzten und die Vorderbeine steif machten, um sich so gegen den nachschiebenden Schlitten zu stemmen. Dann ging es bergab! Der Schub war oft so gewaltig, dass die Pferde bei unebenem Gelände oder schanzenartigen Abbrüchen, bis zu fünf oder sechs Meter frei durch die Luft flogen. Da lag es am Können des Kutschers, dass sie nicht zu Sturz kamen.

Abends ging es müde und abgerackert zurück ins Camp. Die Pferde wurden abgespannt, unten am Fluß getränkt und bekamen erst nachher im Barn ihr Futter. An der Tränke konnte man die Tierfreunde von den Tierquälern sofort unterscheiden lernen. Da mußte man Geduld haben mit den abgearbeiteten Pferden, denn nur wenn man ihnen genug Zeit ließ zum Saufen, blieben sie stark und wohlgenährt. Ausreichend Wasser ist für ein Tier, das schwer arbeiten muß, äußerst wichtig. Zum Tränken war unten am Fluß ein langer Holztrog aufgestellt. Meistens mußte ich erst das Eis heraushacken, dass überhaupt Wasser im Trog Platz hatte.

Mit einem Eimer, der an einer Leine hing, holte man das Wasser aus dem Fluß, um damit den Wassertrog zu füllen. Das allein war aber vielen Lumberjacks schon zuviel Arbeit. Es mußte genug Wasser im Trog sein, denn zuerst steckten die durstigen Gäule einmal ihr Maul ins Wasser. Es war meist vollständig vereist und lange Eiszapfen hingen an ihren feinen Tasthaaren an ihren Lippen herab. Das tat ihnen gut, wenn sie ihre Schädel so genußvoll hin und her bewegten. Ich täschelte dabei den einen und anderen abwechselnd um sie zu beruhigen. Gleichsam als wollte ich ihnen sagen, dass sie

sich Zeit lassen sollten, sie haben sichs ja wirklich verdient. Erst, wenn sie selbst aufhörten zu saufen, brachte ich sie in den Stall.

Durch die Pferde blieb für eine andere Betätigung nicht mehr viel Zeit über. Jeden Abend ging ich noch einmal zu ihnen, schüttelte ihr Bett ein wenig auf und steckte noch jeden einen Leckerbissen unter die Nüstern. Am Sonntag striegelte ich meine zwei Freunde draußen im Freien, falls Schönwetter war. Meist bekamen sie auch ein rohes Ei. Herrlich, wie ihr schwarzes Fell dann wieder glänzte. Man merkte Ihnen die harte Arbeit kaum an, die sie zu leisten hatten.

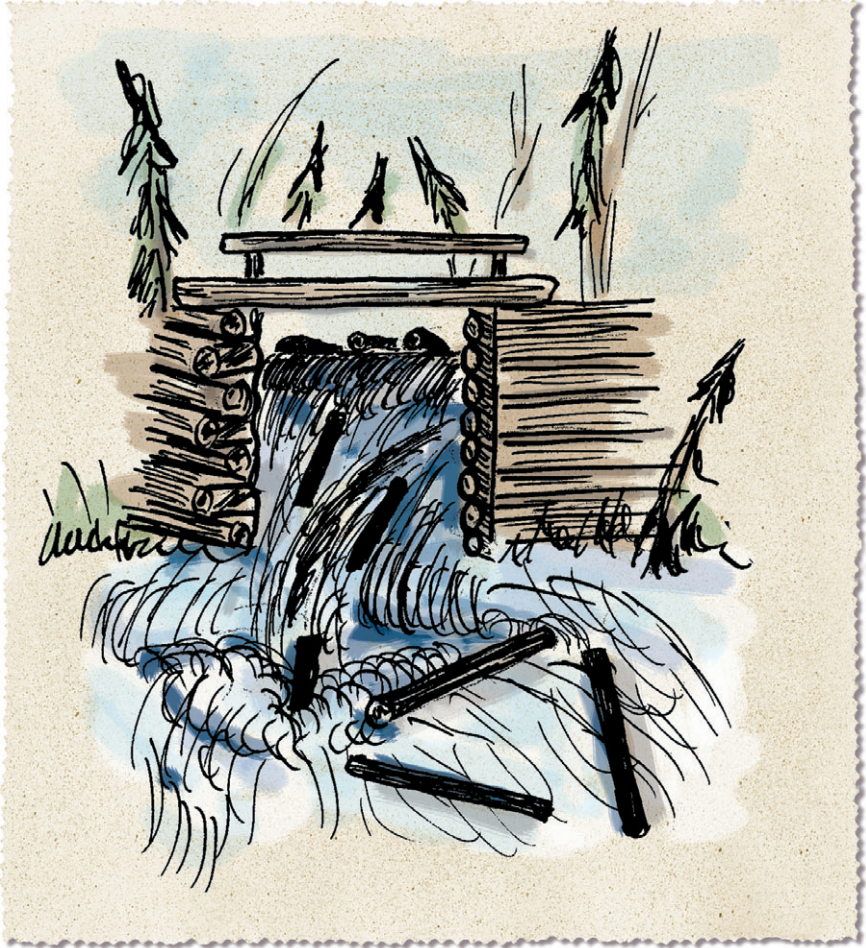
Die wirklichen Tierquäler, die, so komisch es sich auch anhört, zu Hause bei Tierschutzvereinen gewesen sein sollten, die, die den Pferden nach der harten Arbeit zu wenig Wasser in den Trog gaben und ihnen außerdem keine Zeit zum Saufen ließen, diese zweifelhaften Kerle sah man auch nie im Stall. Deren Rösser taten mir leid. Matt und traurig standen sie im Barn. Abgemagert und mit stumpfem, verklebten Fell, von geputzten Hufen konnten sie nur träumen. Ein Bild zum Erbarmen! Einige unter ihnen überlebten diese schwere Zeit nicht.

Mit Hans und Max hatte ich zwei gute Kameraden und als mit den letzten Schneeflecken auch die letzten Cords zum Fluß gebracht waren, hatten meine beiden Mohren ihre Schuldigkeit getan. Sam zog ihnen die Eisenschuhe wieder ab und so wie sie kamen, so haben wir sie auch wieder fortgeführt. Einige fehlten. Meine Freunde bekamen zum Abschied noch ein rohes Ei und einen Klaps auf die Kruppe.

Der alte »Dirty-Face« hat auch dieses Mal wieder recht behalten. Fast zur gleichen Zeit, als die letzten Ladungen unter Lebensgefahr für Mensch und Tier am brüchigen Eis des Flusses abgeladen war, setzte ein Wettersturz ein und über Nacht wurde es Frühling. Der warme Wind von Süden schmolz den Schnee im Nu. Die weißen Oberflächen der Seen färbten sich durch das Schmelzwasser dunkel und unzählige Rinnsale und Bäche flossen dem River zu. Die Leberblümchen müssen unter dem Schnee schon bereitgestanden sein, so schnell waren sie heraußen.

In einigen Tagen, sagte der Boss, ist es soweit, dann wird geflößt! Ich konnte mir noch nicht so recht vorstellen, wie das viele Holz abgefloßt werden sollte. Der Fluß war an einer schmalen Stelle

durch ein Wehr abgesperrt. Dort war ein breites Schleusentor eingebaut. Über Nacht füllte das Schmelzwasser den Stauraum bis zur Wehrkrone. Von den hohen Holzstapeln lösten sich ständig Stämme unter lautem Gepolter. Diese wiederum schlugen weitere los und trieben nun vorne im Stauraum. Das waren auch die ersten Stämme, die früh am Morgen beim Öffnen den Wehres, durch die Schleuse hinausschossen und die weite Flußreise antraten. Manches Mal löste sich über Nacht zuwenig Holz, dann half Jack mit Dynamit nach.



Durch diese Schleuse im Damm muß das Holz.



Der Rainbow-Fall ist verstopft.

Die Leute wurden entlang des Flusses postiert. Sie mußten darauf achten, dass sich kein Stamm in den Steinen verklemmte. In diesem Fall mußten sie das Bloch mit dem Flößerhaken wieder freimachen. Das Band aus Holz schob sich unaufhörlich dahin, solange der Wasservorrat im Staubecken reichte. Am späten Nachmittag war es dann soweit, dass das Wehr wieder geschlossen werden mußte.

Mein Posten war direkt oberhalb des Regenbogenfalls. Eine vertraute Gegend für mich. Dort hatte ich den »Boomtree« zu betätigen. Das waren zwei lange, starke Bäume, die mit einer Kette verbunden waren und die ich mit einer Kette quer über den Fluß ziehen konnte. Knut, ein Fachmann im Beseitigen von »Jackpots« war mein Partner. Unsere Aufgabe bestand darin, falls sich in der Schlucht die hinunterstürzenden Holzmengen verspießen sollten, diese wieder

frei zu bekommen. Dazu mußte ich, so schnell ich konnte, den Boomtree schließen, damit der Holzfluß gestoppt wurde. Anschließend nahm Knut das »Allheilmittel Dynamit« zur Hand, befestigte eine Zündschnur und sprengte den ganzen Wirrwarr einfach in die Luft. Interessant war, dass jede Sprengladung von ihm einen vollen Erfolg brachte. Ich öffnete die Sperre wieder und unaufhörlich stürzte sich das Band aus Holz wieder in die Tiefe, den Regenbogenfall hinunter.

Oft vergingen mehrere Tage, bis Knut und ich wieder in Aktion treten mußten. Die übrige Zeit verbrachten wir in unserer gut ausgebauten, winterfesten Flößerstation. Ich brachte Gewürze, Fett und verschiedene Beilagen mit, denn bei »Knut und Co.« gab es zu Mittag immer warme Küche. Fische verschiedenster Art wurden abwechslungsreich zubereitet, gebacken, gegrillt oder gekocht. Dazwischen wieder Geflügel wie zum Beispiel die »Dump-Hen«. Sie hat ihren Namen von den Indianern nicht umsonst bekommen. Sie ist wirklich taub und dumm. Trotz Gefahr bleibt sie tatsächlich so lange auf ihrem Ast sitzen und vertraut auf ihr Schutzgefieder, bis sie von dem runden Stein aus der Steinschleuder einen Volltreffer bekommt und betäubt herunterfällt. Sie stand auch mehrmals auf der Speisekarte.

Eines Tages schleppte Knut ein junges »Porkepine«, ein Stachelschwein, an. Das Tier wurde von einem ins Rollen geratenen Holzstapel so arg verletzt, dass er es töten mußte. Er nahm es mit, weil er glaubte, dass ich noch keines gesehen habe. Durch die Tatsache, dass in meinem Strip so ein Tier beheimatet war, kannte ich es aber sehr gut. Es nagte von den Föhren, den schönsten Bäumen im Strip, an den Gipfeln die Rinde ab. Das Tierchen richtete einen Schaden an den Bäumen an, die in der Folge abstarben und vom Borkenkäfer befallen wurden.

Das Stachelschwein ist in ganz Kanada geschützt und darf bei Strafe nicht gejagt werden. Wahrscheinlich ist das darauf zurückzuführen, dass, wie mir einmal ein Indianer sagte, das Fleisch des »Porkepines« auch ganz roh genießbar ist. Dadurch kann es also auch im Sommer, wenn im Busch kein Feuer gemacht werden darf, gegessen werden. Vielleicht haben sich die Trapper dieses Gesetz selbst auferlegt, denn außer zu einem vorzüglichen Braten ist das Tier nicht zu verwerten. Knut hatte noch nie Stachelschwein gese-

sen. Er sagte, er wolle mit dem »God dam pig« nichts zu tun haben. Das könne nur den Hunden die Schnauze zerstechen und sei sonst für nichts gut.

Auch mein »Rolf«, ein Irish-Setter, machte einmal Bekanntschaft mit einem Stachelschwein. Seine Lefzen waren gespickt mit abgebrochenen Stacheln des Porkepines. Ich mußte ihm die mit Widerhaken versehenen Stachelspitzen mit der Messerspitze herausoperieren sonst wäre mein Setter elend daran eingegangen. Schon wollte Knut es in weitem Bogen in den River werfen – da hielt ich ihn noch im richtigen Augenblick davon ab. »Knut«, sagte ich, »das Schweinchen belebt demnächst unseren Mittagstisch!«

Ebenfalls von einem Indianer wußte ich, dass dieses Tierchen, wenn es um seine Haut geht, ganz speziell behandelt sein will. Sticht man sich nämlich mit einem seiner dünnen Stacheln, so bricht dieser sofort ab. Die scharfe Spitze bleibt im Fleisch stecken, ruft eine sehr schmerzhafteste Entzündung hervor und eitert unter Bildung großer Beulen aus. Genauso darf auch beim Abziehen des Pigs kein Stachel mit seinem Fleisch in Berührung kommen. Um das zu verhindern wird es an den hinteren Füßen aufgehängt und sein Balg wird kreisrund von hinten nach vorne abgezogen. Damit hat man die Gewißheit, dass keine Stachelspitze mit dem köstlichen Fleisch in Berührung kommt. Gegrillt, als Fondue oder als Gulasch schmeckte es wirklich wunderbar.

Wunderbar war auch die Jahreszeit! Oft kam mir das geruhsame Leben wie ein Geschenk vor. Der Dienst am Boomtree war wie Urlaub, wie eine Belohnung für die harte Winterarbeit. Oft lag ich lange Zeit auf meiner selbstgebauten Liege, schaute den vorbeitreibenden Hölzern nach, träumte und grübelte über dies und jenes nach. Genau wie bei Sam, so landeten auch meine Gedanken am Schluss immer wieder in der Heimat.

Zu dieser Zeit standen deutsche Soldaten in allen Außenbezirken Europas und die wenigen Rückschläge waren in unseren Augen nicht von Bedeutung. Klar, dass die Gedanken zu den prächtigsten Luftschlössern führten. Nur das harte Aufschlagen des Timbers in der Schlucht, das sich ganz eigenartig anhörte und der laute Ruf von Knut, der langgezogen »Boomtree« schrie, rissen mich in die Gegenwart zurück. Schnell mußte ich den Holzstrom unterbrechen,

zu Knut laufen, ihm helfen den »Jackpot« zu klarieren – die Wirklichkeit war wieder um mich.

Am Shagfishriver haben wir unsere Schuldigkeit getan. Das Holz war geflößt und in der weiten Umgebung war alles kahlgeschlagen. Deshalb sollten wir bald in ein neues Lager kommen. Sam wußte noch nicht ob er mit uns geht. Er kannte natürlich die Gegend sehr gut, wo es sich befinden sollte. Wo ist Sam auch noch nicht gewesen? In Kanada überall. Mich lockte das Neue. Ich freute mich schon auf die kommende Lage und ihre Möglichkeiten.

Bald war es soweit. Zum Einpacken hatte ich jetzt schon mehr Habseligkeiten, der Seesack wurde ganz schön voll. Eigentlich war es ein kanadischer Rucksack, der außer den Schulterriemen noch einen dritten Lederriemen hatte, der über die Stirne führte und der es ermöglichte, durch eine stärkere Vorlage den Schädels und des Oberkörpers, die schmerzenden Schultern zu entlasten. Die Elchtrophäe schenkte ich Topper, einem netten Kerl von den Betreuern, der aus dem Dienst der Armee schied. Auch die Trophäe des »White-Tail-Deers« nahm er mit. Er freute sich riesig darüber!

Von den Schiern nahm ich nur die Backen und die Bindung mit, Schier selbst konnte ich mir jederzeit wieder neue fabrizieren. Hoffentlich untersucht unterwegs niemand meinen Rucksack! Was da alles gut in Unterwäsche und Bekleidung eingedreht, versteckt war. Mein Hirschfänger, die Steinschleuder, Blinker, Angeln und verschiedene Drähte und natürlich auch der lange Lederriemen aus Elchhaut. Ganz heiße Ware in meinem Gepäck waren die baren Dollars, von denen ich etliche mein Eigen nennen konnte. Die hatte ich in einer rollenförmigen Rasierseifenschachtel untergebracht, an deren Enden die Scheiben aus Rasierseife nur aufgesetzt waren. Diese Schachtel lag lose in meinem Waschutensilienbeutel, den ich stets in meiner Nähe behalten konnte. Das Versteck war gut.

WIR ÜBERSIEDELN AN DEN »LOOK-INTO-LAKE«

Das neue Domizil lag am »Look-into-Lake«, der, wie der Name schon sagt, ganz klares Wasser hat. Es lag dicht am Transcanadien-Highway, war also auch nicht ganz vom Verkehr abgeschlossen. Das Wasser des Sees war so rein, dass man bis auf den Grund sehen konnte. Und Fische waren da drinnen! Regenbogenforellen von bester Qualität und in jeder Größe. Der See war auch noch mit mehreren anderen Seen verbunden – ein El Dorado für meinen Forscherdrang.

Die kanadischen Bewacher und die Leute der Timber-Kompanie sind andere geworden, waren aber durchwegs alle wieder prima Kerle. Nur Clerk, der die Verwaltung über hatte, steckte mit unserem Lagerführer unter einer Decke und war nicht ganz koscher. Doch auch die Männer, die die Ansichten unseres deutschen Lagerführers nicht teilten, waren eine verschworene Gemeinschaft. Zu seinem Selbstschutz hatte er eine Art Boxergarde um sich geschart, die aber weiter nichts als eine leere Drohung war. Hat sich jedoch jemand nur ein einziges Mal von ihm unterjochen lassen, war er ein »armer Hund«, denn der Mensch war von Grund auf ein Sadist. Aber das nur so nebenbei. Nach Kriegsende wurde er sowieso seiner gerechten Strafe zugeführt. Er war eben ein anderer Mensch und konnte auch aus seiner Haut nicht heraus.

Das Lager war wieder sauber und sehr schön angelegt. Wenn auch kein Holzfällerbetrieb war, betreute ein Mann, Shorty hieß er, das ganze Areal. Er war Junggeselle und wohnte auch ständig im Lager. Das Gelände, in dem wir unsere Strips bekamen, war flacher und das Holz wurde nicht im Frühjahr geflößt, sondern im Winter mit Lastkraftwagen, an die Schlitten angehängt wurden, auf dem Highway zum Longlake transportiert. Von dort aus wurde es mit einen Dampfer innerhalb riesiger »Boomtreeschlingen« über den See geschleppt. Das Massenquartier, also unsere Schlafbaracke, sah aus wie in allen anderen Lagern. Wieder lagen wir in Stockbetten, diesmal allerdings zahlenmäßig noch mehr pro Baracke.

Scheußlich, wenn man nie für sich allein sein kann! Von jedem Einzelnen weiß man schon, wie seine Urgroßmutter väterlicherseits den Tod gefunden hat, oder dass der andere reiche Eltern haben

muß, allerdings nur seinen großen Sprüchen nach. Wenn man sieht, wie vergammelt er aussieht, glaubt man, dass seine Ziehmutter zehn Häuser hat – aber wohin sie geht um die Suppe zu holen. Mit einem Wort: »Es stinkt einen an!«

Warte erst einmal ab Pit, sagte ich mir. Kommt Zeit, kommt vielleicht auch noch ein kleines eigenes Häuschen! Der Busch war schön und das Holz, das wir schlagen mußten war gut und leicht zu bearbeiten. Sofort ging es wieder an die Arbeit. Bald fühlte ich mich wieder heimisch.

Auf meinem Weg zum Strip lag, ein wenig abseits, ein schönes Waldstück mit Bäumen von gleicher Stärke. Alle waren sie vom Boden auf zirka achtzehn bis zwanzig Zentimeter stark und verblieben so auf eine Länge von zirka fünf bis sechs Meter gleichmäßig. Oft machte ich einen Abstecher dorthin und jedes Mal sah ich mich schon im Geist ein Haus bauen. Der Anlaß dazu, um munter ans Werk zu gehen, fehlte mir noch. Auch die Lage war sehr günstig. Ich mußte nur ein kurzes Stück Busch roden und dann konnte ich das vor meinen geistigen Augen bereits fertige Haus, mit der Raupe zum Ufer des »Look-into-Lake« schleppen. Ja, das mache ich, nur weiß ich noch nicht wann.

Die Arbeitsbedingungen waren hier in diesem flachen Gelände leichter. Viel schneller hatte ich einen Cord fertig und bald hatte ich wieder einige auf der Bank. Auch mein neuer Boss war mit dieser Abmachung einverstanden. So hatte ich freizeitmäßig bald wieder einen Spielraum und konnte meine Erkundungsausflüge wieder aufnehmen.

Da geschah es! Da war der Anlass! In einer Entfernung von ca. zwanzig Meilen kam ich zu einem verlassenem Lager. Nein es war schon eher ein kleiner Ort. Klar, dass ich alle Häuser durchsuchte und dabei manch brauchbare Dinge fand. In einem Raum fand ich zu meinem Erstaunen ein noch tadelloses Linoleum am Fußboden aufgelegt. Mensch Pit, sagte ich mir, darüber wirst du deine Hütte bauen. An der Wand war auch noch ein Streifen Samt von herrlicher purpurroter Farbe als Verkleidung. Den sagte ich mir, nehme ich mit für meine Möbel.

Birkenholz und roter Samt – gottvoll! Gerollt und auf gebogenes Blech gebunden – so ging ich die Kostbarkeiten zum Camp zurück.

Gleich darauf begann ich, ganz im Geheimen, mit dem Bau meines Blockhauses. Nur William wußte davon, denn er half mir manchmal bei sehr schweren Handgriffen. Er meinte, es sei eine Arbeit umsonst, denn bevor meine Blockhütte fertig sei, ist bestimmt schon der Krieg gewonnen.

Auf ein festes, über Kreuz verzapftes Fundament aus starken Baumstämmen, die ich an einem Ende kufenförmig zuhackte, baute ich das Haus. Durch ein Bohrloch in der Kufe zog ich ein starkes Stahlseil. Im Grundriss der Hütte war eine kleine Nische für die Wasch- und Kochgelegenheit sowie ein zwölf Quadratmeter großer Wohnraum vorgesehen. So baute ich Lage um Lage auf. Jede Reihe wurde in sich mit Holznägeln verzapft, Tür- und Fensterstöcke bezog ich aus meinem Vorratsdepot, dem Geisterlager. Das flache Giebeldach fertigte ich besonders stabil und wasserdicht. Als Abschluß bedeckte ich es noch mit Rasenziegeln die bewirkten, dass es im Sommer kühl und im Winter warm in meiner guten Stube war.

Die Ritzen zwischen den Stämmen stopfte ich fest mit Moos aus und verkleidete die Innenwände mit Karton aus wasserfestem Pappendeckel, wie ihn die Verpackungsindustrie verwendete. Darauf klebte ich Zeitungen und als Tapete ein rauhes, weißes Papier. Wunderbar wie das Haus im Wald dastand! Eine Wucht war der Fußboden, das Linoleum machte sich ausgezeichnet. Auch die Birkenmöbel mit ihrer leuchtend roten Samtpolsterung sahen fantastisch aus.

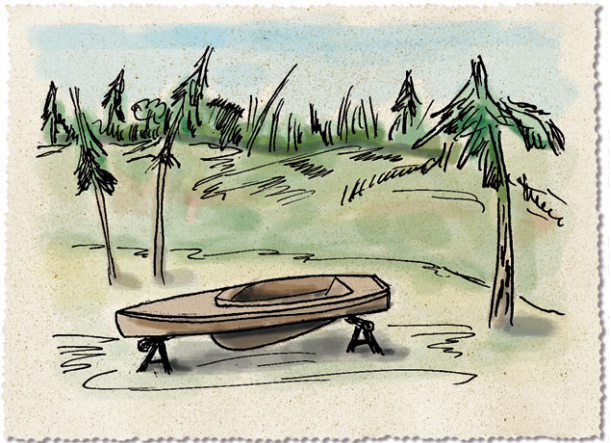
Nun war es soweit. Mit der Raupe und dem vorbereiteten Stahlseil zog ich das Fertighaus zu seinem Aufstellungsplatz am See. Einmalig passte es auf das vorgefertigte Fundament! Zu diesem Ereignis nahm ich Shorty mit. Ihm übergab ich symbolisch einen zweiten Schlüssel und vermachte ihm das Häuschen ab dem Zeitpunkt, wenn ich das Camp verlasse. Außerdem sei er bei mir immer willkommener Gast.

Shorty hatte die Aufgabe in der Zeit, wo ich bei der Arbeit oder nicht im Lager bin, darauf zu achten, dass das Haus nicht mutwillig beschädigt oder durch Brand zerstört wird. Shorty und alle, die bei dieser feierlichen Zeremonie dabei waren, kannten sich aus und jeder wusste, auf wen meine Worte gemünzt waren. Ein Anbau vor der Tür vervollständigte vorerst mein neues Heim. Dieser sollte nicht

nur den eisigen Wind abhalten, sondern diente auch als Garderobe und als Abstellraum für Werkzeug und Schier. Jetzt war mein neues Heim soweit fertig. An den beiden Fenstern befestigte ich noch Blumenkisten und eine Hundehütte stellte ich auch noch an der Südseite auf; denn einen Hund konnte ich mir jetzt als »Hausherr« halten.

Meine Freizeit innerhalb des Lagers verbrachte ich ab jetzt hauptsächlich in und um mein Haus. Der helle, freundliche Raum, die Ungestörtheit und die Ruhe war einfach himmlisch. Lebensfreude und Unternehmergeist wurden dadurch erneut angekurbelt und sofort legte ich ein neues Boot auf Stapel. Es sollte ein Allzweckboot werden, das breit auf dem Wasser liegt. Ausgerüstet wurde es mit zwei Riemen zum Rudern, einem Schwertkasten mit Schwert und der Möglichkeit, ein Groß- und Focksegel zu setzen. Prima ist es geworden! Nun konnte ich das Seeufer rundherum erforschen und von den Anlegestellen aus weite Streifzüge in den Busch unternehmen. Die an mehreren Stellen eingebauten verlöteten Keksdosen, die der Ersatz für Kentersäcke waren, sollten mich und mein Schiff samt Ausrüstung vor dem Untergang bewahren. Zur Ausrüstung gehörte immerhin Proviant, die Axt, Nägel, Draht, Fischzeug, Gewürze, Feuer, Tabak, Tee, eine Decke und eine Plane, mit der ich das Boot überdachen und dadurch das Schiff als Unterstand beziehungsweise als Schlafstelle benutzen konnte.

Eines Tages kam ich auch tatsächlich in einen schweren Sturm. Der Mast brach und das Boot lief voll. Die Keksdosen, die nun das Boot trugen, machten es mir möglich, das Schiff wieder zu lenzen, sodass ich das Ufer erreichen konnte. Bald war es wieder repariert und ich setzte die Heimfahrt mit



Das neue »Allroundschiff« auf Stapel.



*Mit der »Albatros« auf Probefahrt.
Trotz nötiger Verbesserungen lag das
Boot schon ganz gut im Wasser.*

gesetzten Segeln fort. Ohne Sicherheitsausrüstung hätte dieser Vorfall schlimm ausgehen können. So aber ging ich am nächsten Morgen wieder frohen Mutes an die Arbeit.

Seit einigen Wochen trage ich fast jeden Tag Küchenabfälle hinaus in den Wald, denn ganz in der Nähe meines Strips hat ein Bär sein Revier und dem bringe ich immer etwas mit. Es ist ein breiter Geländeabbruch, der in seinen Seitenwänden kleine Höhlen aufweist, wo Meister Petz haust. In einer dieser Einbuchtungen lege ich immer die Abfälle aus. Der Bär kommt jeden Tag pünktlich um die gleiche Stunde und lässt sich die Leckerbissen gut schmecken. Oft beobachtete ich ihn und führte ihn auch einmal William vor. Ein herrliches Schauspiel, dem Burschen zuzuschauen.

Im Geiste bereiteten wir uns aus seinen fleischlichen Überresten schon Bärensteaks, geräucherten Bärenschinken und dergleichen mehr zu. Aber den Burschen fangen, das schien uns ausgeschlossen. Den Brummer können wir ohne Schußwaffe nicht erledigen, ohne ihn zu quälen. William meinte, dass ihn einer unserer Betreuer schießen soll. Aber dazu war mir mein Kostgeher zu schade. Entweder ich fange ihn und kann ihn genau so schnell töten wie eine Kugel oder er soll weiterleben bis ihn sein Schicksal ereilt. An Altersschwäche, das weiß ich aus Erfahrung, stirbt er bestimmt nicht.

Im Strip vermehrte sich die Reihe der Corde mit jedem Tag. Viel Holz habe ich schon wieder gemacht und auf der Bank auch genügend Reserve, sodass ich an schönen Tagen wieder »Blaumachen« konnte. So traf ich auf einem meiner Streifzüge auf eine Indianersippe, die in diesem Reservat lebte. Sofort erinnerte ich mich an die Zigeuner, die ich in meiner Kindheit sah. Aber die Indianer hatten keine Planenwagen und Pferde. Ich war darüber bitter enttäuscht! Indianer und keine Mustangs!

Die »Albatros« mit dichten Schoten hart am Wind. Da ächzen die Spanten ordentlich!

Auf einer Lichtung standen drei Zelte, die schon mit vielen Flickern ausgebessert waren. Nebenbei waren zwei Pflöcke über kreuz in den Boden geschlagen, darauf lag ein langer

Tamarak-Baum. Eine alte, vergammelte Säge war über sein oberes Ende gehängt. Die Axt lehnte an einem Pflock des Andreaskreuzes. Wie ich erst später feststellen konnte, schneiden die Squaws, die bei der Sippe die ganze Arbeit machen mussten, immer nur so viel Holz vom Stamm ab, wie sie gerade benötigen. Sie kennen keinen Vorrat. Das wird wahrscheinlich mit ihrem Nomadenleben zu tun haben.

Von unserem Scaler wusste ich, dass es unhöflich gewesen wäre, hätte ich erst die Weiber begrüßt. Also hielt ich nach dem Senior der Sippe Ausschau. Ich begrüßte den »Alten Herrn«, der auf mich zuging, mit englisch-indianischem Slang, mit Handzeichen, einem Tip mit dem Finger gegen die Hutkrempe und mit Zigarettentabak sowie dem dazugehörigen Reispapier zum Drehen des »Smoks«. Erst später kam ich auch mit den übrigen Familienmitgliedern in Kontakt. Nach anfänglicher Scheu waren es besonders drei Kinder, die nicht mehr von meiner Seite weichen wollten. Kein Wunder, gab ich doch einer der Frauen Schokolade, die gleich die ganze Tafel an die Kleinen verteilte.

Furchterregend war eine alte Squaw anzusehen. Sie hatte unzählige Falten im Gesicht und kaute ununterbrochen mit ihrem zahnlosen Mund an einer Rehhaut. Unaufhörlich, Zentimeter um Zentimeter kaut sie die »Rohhaut« durch. Das gibt eine schöne Jacke sagte mir der Alte, wenn sie lange genug daran gekaut hat. Nach und nach wurde er sehr zutraulich und wir unterhielten uns schon prächtig.

Fürs erste Mal wollte ich nicht zu lange bleiben. Ich versprach aber wiederzukommen und sagte, dass ich Tabak für seine Pfeife sowie Benzin und Feuersteine für sein altes Feuerzeug mitbringen



werde. Das begeisterte ihn so, dass er mich bis zu meinem Schiff begleitete. Die Kleinen liefen auch mit, folgten aber in einem Respektabstand hinter dem Alten. Bei nächster Gelegenheit war ich wieder bei ihnen. Meine Mitbringsel überreichte ich dem »Boss« sehr feierlich. An die Kinder verteilte ich wieder Süßigkeiten.

Vor einem der Zelte lag, noch mit den Läufen an eine Tragestange gebunden, eine Elchkuh. Die hatte der Häuptling erlegt und aufgebroschen. Herbeischleppen und aufarbeiten ging ihn nichts mehr an, das war Sache der Weiber. Keine schlechte Arbeitsverteilung dachte ich mir. Scheinbar hatte er mit dem tödlichen Schuss, mit dem er das »Deer« erlegte, für lange Zeit sein Arbeitspensum erfüllt, denn heute war er unwahrscheinlich gesprächig.

Mit dem vor uns liegenden Elch als Kulisse, kam das Thema unwillkürlich auf die Jagd. Dabei war es unwahrscheinlich spannend, ihm zuzuhören. Bei manchen Ausdrücken kamen wir allerdings erst nach mehrmaliger Umschreibung und unter Zuhilfenahme von Händen und Füßen klar. Immerhin, damit war er in seinem absoluten Fachgebiet. Oftmals zitierte er seinen Großvater. Das müssen noch Zeiten in Kanada gewesen sein gegen heute! Was das Feuerwasser nicht umbringt, schwächt Vitaminmangel und Krankheit. Besonders Tuberkulose und Geschlechtskrankheit seien die größten Feinde seines dezimierten Volkes, meinte er nachdenklich.

Ich brachte ihn von seinen sentimentalischen Gedanken durch meine Fragen schnell wieder ab. Eigentlich wollte ich doch wissen, wie sein Opa einen Bären gefangen hätte; und zwar auf eine Art und Weise, dass er nicht in einer Grube oder sonst wie elendig zu Grunde gehen muss. Da leuchteten plötzlich seine Augen auf! Und wirklich, seine Auskunft beziehungsweise seine Antwort begann so: »Long long time ago ...« Vor langer, langer Zeit ... – und mit den Händen gestikulierend erklärte er mir, wie die Falle gebaut und betreut werden müsse. Ich erfuhr auch, dass der Bär nur im Spätherbst fett ist und ein prima Fell hat, dass man die Pfoten, um eine Prämie zu bekommen, beim Gouvernement abgeben kann und noch viele interessante Dinge mehr.

Mit Spannung und aufgeregt verfolgte ich seine Erzählung, die er langsam und betont vorbrachte. Im Geiste sah ich schon die Stelle,

an welcher mein »Kostgeher« kurz und schmerzlos in meiner Bärenfalle »Marke Indian 1800« sein Leben aushauchen soll. Schön war der Besuch und schnell verging die Zeit und ich musste wieder an die Heimfahrt denken. Die Verabschiedung war sehr herzlich und um viele Erfahrungen reicher machte ich mich auf den Weg.

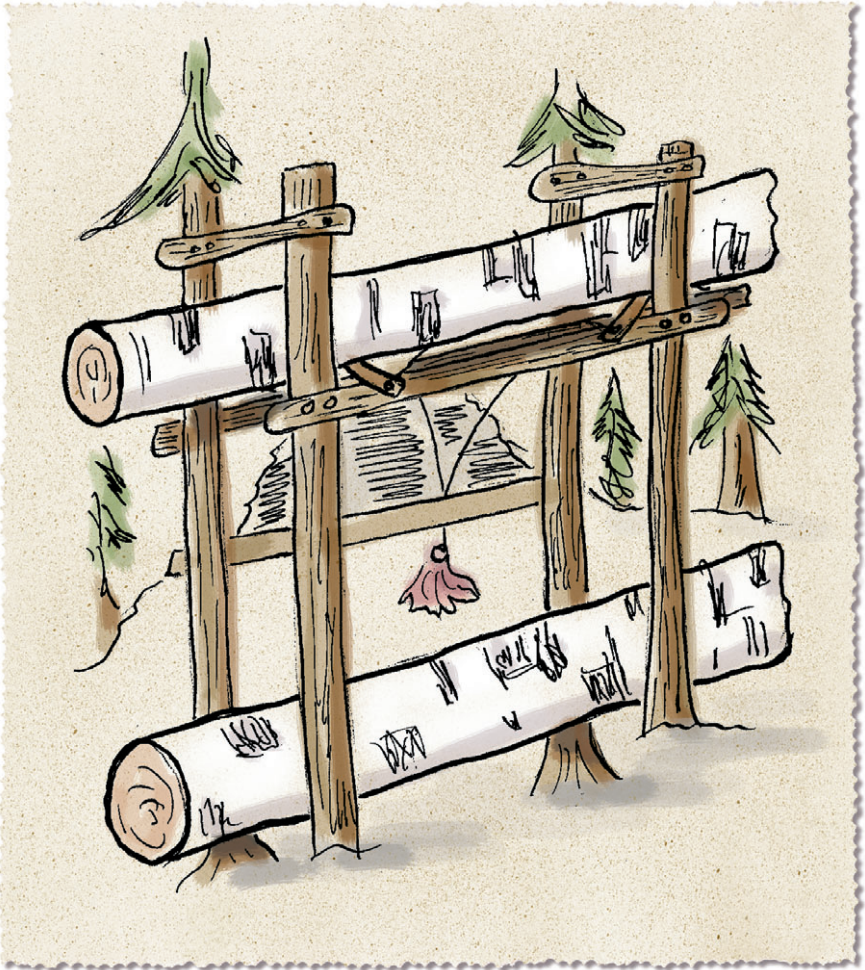
Herrliches Wetter war in diesen Tagen und ich nahm wieder einmal einen Cord von der Bank. Gleich am frühen Morgen werde ich mit dem Bau der Bärenfalle beginnen. William, dem ich von meinem Besuch bei den Indianern erzählte, war auch vollauf begeistert. Er wird gegen Mittag zu mir in den »Bärengraben«, so habe ich die Senke benannt, kommen und mir beim Transport der schweren Birkenblöcke helfen, die zum Bau der Bärenfalle notwendig sind.

Als hätte ich es schon vorher gewusst, legte ich den Abfall immer in den Eingang einer kleinen Höhle. Vielleicht weil ich glaubte, dass er da geschützter liegt oder von Meister Petz lieber angenommen wird. Auch zwei mittlere Fichtenbäume standen zufällig links und rechts der Höhle, genau so wie ich sie für mein Vorhaben brauchte. Parallel zu diesen lebenden Stehern befestigte ich jeweils einen abgesehenen Baum.

Dadurch entstand eine Führungsschiene, deren Streben zirka einen halben Meter auseinander waren. In etwa zwei Meter Höhe wurden sie mit zwei Querstangen verbunden. An diesen brachte ich den Auslösemechanismus an. Das ganze Gestell musste sehr stabil gebaut sein, denn es sollte ein schweres Bloch wochenlang tragen können. In der Höhle selbst verkeilte ich einen gesunden, starken Baumstamm seitlich am Felsen, der die Aufgabe einer Rolle hatte. Über ihn führte ein Drahtseil; »Modell Indian 1800« verwendete einen Lederriemen zur Betätigung der Auslösevorrichtung.

Ich war soweit fertig als William kam. Nun brauchten wir nur noch am Boden zwischen die beiden Führungen einen schweren Baumstamm legen und den zweiten, was viel schwieriger war, in der Höhe fixieren. Die Auslösevorrichtung werde ich erst später anbringen, damit, sollte durch Zufall jemand die Falle entdecken und in Unkenntnis der Lage daran ziehen, er sich nicht selbst richtet. Menschenskind, ist das ein Bauwerk geworden!

Die Wirkung der Falle konnten wir uns beide gut vorstellen. Wer es auch immer sei, dem dieses Gewicht, sollte er mit dem Bauch auf



Die Bärenfalle Marke »Indian 1800«

dem unteren Bloch liegen, auf den Rücken fällt, dessen Rückgrat wird schlagartig gebrochen und er ist auf der Stelle tot.

Von jetzt an bekam Petz jeden Tag regelmäßig gutes Futter und nach einigen Tagen schien ihn die neue Umgebung fast nicht mehr zu stören. In die Höhle ging der Bär beim Fressen nie, sondern er blieb immer mit den Hinterbeinen vor dem Bloch, das am Boden lag und holte sich mit den Vordertatzen die Leckerbissen zum Maul.

Dabei behagte es im sichtlich, mit seinem Bauch auf dem Birkenblock zu liegen. Den Rückzug, so glaubte er wahrscheinlich, habe er durch dieses Verhalten gesichert. Als ich ihn beobachtete war ich erstaunt, dass sich der Bär genau so verhielt, wie es mir der alte Indianer geschildert hatte. Klar, auf diesen überlieferten Beobachtungen der Verhaltensweisen beruhte auch das Prinzip der Falle. Ab jetzt brauchte ich nur mehr viel Geduld.

Am selben Abend brachte mir Shorty einen herrenlosen Hund aus der Stadt mit. Es war ein schöner Jagdhund. Ein »Irish Setter« von wunderschöner rotbrauner Färbung, prächtigen langen Haaren an Bauch und Läufen und einer buschigen Rute. Eine wahre Freude dieses herrliche Tier! Für meinen neuen Begleiter baute ich eine kleine Hütte an der windgeschützten Südseite meinen Häuschens, noch dazu mit Blick zum See. Selbstverständlich auch im Blockhausstil. Shorty meinte, ich sollte ihn nicht überfüttern, dann hätte ich lange einen treuen Freund. Zur Arbeit nahm ich ihn nie mit, denn er war ein so unruhiger Geist, dass man ihn im Busch nicht anhängen konnte. Klar, stundenlang hält es der bravste Hund nicht auf einem Fleck aus.

Streifte er jedoch mit mir durch die Wälder, war er ganz der Hühnerhund, zu dem er von Natur aus geschaffen war. Hatte er einmal ein Huhn ausgemacht, dann stand er auf drei Läufen wie in Bronze gegossen. Schädel, Rücken und Rute waren eine Gerade. Enttäuscht war er lediglich, wenn ich das Huhn dann aufscheuchte; er konnte nicht begreifen, dass ich es nicht aus sportlichen Ambitionen heraus tötete. Dann durchkämmte er die Umgebung und suchte und suchte. Vielleicht glaubte er den Schuß überhört zu haben und wollte so seine vermeintliche Unachtsamkeit wieder wett machen.

Nach intensiver Pflege wurde sein Fell wieder glänzend und ich hatte fast den Eindruck, dass er sich für mich und mein Heim verantwortlich fühlte. War das jedesmal eine stürmische Begrüßung, wenn ich von der Arbeit kam! Kaum ließ er mir Zeit zum Waschen und zum Umkleiden, um dann keinen Schritt mehr von meiner Seite zu weichen.

Auf dem abgeholzten Gelände sah man jetzt da und dort einen Tamarakbaum stehen. Das sind Bäume, die lange Jahre ohne Rinde im Freien standen und deren Stamm total ausgetrocknet ist. Das war

auch das Holz, das die Indianer im Zelt verwendeten. Es gab viel Wärme ab und verbrannte fast rauchlos. Selbstverständlich war dieser Tamarak auch bei den Kanadiern sehr begehrt, die es in ihren offenen Kaminen als Feuerholz verwendeten. Besonders zu Weihnachten fühlte sich jeder wohlhabend und reich, wenn er zu Hause Tamarak-Holz aufgeschlichtet hatte.

In meiner Freizeit schnitt ich diese Kostbarkeiten alle um und versteckte sie nahe der Hauptstraße, an der das Holz einmal auf Lastautos verladen werden sollte. Die neue Lage wird auch neue Möglichkeiten erbringen, davon war ich überzeugt. Das Holz war kienreich und unheimlich hart. Leicht konnte da die Schneide der Axt ausbrechen, wenn man beim Ankerben schlecht traf. Bestens getarnt lagen bald etliche Cords dieses kostbaren Holzes in meinen geheimen Depots.

Für mein gemütliches Häuschen habe ich einen prima Ofen erworben, auf dem man gut kochen und braten konnte. William war mein erster Gast, den ich zu gebackenem Fischfilet »Regenbogenforelle à la Look-into-Lake« einlud. Dazu wurde Kartoffelsalat und Feigenwein aus eigener Kellerei serviert. Die Fische aus dem klaren See sind ein ganz eigenes Kapitel. In dem Schattenstreifen unter meinem Bootsanlegesteg standen die Forellen wie Autos auf einem Parkplatz. Sie standen zu Dutzenden parallel nebeneinander und bewegten sich nicht von der Stelle. Freilich fütterte ich sie auch immer.

Manchmal kamen Amerikaner mit dem Wasserflugzeug zum Fischen. Da war meine große Zeit gekommen! Besonders dann, wenn deren Fang keine besonderen Exemplare beinhaltete, kam ich zum Zug. Mit einem dünnen Spier, an dem vorne ein ausgeschmiedeter, mit eingefeilten Widerhaken versehener Draht die Spitze bildete, spießte ich von oben einen Fisch an und führte ihn von den übrigen weg, wo ich ihn mit einem Käscher heraushob. Das konnte ich einige Male wiederholen, sowenig Notiz nahmen die anderen Fische von dem Vorgang.

Zum Verkauf bot ich sie anschließend in einer selbstgebastelten Birkenchwinge an. Diese legte ich mit breiten, saftig-grünen Blättern aus. Das Loch im Rücken der Fische habe ich mit dem Daumen nagel wieder zugestrichen. Manchmal ließ ich auch vor dem Verkauf

der Forellen einen alten Angelhaken in deren Kiefer stecken, was »sehr natürlich« aussah. Meine Fische konnte ich fast jedesmal verkaufen, manchmal auch die Birkenschwinge dazu. »OK – take it!« Freilich gegen einen Aufpreis und Zigaretten, die gab es im Busch nämlich nicht. Nur Tabak und Reispapier zum »Drehen« konnte man kaufen, weil damit die Kippe, zog man nicht immerwährend an, von alleine auslöschte.

Der Sommer verging wieder wie im Flug und ich hatte doch noch so viel Arbeit! Ein Paar Schier mußte ich mir unbedingt noch für den Winter machen! Jetzt war es wieder von großem Vorteil, daß ich in meiner Behausung so ungestört war. Der Herbst zog schon wieder ins Land. Große Flächen waren kahlgeschlagen und unheimlich viel Holz wartete darauf, abgefahren zu werden. Es wird nicht mehr lange dauern, dann kommen die Pferde wieder, dann ist wieder Christmastime und wieder ist ein Jahr um.

Triebhaft überfiel mich wieder einmal das Jagdfieber. Nachts spukte der Bär in meinen Gedanken und Träumen herum und so war es klar, dass ich meine Falle langsam scharf machen mußte. Ich befestigte das Drahtseil am Auslösemechanismus, führte es aber noch lose um das Rundholz. Die Sicherung des oberen Bloches konnte ich am letzten Tag auch noch entfernen, das wird Meister Petz nicht stutzig machen. Wenn es soweit ist, muß William dabei sein.

Am Sonntag wollten wir den Burschen packen, da ist nämlich früher als sonst Zählung. Mein Gott war der Bär jetzt ausgefressen und kugelrund! Sein tiefschwarzes Fell glänzte und der weiße Fleck am Hals sah aus, als käme er mit einer Serviette zum gedeckten Tisch. Wenn ich sein Schicksal nur im voraus wüßte? Ob ich das nächste Jahr noch hier sein werde? Nein bestimmt knallt ihn so ein Gelegenheitsjäger erbarmungslos seiner Tatzen wegen, für die er lumpige fünf Dollar bekommt, ab. Es wäre schon schade um das Fell und um den Bärenschinken, wenn er, seiner Tatzen entledigt, im Busch vergammeln müßte. Diese und ähnliche Gedanken beschäftigten mich, je näher der Sonntag herbeikam.

Bald brachen wir auf, William war mit, um rechtzeitig und ruhig auf unserem Anstand ansitzen zu können. Vorerst befestigte ich an dem Auslösezugseil noch einen in Sirup getauchten Jutefetzen. An dem mußte der Bär kräftig ziehen, damit er die Halterungen des



Meister Petz auf Ausguck.

Was ist das heute nur wieder für eine Fopperei. Der Tisch ist ja immer noch nicht gedeckt!

Fallblockes über seinem Körper auslöste. Auch die Sicherungen mußte ich noch durchschneiden. Wie einem zum Tode verurteilten Delinquenten habe ich auch ihm eine besonders leckere Henkersmahlzeit gerichtet. Er sollte vom lukullischen Mahl direkt in den Bärenhimmel überführt werden. Ein schöner Tod für ihn.

Hoffentlich ist er so konservativ und verändert nicht noch in letzter Stunde sein gewohntes Verhalten. Voll Spannung und höchst erregt, die Axt und den Hirschfänger neben mir, so warteten wir auf den Bären. Besonders Williams Poller (um nicht Birne zu sagen) glühte. Kein Wunder, er hörte von mir schon allerhand Geschichten, war aber beim Zuschnappen einer Falle noch nie persönlich dabei.

Da, er kommt! Und pünktlich ist er! Ob er schlauer ist als wir? Nein – arglos geht er unter die Guillotine! Er läßt auch dieses Mal seine Hinterläufe genau vor dem Unterlageblock. Ganz lang muß er sich nach dem in Sirup getauchten Fetzen strecken.

Schau, was tut er? Er setzt sich noch einmal auf und leckt an seinen Vorderpranken! Der Sirup ist vom Köder geronnen und Petz ist mit seinen Pfoten direkt in den süßen Honigersatz getreten. Schau, wie er schleckt! Man hört ihn bis zu unserem Hochstand her schmatzen. Jetzt legt er sich wieder lang ausgestreckt über den Opfertisch, so könnte man das Widerlager am Boden nennen. Plötzlich ein dumpfer Laut und ein einmaliges, tiefes Grunzen. Dann Stille. Ich sprang hinunter und lief zur Falle.

Wie vom Fausthieb eines Riesen getroffen, alle Viere von sich streckend, so lag der Bär am Boden. Schnell stieß ich ihm den scharfen Stahl, nahe seines linken Vorderbeines in die Brust. Das ausströmende Blut versiegte im moosigen Waldboden.

Gleich an Ort und Stelle brachen wir den Bären auf, zogen ihm das Fell ab und nahmen die Schinken und das Filetstück mit. Die

Überreste von Meister Petz sollten den Tisch seiner Mitbewohner des Waldes decken. Das Bärenfell schenkte ich einem kanadischen Betreuer, der immer sehr gut zu mir war. Er ließ das Fell in der Stadt gerben und den Schädel präparieren. Ein Geschenk für seine Schwiegertochter, die das Fell vor den Kamin legte. Vielleicht liegt er heute noch dort und ist dadurch der Nachwelt noch immer erhalten. Das Fleisch schmeckte im Fondue und als Steak ausgezeichnet und die eingesurten und geräucherten Schinken, die gerade zum Fest fertig waren, sind geschmacklich und in der Farbe großartig gelungen. Meine Besucher wußten diese »hochherrschaftliche Bewirtung« aber auch zu würdigen.

Um den Kadaver im Wald war ein richtiger Kampf entbrannt. Kojoten, Füchse und vieles andere Getier heulten nachts im Chor um die Wette. Die Stimmung unter den Tieren war mit den Schlachtfesten der Menschen vergleichbar. Dort ging es auch immer hoch her. Die Tiefkühltruhe hat dieses Schlemmen heutzutage weitgehend verdrängt. Von den Innereien, den besonderen Leckerbissen, hat auch der große Kolkrabe etwas abbekommen. Er hatte eine Stimme wie ein heiserer Esel und einen Schnabel, der so groß und scharf war wie ein mittleres Stilettmesser. Ich freute mich für ihn. Den Raben kannte ich gut, denn er saß ständig auf einem Tamarakbaum in meinem Strip, schaute mir bei der Arbeit zu und krächzte dann und wann. Erst wenn ich fort war, holte er sich seinen Anteil von meiner Jause, den ich für ihn jeden Tag am letzten Cord liegen ließ.

Zu dieser Zeit wurde mein Rolf verrückt. Wahrscheinlich lockte ihn das Heulen der Kojoten oder die Liebe. Er mußte fort und kam oft erst nach Tagen wieder zurück. Wie ein Heimkehrer unmittelbar nach einer verlorenen Schlacht, so sah auch Rolf aus, als er sich seines schlechten Benehmens bewußt, winselnd vor mich hinlegte. Gebissen und zerschunden am ganzen Körper. In seinen Augen hatte er einen vollkommen fremden Blick. Ich war ihm nicht böse. Er tat mir nur leid, weil er seinen Freiheitsdrang mit so vielen Blessuren bezahlen mußte, zum Ziel aber doch nicht kam. So pflegte ich ihn, so gut es eben ging, wieder gesund. Beim nächsten Vollmond war er aber wieder nicht zu halten. Von einem dieser Ausflüge kehrte er nicht mehr zurück.

Wie im Flug verging die Zeit und bald werden auch wieder die schönen Herbsttage vorbei sein. So ging ich noch einmal zum Geisterlager, um noch brauchbare Gegenstände abzumontieren und nach Hause ins Camp zu holen. Nur einen Hammer, dessen Stiel abgebrochen war, konnte ich noch finden

Am Heimweg kam ich an einem großen Moorsee vorbei, der mich zum Fischen einlud. Beim Auswerfen meines Blinkers hatte ich großes Glück, denn ein riesengroßer Hecht hat angebissen. Der Bursche war so gewaltig, dass ich ihn mitnahm obwohl er verdammt schwer war. Immer wieder mußte ich die Stange, an der ich ihn wie einen Barockvorhang befestigt hatte, von Hand zu Hand wechseln.

So ging ich in Richtung Highway und nahm mir vor, mit dem nächsten Fahrzeug das des Weges kommt und in Richtung Camp fährt, mitzufahren. Wie es so ist, wenn man auf etwas wartet, dann kommt es meistens anders als man denkt. So erging es auch mir. Ich hatte immerhin noch so weit zu laufen, wie von Golling nach Salzburg. Der Fisch wurde immer schwerer und weit und breit war kein Auto zu sehen.

Erst nach langer Zeit, jedoch gerade noch rechtzeitig bevor ich den Hecht wegwarf, sah ich am Rand der Straße, unmittelbar nach einer Biegung, einen Pkw stehen. Als ich ihn erreichte, war der Fahrer gerade dabei einen Reifen zu wechseln. Eine Dame und ein Mädchen meines Alters saßen neben dem Auto am Boden und richteten ein Picknick an. Ich grüßte freundlich und sagte »May I give You a hand, please?« »OK, boy!« sagte der Mann. Also half ich ihm, den Wagen wieder flott zu bekommen.

Ungläubig schauten die Leute einmal mich und dann wieder den Fisch an. Es war für sie unverständlich, dass ich ohne Fahrzeug in der Wildnis unterwegs war. Nach getaner Arbeit luden sie mich zur Jause ein. Als wir so gemütlich beisammen saßen, sagte ich ihnen, um die Spannung zu lösen, wer ich sei. Mein Gott, sind die erschrocken! Doch bald beruhigten sie sich wieder und der Fremde ließ eine zweite »Bottle« aufmachen.

Ich schenkte ihm den Hecht und er fragte mich allen Ernstes: »Pit will You come along with me to California?« Einen Burschen wie dich könnte ich auf meiner Obstplantage gebrauchen, meinte er. Mir wurde ganz warm ums Herz, angesichts der attraktiven Damen,

wobei sich die ältere als Tante und die jüngere als deren Nichte herausstellte. Du lieber Himmel war das eine Gewissensfrage! Nein, ich konnte mir selbst nicht untreu werden. Außerdem waren da meine paar Habseligkeiten, das Blockhaus und so plötzlich ein Deserteur zu werden, das konnte ich auch nicht übers Herz bringen.

Nach langen Zweifeln sagte ich dann doch »No thanks«. Ich konnte nicht so einfach alle Brücken hinter mir abbrechen. Da wendete der Amerikaner seinen Wagen und fuhr mich in die Nähe des Camps zurück. Noch einige Male sagte das liebe junge Ding zu mir: »Pit it's Your last chance, change Your mind and come with me, I love You and like You!« Ich konnte mich nicht entschließen mitzukommen. Lange winkten wir uns noch gegenseitig zu.

Im Lager deutete schon alles auf den kommenden Winter hin. Ein neuer Schmied ist auch schon angekommen. Zusammen mit einem zugeteilten Prisoner, einem Wagner von Beruf, brachte er die Schlitten in Ordnung. Drei, zirka fünf Kubikmeter Wasser fassende Tanks aus Holz, die auf Schlittenkufen aufgebaut waren, wurden auch überholt.

Shorty erklärte mir, dass damit der Highway mit Wasser gespritzt wird, damit eine dicke Eisdecke entsteht. Dann werden vom LKW der Company mit zwei nach unten gerichteten, scharfen Eisen Spurrinnen in das Eis geschnitten. In diesen Rinnen, die wie Schienen wirken, werden die am Lastkraftwagen angehängten Schlitten nachlaufen.

Bis zu drei vollbeladene Schlitten soll ein Lastkraftwagen, noch dazu ohne Schneeketten, auf der vereisten Fahrbahn hinter sich nachziehen. Nun, da bin ich schon gespannt, wie das funktionieren wird.

Der Highway wird vereist.

*Die Raupe mit dem
Schneepflug glättet die Straße.
Aus den angehängten
Wassertanks fließt Wasser auf
nachgezogene Jutetücher und
die Fahrbahn erstarrt sofort
zu Eis.*



William hat sich dem neuen Barnboss zuteilen lassen. Er ist sehr gerne bei den Pferden und kann mittlerweile auch sehr gut mit ihnen umgehen. Am nächsten Tag sollten die Pferde bereits ankommen. Sie sahen auch nicht anders aus als die letzten Pferde, die wir letzten Winter bekamen. Doch das gute Futter und die Kunst des Blacksmith machten ansehnliche Rösser aus ihnen.

Nach einigen Tagen erfuhren wir, dass die Pferde einer anderen Company gehörten und deshalb wieder zur Bahn gebracht werden müßten. Ob die Gäule wieder fort müssen sollte sich in Bälde entscheiden. Die Pferde waren schon zu Paaren zusammengestellt. Drei von ihnen haben das Futter nicht vertragen und lebten schon nicht mehr.

Im hintersten Winkel des Stalls standen zwei mittelgroße, sehr schöne und rassige Falben. Von William wußte ich, dass die beiden beißen und schlagen und sehr übermütig sind. »Wer die beiden Pferde die elf Meilen zur Bahnstation bringen muß, den beneide ich nicht!«, meinte William. Genau diese zwei Falben waren auch der Anlaß, dass ich mit dem neuen Schmied gut ins Gespräch kam und dass wir bald gute Freunde waren.

Vor dem Transport muß der Schmied die hinteren Eisen wieder herunterreißen, weil die Gäule so nicht verladen werden dürfen. In einigen Tagen werden sie zur Bahn gebracht. Als es soweit war, übernahm ich die zwei Gäule und brachte sie in die Schmiede, allerdings einen nach dem anderen, um ihnen die Eisen abnehmen zu lassen. Wie die stiegen und tänzelten. Doch auch sie waren zu bändigen. Wenn die zwei allerdings beisammen sind, wird es nicht so einfach sein.

Meinem guten Ruf und einer Wette mit Tom dem Blacksmith und William wegen, mußte ich die beiden bockigen Beißer zum Transport nach Geraldtown übernehmen. Dazu legte ich mir allerdings einen Plan zurecht, wonach ich überzeugt war, dass ich am Rücken der Pferde, also reitend, das Ziel erreichen werde.

Als es soweit war, hatte ich auch meine Hilfsmittel fertig. Sie bestanden aus einem breiten Gurt mit Schnallen, den ich beim Barnboss fand, aus zwei Stück Flacheisen, die ich provisorisch zu Steigbügeln bog und »Haywire« (Heudraht). In den Gurt, den ich dem »Sattligen« fest um den Körper schnallen werde, habe ich die

improvisierten Steigbügel eingebaut. Sie sollten mir beim Start mehr Halt verleihen. Den Rest mußte bei diesen wilden »Mustangs« der Heudraht fertig bringen.

Gut, nun kann es losgehen! Am Rand des Highways stand ein Mast, an dem bestimmt einmal ein Schild befestigt war. Dieser Mast wurde der Startblock für meine beiden Falben. Erst brachte ich das Reittier vom Barn herunter und hing es mit der Stirnfläche dicht an den Mast. Nun flocht ich durch die Ringe des Halfters, das ja jedes Pferd hatte, mit Heudraht eine Art Trense durch das Maul des Pferdes und befestigte daran ebenfalls aus Heudraht hergestellte Zügel. Dann legte ich ihm den Gurt an, womit er überhaupt nicht einverstanden war. Der Gaul schlug mit beiden Beinen zugeich aus. Da er aber mit dem Kopf fixiert war, gab er den Widerstand bald auf.

Als auch der Gurt fest saß, holte ich den zweiten »Burschen« herunter. Er stieg und wieherte wie ein Hengst, der zur Stute geführt wird und war kaum zu halten. Dem führte ich einseitig einen Heudraht-Zügel durch das Maul und zwar deshalb, weil ein Pferd, wenn es nicht fromm ist, ständig dem anderen im Lauf vor die Vorderhand tritt und dabei dieses zum Aufsteigen zwingt. Ich habe sie mit den Halftern lose aneinander gebunden und konnte den übermütigen Steiger immer fest am Heudraht zurückhalten.

Klar, dass die ersten Kilometer nicht angenehm sein können, wenn sie aber dann friedlich nebeneinander traben, merken sie von dem Heudraht nicht mehr viel. Zu der Ausrüstung kam jetzt noch eine ebenfalls aus Heudraht hergestellte Rute. Diese war auch nur für die erste Strecke vom Start weg wichtig. Mit ihr mußte ich abwechselnd den beiden fest auf die Ohren und auf ihr Hinterteil klopfen, damit sie ja nicht vergessen, so schnell wie möglich zu laufen. Wenn sie auch nur eine Sekunde Zeit haben und denken, sie könnten springen, dann habe ich verloren und liege im Sand. Um es gleich vorweg zu sagen: Alle, die es versuchten, diese ausgerasteten und aufgefütterten Pferde zu reiten, kamen zu Fuß am Bahnhof an.

Nun kann es losgehen! Der Barnboss, William und der Schmied, alle waren anwesend, um sich den einmaligen Start anzusehen. Alle waren gespannt, wie dieses Unternehmen wohl gestartet werden kann, glaubte doch keiner, dass ich auf dem Biest überhaupt zu Sitzen kommen werde. Das hätte ich geschafft. Nun ging's weiter.

Wenn auf mein Zeichen William den Knoten löst, wodurch der Kopf meines Reittiers frei wird, dann müssen meine Starthelfer mit langen Stöcken fest auf die Hinterteile der Gäule klopfen, damit Roß und Reiter genug Starthilfe haben.

Zugleich setzte auch ich mit meiner Anfeuerungsmethode ein und dahin gings, als ob der Teufel hinter uns dreien her wäre. Den »Handigen« hielt ich dabei so stark zurück, dass er keine Möglichkeit hatte sich quer zu stellen. Mensch war das ein scharfer Galopp! Nach einigen Meilen dampften sie und der Schaum flockte aus ihren Mäulern und von ihren Lenden. Bald danach gingen sie in einen angenehmen Trab über. Sie wurden ruhig und auch der widerspenstige Freie dachte nicht mehr ans Bocken, sondern lief sittsam und ohne Zug am Heudraht nebenbei her.

Reitend erreichte ich die Koppel am Bahnhof. Ich schirrte meine Falben ab, gab ihnen Heu und ging in das nahegelegenen Bier-Pub auf einen kühlen Trunk. Das hatte ich mir redlich verdient. Nach längerer Zeit kamen zwei unserer kanadischen Begleiter im Lokal an. Sie fuhren mit dem Jeep zur Station. Da sie aber die ersten »Geher«, von denen jeder zwei bockige Pferde führte, noch so weit weg wußten, kauften auch sie sich noch schnell einen Drink.

Oh Gott, wie sich die beiden über die schlechten Reiter lustig machten! Einer wollte mir an der Theke unbedingt erzählen, welch schwierigen Auftrag sie beide heute auszuführen hätten. Einen gefährlichen Auftrag obendrein! Die »Germans« bringen heute die verwechselten Pferde zur Station und die müßten sie bewachen. »Ach«, sagte ich, »diese »Germans« möchte ich auch gerne einmal sehen, so Submariners and so!« »Ausgeschlossen!«, sagte da der Alte, »die sind viel zu gefährlich!« »Kommt«, sagte ich, »trinkt noch ein Glas auf mein Wohl, aber zeigt mir bitte die ‚Germans‘!« »Nein unmöglich, also ganz ausgeschlossen!« Da sagte ich ihnen, dass auch ich einer sei und dass meine Pferde schon in der Koppel stünden!

Da freute er sich, schlug mir brüderlich auf die Schulter und rief: »You are a God dam son of a gun – have another drink«! Und so tranken wir noch einige Gläser leer und ich hatte unter den neuen Betreuern auch schon wieder einige gute Freunde. Anschließend gingen wir gemeinsam zur Station und lange Zeit nachher kamen erst die letzten Männer mit ihren Pferden an. Einige zogen die Gäule

den halben Weg, die anderen wurden von den Gäulen gezogen. Angeritten, also hoch zu Roß wie man so sagt, kam keiner von ihnen.

Als endlich alle vollzählig waren, wurden die Pferde verladen. Die frommen Tiere gingen ohne Schwierigkeiten den Niedergang, der beiderseits abgeplankt war, hinauf und in den Waggon hinein. Angebunden wurden sie ja nicht. Meine zwei Falben und ein mächtiger Schimmel blieben übrig. Die waren nicht in den Waggon zu bringen! Endlich schoß wieder einer der drei unter den Hieben der Männer, die beiderseits der Rampe standen und mit Heudrahtruten auf sie einschlugen, zur offenen Waggontür hinauf. Vom Waggoninneren schauten aber die Hinterteile von widerspenstigen Kollegen heraus, die ihre Hufe dem Ankömmling entgegenfeuerten. Nur mit Todesverachtung konnte sich der letzte Gaul gegen die zurückfunkenden Hinterhaxen werfen und, wie sich die letzte Sardine in die Dose zwängen muß, so mußte sich der letzte Gaul zwischen die Leiber seiner Vorgänger werfen und sich dazwischen klemmen. Schnell wurde eine Eisenstange vorgeschoben und die Tiere waren versandbereit. Unterwegs zu ihrem neuen Bestimmungsort werden sie sicher nicht betreut worden sein.

Die Freundschaft mit meinen zwei kanadischen Betreuern trug die ersten Früchte. Ich durfte mit ihnen die Strecke zurück ins Camp im Jeep mitfahren.

Neue Pferde kamen. Es begann zu schneien und über Nacht war es Winter geworden. Mit dem Abfahren fingen wir an, sobald der Highway mit dem Wasserwagen präpariert und die Spurrinnen eingeschnitten waren.

Diesen Winter hatte ich allerdhand verschiedene Aufgaben zu erledigen. Ich arbeitete dort, wo ich gerade gebraucht wurde. Vom Verladen im Strip bis zur »Landing« am See, wo abgeladen wurde. Oft fuhr ich auch als Beifahrer auf einem der Trucks mit.



Die Spurrinne in der vereisten Straße.

Da traf ich in der Stadt einen alten Bekannten. Er hieß auch Frank und arbeitete gewöhnlich im Busch. »Mensch«, sagte ich zu Frank, »nun ist die Stunde deines Lebens gekommen. Die Company braucht dringend noch einige Lastwagen mit Fahrer. Besorge Dir so ein altes Vehikel und fange an zu fahren, oder willst Du dein Leben lang ein „Lumberjack“ bleiben?«. Auch das Geschäft mit meinen versteckten Tamaraks machte ich ihm sehr schmackhaft und ich beteiligte ihn schon im voraus »fifty to fifty«.

Tatsächlich fiel mein Reden auf fruchtbaren Boden und Frank kam mit einem alten Ford an. Er durfte auch sofort fahren und es war kaum zu glauben; als »Jungunternehmer« war er gleich ein ganz anderer Mensch. Meinerseits hatte er den Auftrag, für mein Holz in der Town verschwiegene, gut zahlende Abnehmer zu suchen. Er fand sie. Nachts verluden wir dann den Tamarak auf seinen Laster und fuhren in die Stadt.

Der erste Kunde war gleich ein biederer Schulmeister, der einen Cord geliefert bekam. Die Nacht war frostig und sternenklar. Keiner von uns beiden hatte daran gedacht, dass das eigenartige Klingen, das beim Abladen des harten Holzes ertönte, weithin zu hören war und sich in den Ohren der Kanadier wie das »Leuten von Weihnachtsglocken« anhörte.

Kein Wunder war, als wir bei den Leuten in der guten Stube bei einem Drink saßen und unser Honorar kassierten, dass bereits drei weitere Interessenten da waren, von denen ich Aufträge entgegennehmen mußte.

Auch der »Sheriff« der Stadt war unter den Anwärtern. Er war ein besonders leidenschaftlicher Verehrer des Tamaraks »around Christmastime« und so mußten wir auch ihm einen Cord von diesem edlen Brennmaterial zukommen lassen. »Jesus Christ«, was ging uns beiden der Hintern, als wir dem Polizeichef unser Holz lieferten. Aber es ist alles gut gegangen. Ich glaube auch, dass der Sheriff über die Herkunft des Holzes Bescheid wußte. Nur weil er auch einer von den Glücklichen war, die von uns beliefert wurden, wird er den Unwissenden gespielt haben.

Bei dieser Gelegenheit ging ich eines Abends mit Frank in den »Drugstore«, zur damaligen Zeit ein Vorläufer des heutigen Supermarkts. Dort konnte man wirklich fast alles kaufen. Von

Hufnägeln, Proviant und Werkzeugen angefangen, bis hin zu falschen Zähnen. Ja wirklich – man konnte ganz billige Zahnprothesen erstehen. Ich mußte richtig lachen, als ich das erste Mal den flachen Korb sah, in dem die Gebisse lagen und mehr oder weniger einladend zum Kauf angeboten wurden. Heute kann ich das begreifen, denn die meisten Menschen die im kanadischen Busch arbeiteten, hatten oft schon mit dreißig Jahren keinen eigenen Zahn mehr im Mund. Aus diesem Korb heraus konnte man die Ober- und Unterkieferprothesen einzeln durchprobieren. Ein Paar um nicht gleich »Humanic« zu sagen, paßt immer!

In diesem Geschäft entdeckte ich bunte Kartons, auf denen die heilige Familie mit Ochs und Esel aufgedruckt und durchgestanzt war. Man brauchte die sehr nett gemachten Figuren nur durchdrücken, den vorgezeichneten Linien entlang falten, und ein nettes »Weihnachtskripperl« war fertig. Glühbirnen und Taschenlampenbatterien gab es ebenfalls zu kaufen. Durch den Tamarak-Deal hatte ich genug Geld in der Tasche, so konnte ich in neue Geschäftsfelder, die mir großartig vorkamen, leicht einige Dollar investieren.

Von diesen Ausschneidebögen kaufte ich gleich zwei Dutzend; ebenfalls die Batterien und die Glühbirnen dazu. Ich werde die Figuren schön auf ein mit Moos bedecktes Brett montieren. Mit Hilfe eines Blechplättchens als Schalter beleuchtete ich die »Heilige Familie« und vor die Krippe stellte ich noch eine kleine Säge oder Axt, die Arbeitsgeräte meiner Kunden.

Das muß ein Geschäft werden! In meinem Wohnzimmer konnte ich ja nun ungestört arbeiten und schon am nächsten Tag war ein Prototyp fertig. Durch das aufgelegte Moos und einen Tannenzweig als Baum, sowie der Axt und der Säge sah das Kripperl so lieb aus, dass ich es Shorty zu Weihnachten schenken werde.

Serienmäßig waren bald zehn Krippen fertig und ich begab mich in der Vorweihnachtszeit, also so lange der »Weizen schnittreif« war, mit meinen Schiern auf Verkaufstour. Meine Bastelarbeiten brachten einen »Bomben-Erfolg«! Diese einfachen Menschen waren fasziniert von dem tief in Moos eingebetteten Stall von Bethlehem. Jeden begeisterte die Axt und die Säge und alle waren sie entzückt davon, dass durch das Verschieben eines kleinen Blechstreifens alles in Licht getaucht wurde.



Frank hatte schwer geladen.

Meine Kunden fanden so große Freude an den Weihnachtskrippen, dass sie mir zusätzlich zum Verkaufspreis noch ein fürstliches Trinkgeld gaben. So etwas war noch nie da, erklärten die älteren unter ihnen! Sie konnten sich nicht satt sehen an der beleuchteten Krippe.

Insgesamt habe ich dreiundzwanzig dieser Kleinode verkauft und jedem der neuen Besitzer eine wahre Weihnachtsfreude damit bereitet. Ich war aber auch sehr zufrieden mit mir selbst. Nicht allein deshalb, weil ich für meine Idee gut entlohnt wurde, sondern weil ich in meinem Innersten das Gefühl hatte, diesen einsamen Menschen wirkliche Freude bereitet zu haben. Es schien, als würden die Lämpchen hinter den Tieren im angedeuteten Stall, auch in den Herzen der Leute das Licht der Freude und Liebe entzünden, das diese Menschen in der Zeit des Advents mit den langen und kalten Abenden im Dezember besonders gut gebrauchen konnten.

Das Abfahren des Holzes war nun in vollem Gang. Der Highway war bestens präpariert. Mit einem Kran wurde das Holz von den

Schlitten auf die Lastkraftwagen verladen. Des öfteren schlugen dabei die Federn des Lkw nach unten durch. Dann wurde der beladene Wagen einfach an seiner Brücke mit dem Kran wieder aufgehoben und zwei Rundhölzer untergeschoben.

An den Motorwagen wurden drei vollbeladene Schlitten angehängt. Mit einer Raupe bekam der Zug einen Schups als Starthilfe und dahin ging die Fahrt. Ohne Schneeketten an den Rädern, nur durch den riesigen Anpressdruck der Reifen geführt, raste der Schleppzug der Verladestation am See zu. Dabei war im Verlauf der Straße eine kleine Steigung zu überwinden. Diese mußte mit viel Schwung angefahren werden, dann kam der Zug problemlos über die Hürde!

Schleuderte jedoch einer der Schlitten oder trat sonst eine Komplikation auf, dann Gnade Gott, dann gings verkehrt mit dem ganzen Zug zurück. Aber nur ganz kurze Zeit, denn Schlitten und Lastkraftwagen wurden bergab immer schneller. Im Nu sprang ein Schlitten aus der Spur, stellte sich quer und die ganze Fuhr ging in Trümmer.

Rasch wurden die Überreste an ein seitlich der Straße ausgelegtes Drahtseil gehängt und eine Winde zog den Trümmerhaufen von der Fahrbahn. Die Spur mußte sehr schnell wieder gefegt und von den Holzstücken geräumt werden, denn in der Ferne rollte schon der nächste Holzzug auf Rädern und Kufen mit vollem Schwung der Steigung entgegen.

Der Posten beim Aufräumkommando war sehr lukrativ, weil die »Truckdriver«, die alle im Akkord fuhren, ein schnelles Team schätzten und zu belohnen wußten.

Ja, das hätte ich beinahe vergessen zu erzählen. Mein Heim ist in der Zwischenzeit durch einen Saunaraum und eine Warmwasseranlage ergänzt worden. Der Aufwand war finanziell tragbar, weil er gleich Null war. Ich baute eine niedere Blockhütte mit einer Eingangstür und einem Fenster. Die Ausstattung bestand aus zwei leeren Zweihundert-Liter-Fässern, einigen Flanschen und einem alten Ofenrohr.

Im Inneren des Baues, der ganz mit Erde überdeckt und bewachsen war, hatte ich im Fußboden ein Feld ausgespart und mit Steinen planiert. Darauf lag eines der Fässer, welches ein Ofentürl und einen

Rauchabzug hatte. Am Boden waren große Steine eingefüllt, damit es stabil lag und nach unten nicht durchbrennen konnte. Anschließend habe ich den Saunaofen komplett mit Steinen überdeckt.

Durch den Oberteil des Innenraums führte ein U-förmiges Rohr durch das Fass, das als Heizschlange diente. Das Rohr war mit dem zweiten Fass verbunden, welches daneben stand und oben offen war. Eine Seite der Heizschlange war zirka zehn Zentimeter über dem Boden des Fasses angeflanscht, das andere Ende des Rohres führte oben in das Fass zurück.

Der Kreislauf des sich erwärmenden Wassers konnte beginnen. Kaltes Wasser vom unteren Rohr floß zu, um oben als warmes Wasser wieder in das Fass zurückzuzießen.

Auf den heißen Steinen über dem Ofen konnte man einen wunderbaren Aufguss zelebrieren. Zum Abkühlen sprang ich entweder in den See oder wälzte mich im Schnee. Die Anlage war äußerst krisenfest gebaut und würde auch heute nicht von einem Konflikt zwischen Amerika und Rußland, beziehungsweise unter einer Energiekrise zu leiden haben.

Meine weiten Streifzüge waren aber nicht nur schön und aufregend, sie waren auch nicht ganz ungefährlich. Wem wird man begegnen, wie wird man aufgenommen? Das war jedesmal ein großes Risiko. Leicht hätte jemand darunter sein können, der sich den Judaslohn für die Gefangennahme eines »German-Prisoner« verdienen wollte.

Es waren fast alle Nationen im Busch vertreten. Im Zivilcamp, wo ich nun schon etliche Male zu Besuch war, arbeiteten dreihundert Lumberjacks. Das war schon eine Aufgabe, diese Gesellschaft aus Russen, Dänen, Schweden, Finnen, Norwegern, Ungarn, Rumänen und so weiter klaglos zu führen.

Besonders im Speisesaal herrschte eiserne Disziplin. Die rauen Gesellen wurden von hübschen Mädchen bedient. Die »Cookys« hatten blütenweiße Kleider mit zarten Streifen in Vergißmeinnicht-Blau. Äußerst gepflegt und mit einer tollen Masche im seidig glänzenden Haar, so liefen die zarten knusprigen Dinger zwischen den Tischen der Männer frei herum.

Keiner sprach ein Wort. Nur durch Kopfnicken oder einen lieben Augenaufschlag konnte sich einer mit ihnen verständigen. Ein Klaps



Die Schlitten werden an der Länding entladen und zu riesigen Holzbergen aufgetürmt.

mit der Hand auf den Popo einer dieser Mädels hätte für den Täter schlimme Folgen haben können. Er wäre bestimmt von seinen eifersüchtigen Kollegen geprügelt worden.

Eine der »Cookys«, eine liebe, kleine Brünnette sah mich recht gerne. Ihr verdanke ich es auch, dass ich heute noch alle meine Knochen habe. Sie warnte mich rechtzeitig davor, dass einige Polen und Tschechen herausgefunden haben, dass ich ein »German-Prisoner« war. Da mußte ich auf der Stelle durch den tiefen Schnee mein Heil in der Flucht suchen. Schier kannten meine Verfolger zum Glück für mich nicht und mit ihren Schneeschuhen konnten sie mir nicht so schnell folgen.

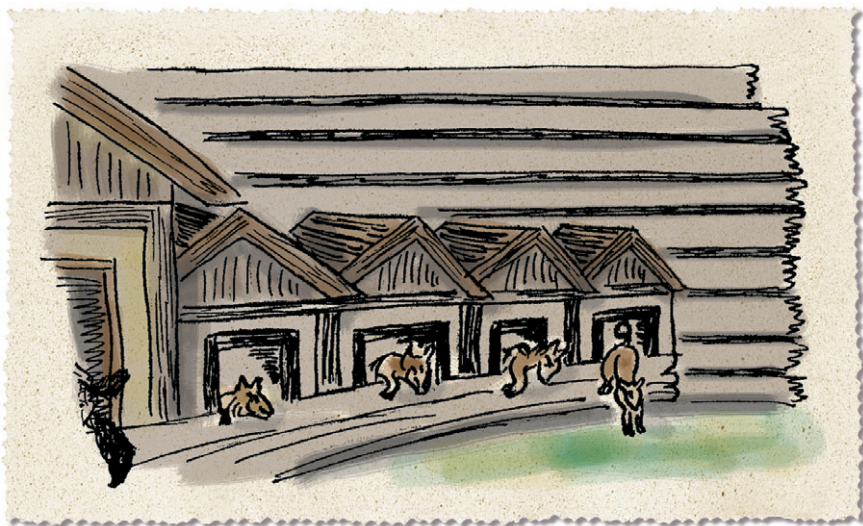
Tag für Tag ging die Arbeit weiter. Riesige Holzberge stapelten sich an der Verladestelle am See. Mit Hochdruck mußten die Truckdriver mit ihren schwer überladenen Wagen fahren, denn bald wird sich der Frühling einstellen.

An einem dieser Spätwintertage lief mir eine herrenlose Huskyhündin zu. Sie war schon kugelrund und sah Mutterfreuden entge-

gen. Ihr Hunger war riesengroß und daher war sie für mein Jausenbrot, das ich ihr gab, sehr dankbar. Sie schaute mich mit ihren treuen Augen so lieb an, als wollte sie sagen: »Nimm mich bitte mit und ich schenke dir obendrein noch ein paar junge Huskys. Und wenn meine Kinder groß sind, dann spannst du uns vor einen Schlitten und wir fahren dich im kommenden Winter mit Hurra durchs weite Land.«

So oder so ähnlich werden sich unsere Gedanken getroffen haben. Jedenfalls war es Liebe auf den ersten Blick und meine neue Freundin wich nicht mehr von meiner Seite.

Eine Hundehütte hatte ich ja schon und wenn Shorty die Patronanz dafür übernimmt? Warum soll es der arme Hund bei mir nicht besser haben? Nach reiflicher Überlegung und drei Tagen seines Treuebeweises sowie der Zustimmung von Shorty nahm ich »Daisy«, so taufte sie Frank, mit. Sie fühlte sich sofort heimisch und ich konnte mich des Vergleiches nicht erwehren, dass »Daisy« mit ihrem neuen Heim ungefähr so glücklich war, wie ich damals, als ich meine »Gute Stube« bezog.



Der Anbau für den Nachwuchs.

Mutter Daisy und der kleine Iwein wohnen in »Mamys house«. Erek, Parzival, Hildegund und Kunigunde sonnen sich vor der eigenen Haustür.

Tagsüber blieb sie brav beim Haus und wenn ich nach Hause kam und sie abends fütterte, begrüßte sie mich stürmisch. Dann legte sie sich zu meinen Füßen unter den Tisch und war selig. Shorty meinte, dass sie bald werfen werde.

Vorsorglich baute ich vier kleine Hütten in Reihenhausform an ihre Hütte daran. Daisy schenkte jedoch zu meiner größten Freude und Überraschung fünf gesunden und kräftigen Huskys das Leben. Sie waren wunderbar anzusehen und wuchsen schnell heran. Vier von ihnen schauten dann bei Sonnenschein bei ihrer eigenen Hütte heraus. Das Kleinste durfte bei der Mutter bleiben, so wie es halt auch bei den Menschen gewöhnlich der Fall ist.

Schrecklich, wenn man jetzt die Nachrichten hört! Rückzug der deutschen Truppen und taktische Absetzbewegungen an allen Fronten.

In der englischen und amerikanischen Übersetzung klang das alles noch viel dramatischer in unseren Ohren. Eines war zu diesem Zeitpunkt völlig klar: an einen Endsieg ist bei dieser Übermacht nicht mehr zu denken.

Hoffentlich geht dieses mörderische Ringen bald zu Ende. Komme was wolle, eine neue Lage wird bestimmt wieder neue Möglichkeiten bieten. Nachdem mich bis jetzt weder der liebe Gott zu sich gerufen noch der Teufel geholt hat, werde ich auch die ungewisse Zukunft überstehen!

Rund um den Look-into-Lake war alles abgeholzt und das Holz war abgefahren. Der Winter stand schon auf sehr schwachen Beinen und das Gerücht, dass wir zurück ins große Lager kämen, wollte nicht verstummen und trieb immer seltsamere Scheißhausblüten. Es war von Zwangsarbeit in England, Frankreich oder Polen die Rede. Es hieß auch, dass unser deutscher Lagerführer vom Lumber-Camp zur Verbüßung einer Strafe direkt nach Südafrika gebracht werden soll und viele andere Parolen mehr.

Ich kann mich an das Gefühl, das ich damals für ihn empfand, nicht mehr genau erinnern. Eines weiß ich jedoch heute noch ganz genau, meine Sympathie ihm gegenüber war nahe dem Nullpunkt. Er war ein anderer Mensch als alle anderen und hatte all die Jahre hindurch mit der Furcht vor der unausbleiblichen Bestrafung fertig zu werden. Er war also schon gestraft genug.

Bei all diesem Durcheinander und den traurigen Kriegsnachrichten hatte ich einen Lichtblick vor Augen – meinen Hund mit seinen starken Jungen. Two Ladys and three Boys. In Ermangelung von Erfahrungen in Hundenamensgebung benannte ich sie, weil sie die schönsten, stärksten, mutigsten, anmutigsten, stolzesten und liebsten Hunde zu werden schienen: Erek, Iwein und Parzival sowie Hildegund und Kunigunde.

Da ich sie anfangs nur sehr schwer voneinander unterscheiden konnte hörten sie alle, so lange sie so klein waren, auf »Darling come on«. An ihnen erkannte ich, dass das Leben weitergehen muß, auch wenn es schien, als wollte die Welt zum Untergehen bereit sein.

Tatsächlich kamen wir ohne unseren deutschen Lagerführer zurück ins große Lager.

Um Gottes Willen was ist denn da passiert! Im ersten Augenblick glaubte ich, wir wären wieder in Bury! Dass der Krieg verloren war, konnte jedermann am besten an der Moral der Menschen erkennen. Gerade die zackigsten haben als erste ihre Orden und Rangabzeichen abgelegt und ihre schöne Uniform, mit der sie so lange »jemand« waren, gegen zivile Kleidungsstücke getauscht.

Von nun an standen wir oft stundenlang beim Zählappell. Es oblag ja ganz der jeweiligen Stimmung der Sieger, wann sie zu zählen geruhten. Für mich war der Grund für die Verzögerungen bald klar! Derjenige, der die Mitteilung machte, dass die »Germans« zur Zählung angetreten seien, sagte nämlich »Guten Tag«, anstatt eines respektvollen militärischen Saluts!

Ich werde jedoch meine blaue Uniform anbehalten so lange es geht, sagte ich mir. Dann weiß jeder, mit wem er es zu tun hat und kann sich danach richten – mein Gegenüber und ich.

Die Zeiten, in denen der Lagerführer zum kanadischen Oberst sagen konnte: »Sorry, You are to late – we see us tomorrow«, die waren nun endgültig vorbei!

Wie die Pilze nach einem warmen Regen schossen jetzt die Weltverbesserer aus dem Untergrund. Tätlichkeiten aus politischen Motiven wurden leider alltäglich. Da griffen auch die Kanadier, die Herren eines Landes, in dem Milch und Honig fließen, auf die alte aber einzig wirksame Heilbehandlung zurück – zum leeren Magen. Diese Methode hilft immer, wenn sich Brüder untereinander nicht

mehr vertragen. So schwanden die Wohlstandsbäuche der Lagerrebelln dahin und siehe da: Als sie geschwächt und mit leeren Gedärmen im Bauch, nebeneinander im Lazarett lagen, vertrugen sich die verfeindeten Brüder plötzlich wieder! Ich war froh, als wir unter solchen Umständen das Land, das ich so lieb gewonnen habe, verlassen mußten.

Den gleichen Weg, den wir kamen fuhren wir wieder zurück. Wieder querten wir den Sankt-Laurenz-Strom. Über die gleiche Brücke, nur unter ganz anderen Vorzeichen und mit anderen Gedanken im Kopf. Vielen von uns wäre ein Sturz des Zuges in die Tiefe gar nicht unerwünscht gewesen. Alle waren tief deprimiert.

Für meine eigene Zukunft sah ich jedoch nicht so schwarz. Ich war jung und gesund und hatte zwei kräftige Arme. Komme es wie es wolle, zuerst musste ich noch einmal nach Hause, das Weitere wird sich dann schon finden.



RICHTUNG HEIMAT

Mit der »Liberty« fuhren wir wieder einmal »gegen England«. Freiheit, der Name bedeutete für mich jahrelang das höchste Gut, zusammen mit Liebe und gegenseitiger Achtung. Mit einem Schiff, das diesen Namen auf seinem Bug führte, traten wir also die Rückreise an.

Wir waren in den Laderäumen untergebracht und die Verpflegung war dürftig. Mit einem »Sergeant« von der Bewachung kam ich, wie einst im Juni, ins Gespräch. Und siehe da, er hat für mich einen tollen Job! Vier Mann konnte ich zusätzlich noch mitnehmen.

Unsere Aufgabe war es, die Regale zu streichen, in denen der Proviant verstaut ist. Ein El Dorado! Der Boss dieser Abteilung war auch ein feiner Kerl. Er drückte meist beide Augen zu, wenn wir organisierte Dosen mit Muscheln, Fleisch, Kompott und dergleichen in unsere Kasematten hinunterschleusten.

Dort saßen wir gemütlich in unserem Eck beisammen und ließen auch einige sehr junge Knaben, die im Volkssturm gedient hatten und jetzt gerade auf ihr sechzehntes Lebensjahr zusteuerten, an unseren Beutewaren mitnaschen.

Für die nicht hochseetauglichen unter ihnen war der Genuss von kurzer Dauer. Bald übergaben sie die köstlichen Leckerbissen an eine mittlerweile sauer riechende Pütz.

Einer der Jünglinge wollte unbedingt mit hinaufgehen und mitarbeiten. Die näheren Beweggründe für sein Benehmen konnte ich nur errahnen. Als er jedoch mit seinen organisierten Schätzen zu mir kam wusste ich, dass er die englischen Dosen-Etiketten nicht lesen konnte. Mein Gott, was der so daher brachte! Curry, schwarze Oliven, Tomatenmark und vieles mehr.

Unser Aufseher beobachtete schon die längste Zeit, wie ich fast jede Dose für untauglich erkläre. Im letzten Augenblick sah ich ihn auf uns zukommen.

Da ging ich ihm rasch entgegen und meldete ihm in echtem kanadischen Slang, dass der Knabe vom Organisieren noch keine Ahnung habe und ich übergab ihm lachend die heiße Ware. Das gefiel dem alten Seemann so gut, dass er dem Jungen aus einer Stellage eine

Schinkendose gab und zu mir sagte: »Yes you are right – dem Burschen fehlen noch fünfzehn Jahre Praxis!«

Ich habe wieder bei jeder Gelegenheit versucht, einen Abfalleimer an Oberdeck tragen zu können, um dabei das freie Meer, den leichten Wind und die Sonne zu genießen. Wieder einmal war ich mit einem Freund nach oben gegangen und wir setzten uns nach getaner Arbeit auf dem Promenadendeck, unmittelbar neben dem Niedergang, an die Sonne.

Lange saßen wir so, beobachteten den leichten Wellengang und vergaßen Zeit und Ort. Dabei träumte ich so vor mich hin. Was wird noch kommen? Wie wird es zu Hause aussehen? Plötzlich reißt mich unser kanadischer Betreuer, übrigens ein gutmütiger Mensch, aus meinen Träumen und meint: »Ich glaubte schon, ihr seid mit eurem Eimer über Bord gegangen und versucht zurück nach Halifax zu schwimmen, so lang seid ihr schon mit dem Eimer unterwegs!«

»Wäre vielleicht nicht das Schlechteste!« erwiderte ich. Da lachte er herzlich und weil so ein schöner und sonniger Tag war, machte er mit uns noch eine Runde um das Promenadendeck.

Zum Abschied sagte er: »Jetzt aber wieder an die Arbeit, dem Boss werdet ihr auch schon fehlen.«

Dieses Mal gingen wir in Southampton an Land. Mit der Eisenbahn wurden wir hinauf nach Norden in ein Lager bei Glasgow gebracht. Dieses Mal gab es keinen »großen Bahnhof«, die Leute gingen gleichgültig über unsere Ankunft hinweg. Nur wenige waren so freundlich und begrüßten uns mit gespreiztem Zeige- und Mittelfinger. Ich war überzeugt, die machten den Victorygruß nicht aus Liebe zu uns, sondern instinktiv. Dieser Gruß wurde den Tommys genau so eingedrillt wie uns der »Deutsche Gruß«.

Die Soldaten der niederen Klasse, sozusagen das Fußvolk der Sieger, bekam riesengroße Augen, als sie uns von Bord gehen sahen. Wie mit Röntgenaugen durchleuchteten sie im Geiste unsere vollen Seesäcke, die wir aus dem gelobten Land herüber retteten. Da wallte plötzlich das Blut ihrer Ahnen, der Piraten und Seeräuber, in ihren Adern und sie beschlagnahmten auf eigene Faust die gesamte Konterbande.

Die beste Gelegenheit dazu bot sich ihnen auf der Bahnfahrt. Da waren unsere Tragesäcke auf der vorderen und achteren Plattform

der Waggone abgestellt, während wir die Abteile nicht verlassen durften. Noch hatten wir von dem Raub keine Ahnung.

Wir beobachteten durch die Fenster, die nur noch Reste der schwarzen Verdunkelungsfarbe hatten, das vorbeiziehende Land. Es war wieder Frühling geworden und das grünende und blühende Wunder der Natur verdeckte viele Wunden, die der Krieg der Insel zugefügt hatte.

Meine Gedanken führten mich zurück zum »Klaren See«. Dort ist bestimmt auch schon der Lenz ins Land gezogen. Ob Shorty schon die Blumenkisten an den Fenstern des Blockhäuschens angebracht hat? Was wird wohl Daisy und ihre fünf Jungen machen? Ob sie schon soweit sind, dass sie Shorty an die Zugleine gewöhnen kann? Zum Schluß ist Daisy vor Kummer eingegangen, sie hing doch so an mir.

Mein Schiff hätte ich noch im Herbst den Indianerkindern schenken sollen, so wie ich es vorhatte. Jetzt verrottet es bestimmt. Schade! Solche Gedanken gingen mir bei dem monotonen Geratter der Räder durch den Kopf.

Die Stimmung war wieder einmal am Nullpunkt und unser Lebensmut schwer angeknackst. Gut, dass wir jetzt am Ziel ange- langt sind. Nach und nach mußten wir aussteigen und wurden gruppenweise, flankiert von unseren Bewachern, zum neuen Lager geführt.

Jeder glaubte einen fremden Seesack in der Hand zu haben, so haben sich diese auf der Fahrt nach Glasgow gewichtsmäßig verändert. Dafür konnten die Tommys kaum noch gehen. Alle gingen sie breitspurig, als hätten sie dicke Eier und einen »Wolf mit allen seinen sieben Geißlein« zwischen den Beinen. Schleppten sie doch in ihren, an den Knöcheln zugebundenen Hosen, die gängigsten Waren eines Supermarktes mit sich: Zigaretten, Rasierwasser, Seife, Rasierklingen, Füllfederhalter, Hautcreme und – wenn sie noch einer in seinem Sack hatte – Schokolade. Neunzehnhundertundsechszwanzig war das in Old England bestbezahlte Schwarzmarktware.

Der einzige Vorteil für uns war der, dass wir die letzten Meilen zum Lager mit leichtem Gepäck marschieren konnten. Im Lager angekommen mußten wir gruppenweise, so wie wir im Wagon zusammen waren, in eine lange, leere Halle hineingehen und vor

uns den Inhalt unserer Tragesäcke auf einen Tisch schütten. Drei englische Offiziere und ein eingeschultes Mitarbeiterteam überwachten diese Zeremonie und konfiszierten Kaffee, Tee, Kakao und Gegenstände, die als Waffen hätten dienen können.

Der deutsche Lagerführer, seines Zeichens ein stark abgetakelter Spieß oder so etwas ähnliches, machte sich dabei auch sehr wichtig. Er war es auch, dem ich lautstark meldete, dass wir am Weg hierher bestohlen wurden. Mensch, fuhr mich der Kerl gleich an! Ich sollte still sein, denn wenn ich behauptete, dass dies unsere Begleiter waren, werde ich sofort eingesperrt.

Ein älterer Offizier wurde auf unsere Debatte aufmerksam und kam zu dem Tisch, auf dem vor mir meine übriggebliebene Habe lag. Noch bevor der Spieß in die Debatte eingreifen konnte, machte ich einige Schritte auf den Herrn mit dem gepflegten Schnurrbart, der lässig seinen Stock in der Hand drehte, zu und baute mich vor ihm zackig, also wie einst gelernt, auf. In meinem vornehmsten Englisch meldete ich ihm, dass wir am Weg von Southampton nach Glasgow bestohlen wurden.

Jetzt wird es mir an den Kragen gehen! Aber ich habe es nun mal gesagt! Der Spieß mit seinen kümmerlichen, um nicht zu sagen proletarischen Sprachkenntnissen wollte sich einmischen. Jedoch der alte Herr, der sich an seinem Bart zu schaffen machte, gebot ihm mit erhobenem Stock, dass er zu schweigen hätte. Diese Beobachtung stärkte mir das Rückgrat enorm.

Das ist halt doch noch ein Ehrenmann, ein englischer Offizier alter Schule! Wenn er nun auch noch über die Feindseligkeiten hinweg seinen aufrichtigen Charakter bewahrt hat, dann kann ich noch einmal davonkommen.

Da schaut er mir in die Augen und rief: »Sailor, das ist eine schwere Anschuldigung!« Wenn ich ihm aber beweisen könnte, dass es wirklich die Soldaten waren, die uns bestohlen hatten, dann würde er der Sache nachgehen. Nun mußte ich hart bleiben! Ich sagte zu ihm, dass die Männer, die dort an der Wand entlang auf Wache stehen, das Gut in ihren zugebundenen Hosenbeinen verstaubt hätten.

Nun dachte er scharf nach und ließ darauf die Durchsuchung unserer Tragesäcke abrechnen. Gott, gestaltete der das feierlich! Er

ließ die Bewacher »Still stehen« und auf das Kommando »Kehrt Euch!« drehte er sie mit dem Gesicht zur Wand. Den ersten tastete er persönlich mit dem Offiziersstock an den Hosenbeinen entlang ab. Wie über einen Sack, der mit Briketts vollgefüllt ist, so hüpfte sein Tastwerkzeug bis zu den Knöcheln des Tommys hinunter!

Daraufhin mußten sie alle auspacken und den Inhalt ihrer Hosen vor sich auf den Boden legen. Erst noch zögernd, nach und nach immer mehr des zu unrecht erworbenen Gutes kam zutage. Die Soldaten wühlten in ihren Hosen, als hätte ein Zauberer bei dieser »wunderbaren Brotvermehrung« seine Hände im Spiel. Ihre Waffen mußten sie an der Wand angelehnt stehen lassen.

Jetzt schickte der Offizier die Ordonnanz um Ablöse. Da kam noch einmal Bewegung in die Burschen, die da mit dem Gesicht zur Wand standen. Unglaublich – einer zieht aus seiner Hose noch Zigaretten heraus. Nun ja, wie es eben so ist, einer fängt an und im Nu folgen die anderen nach. Fast jeder hatte in seinem Versteck noch irgend einen Artikel, den er allzugerne für sich behalten hätte vergessen. Den legte er nun brav und ehrlich zu dem vor ihm am Boden liegenden Haufen dazu. Dann kamen die neuen Bewacher und die alten wurden abgeführt.

Ein Großteil des Diebsgutes bestand sowieso aus Kaffee, Tee und Kakao. Waren also, die der Offizier beauftragt war, sicherzustellen. Den Rest meinte der, nun auch wieder zu seiner Sprache zurück gefundene deutsche Spieß, lasse er auf seine Baracke bringen, wo er dafür sorgen werde, dass das Gut gleichmäßig unter den übrigen Prisoneren des Camps verteilt werde.

Auf diese Meldung reagierte ich unbewußt! Noch einmal baute ich mich vor meinem gerechten Richter auf und lobte ihn seiner Ehrlichkeit wegen. Dabei bat ich ihn, da man die rechtmäßigen Eigentümer nicht mehr feststellen könne, jedem der bestohlenen zwei Packungen Zigaretten und irgend ein anderes Teil, sei es Seife, Lotion, Rasierklingen und dergleichen, zu seinem Haufen dazuzulegen. Den Rest schlug ich vor, würde ich sofort unter den restlichen Mitgefangenen aufteilen.

»All righth!« meinte er. Er ließ die salomonische Lösung sofort in die Tat umsetzen und ließ es sich nicht nehmen selbst die Gaben unters Volk zu schleudern. Ab sofort war ich davon überzeugt, dass,

solange es noch solche Männer gibt, nicht nur Polen, Österreich, Deutschland und so weiter – nein, dass auch England nicht verloren ist!

In diesem Lager wurden wir nicht mehr verhört, sondern wir sollten nur umerzogen werden. Ob es die gleichen Herren waren, die uns seinerzeit verhörten und die nun auch diese Arbeit übernommen haben? Ihr Gesicht mag sich in den langen Jahren meines Fernseins von England verändert haben, ihre Aussprache und ihre Methoden blieben dieselben.

Unrecht hatten sie ja nicht, wenn sie einen Dieb, der einen Kameraden bestahl, nicht der »Decke« überließen, das wäre nicht demokratisch gewesen. Sie sperrten den Übeltäter in einen Pranger, wobei einer von ihnen den Vorübergehenden in bewegten Worten schilderte, dass so wie der da im Käfig ein »German-Superman« aussähe.

Mindestens zweimal die Woche wurden wir nachts geweckt und in den großen Eßraum geführt. Dort bekamen wir Papier und Bleistift in die Hand gedrückt und mußten genauso wie in »Karinhall« oder im seinerzeitigen »Feudellager« einen Fragebogen ausfüllen.

Nur waren jetzt die Fragen in der Vergangenheitsform gestellt wie zum Beispiel: An welcher Krankheit die Schwester des Großvaters verstorben sei, wie die Allee, die einmal in Berlin gestanden hat, geheißen hat? Ob man ihn gekannt hat, oder ob man wisse, dass er nicht Adolf Hitler sondern Schickelgruber geheißen habe?

Bei diesen Fragebögen wurde von vorneherein schon auf alle Geisteskinder Bedacht genommen, denn jeder brauchte nur ein Andreaskreuz unter ja oder nein zu machen. Ein stehendes Kreuz, das dem Marterholz Christi gleichsah, war nicht gerne gesehen und wurde als ungütig betrachtet. Der Charakter dieser Testperson ließ auf zu starke Glaubensgrundsätze schließen, vielleicht, oder so, eventuell? ...

Perfekt »umerzogene« Prisonere brachten es nach zwei oder drei nächtlichen Sitzungen zu einer geschlossenen »Kreuzerreihe« unter den Negativen. Auch ich bezeugte, dass ich von einem Mann namens Hitler noch nie gehört habe und dass ich einen Herrn Schickelgruber nie kannte. In diesem Fall habe ich nicht einmal die Unwahrheit

gesagt. Damit war auch meine Weste bald rein und man reihte mich auch in die Kategorie der von höchster Stelle mit Erfolg entnazifizierten Gruppe von Gefangenen ein.

Ein Freund von mir, er vertraute mir einmal seine niedere NSDAP-Mitgliedsnummer an, machte immer unter der Frage: »Haben sie Adolf Hitler gekannt?« sein Kreuzerl bei »Ja«. Immer wieder erklärte ich ihm, wie wichtig dieser »Kaszettel« ist und dass seine Antwort »Ganz Wurst« sei. Aber nein – das Kreuzerl bei exakt dieser Frage war für ihn Ehrensache und ist unter »Ja« geblieben. Geblieben ist aber auch er, und zwar gleich um ein ganzes Jahr länger in Old-England.

Die Kost war schmal und die wenigen Reserven an Schokolade im Tragesack gingen zu Ende. Von einem Abreisetermin sprach man noch nicht einmal auf der Latrine. Das kann noch lange dauern.

So war ich gezwungen, wieder einmal Ausschau nach einer Gelegenheit zu halten. Mein Gott, wenn ich mich da so an einige Landsleute erinnere, wie die niedergeschlagen waren. Fast getrauten sie sich ihres politischen Vorlebens wegen nicht nach Hause zu fahren.

Und Hunger hatten sie! Klar, sie hatten ja auch keine Substanz von der sie zusetzen hätten können. Auch ich gewöhnte mich schon wieder an das eigenartige Gefühl in der Bauch- und Magengegend, das man »Hunger« nennt.

Plötzlich war sie da – die Gelegenheit! Weil einer der Tommys ausfiel, konnte ich zweimal die Woche als Beifahrer auf einem Truck mitfahren. Mir stockte der Atem. Der Planenwagen fuhr zu einer Brotfabrik und wurde dort mit Brot beladen. Wie ich diese Situation zu meinen Gunsten ausnützen kann, das wird der Ablauf der heutigen Tour erst zeigen.

Die Perlustrierung zwischen den zwei Stacheldrahtzäunen, also in der neutralen Zone, wurde sehr oberflächlich durchgeführt. Die Bauchpartie unterhalb der Gürtellinie und der ganze Rücken, blieben praktisch unkontrolliert. Mein Plan war gefasst.

Ich werde den Brotkanten der Länge nach in drei dünne Scheiben schneiden und diese im Rückenteil des Rockes, in eigens vorgesehenen provisorischen Taschen, schön flach verstauen. Mein Messer, das mir einstmals »Sam« schenkte und das ich genauso wie die

»Rasierseife« bis nach Hause durchbrachte, tat mir da wieder einmal gute Dienste.

Durch diesen Job kam ich auch in Kontakt mit der Küche. Dort arbeitete Sepp, auch ein Kamerad aus meiner Heimatstadt. Sepp ließ mir ab und zu eine Portion »Porridge« zukommen. Jeder, der in England gefangen war weiß, was das für ein Kraftfutter ist. Manchmal gab ich einen Schlag davon an einen meiner Kameraden oder Landsleute weiter, für alle hätte es ja nie gereicht. Den Wert dieses »Extraschlages Porridge« kann sich heute der Laie am besten so vorstellen: Jeder der Beschenkten hätte bedenkenlos unterschrieben, falls er in späteren Jahren zu Wohlstand kommen sollte, er mir diese »Gute Tat« tausendfach vergelten würde.

Daran heute noch zu erinnern, das ginge zu weit, liegt es doch schon so lange Zeit zurück! Richtig – schon über fünfzig Jahre!

Die Parolen eilten den Taten voraus. So mußte ich schnell dafür sorgen, dass ich meinen »Job« einem meiner Freunde übergeben konnte. Er war aus München und als »Kreuzerlschreiber« vollkommen untalentierte. Ich machte krank und brachte ihn gleich als Ersatzmann mit, nicht ohne ihm auch das »Transportgeheimnis« mitgeteilt zu haben.

Mittlerweile war es wieder einmal Frühling geworden.

Frühling 1946!

Die kursierenden Parolen reichten von der Verlegung in eines der gefürchteten Polenlager bis zur Entlassung in die Heimat.

In die Heimat! Was wird uns wohl dort erwarten? Egal – Hauptsache wir kommen nach Hause. Heim zur Mutter, den Schwestern – nach Schallmoos in Salzburg.

Mittlerweile haben sich vier Gruppen von Prisoneren herausgebildet: Die kleinste Gruppe hatte überhaupt keine eigene Meinung und wurde auch von niemandem beachtet.

Eine zweite Gruppe bestand aus Leuten, die sich durch die Kennzeichnung mit einem Mascherl als Österreicher deklarieren wollten und sich dadurch einen Vorteil erhofften. Das waren zum großen Teil sehr unterwürfige Menschen und erreichten mit ihren Extratouren eigentlich das Gegenteil.

Zahlenmäßig überwogen die Soldaten, die aufrichtig waren und diese Aufrichtigkeit auch von den britischen Gastgebern erwarteten.

Daneben gab es noch eine kleine Gruppe von Verzweifelten, die den neuen Zustand, das vollkommene Chaos, noch nicht fassen konnten.

Wir jedoch, die wir schriftlich bezeugen konnten, in unserem Leben von einem Herrn Schickelgruber oder Hitler auch nur das Geringste gehört zu haben, wir waren entnazifiziert. Unsere Westen waren mit einem Schlag reingewaschen. Herrlich!

Von nun an stand unserer Entlassung aus der Obhut »Old Englands« nichts mehr im Wege. In wenigen Wochen war es soweit – wir fuhren heim!

Von der Insel übersetzten wir nach Calais und ohne Zwischenaufenthalt bestiegen wir einen bereitgestellten Zug und durchqueren Frankreich. Das war unser großes Glück, denn alle Heimkehrer, die noch von »Marianne« bewirtet wurden, sind von der »Dame« restlos abgestiert worden. Den Heimkehrern aus Übersee verblieb oft nicht einmal ihr eigenes Hemd, das sie am Leibe trugen.

In Lille blieb der Transport für kurze Zeit stehen. Da hat sich eine erzählenswerte nette Sache zugetragen: Ein Kamerad und ich, begleitet von einem alten, gemütlichen Herrn der Home Guard, stiegen aus dem Zug, um Kaffee zu holen. Dazu verwendeten wir ein riesiges Blechgeschirr mit zwei Henkeln. Unser Betreuer plauderte dabei angeregt mit einer adretten »Red-Cross-Nurse«, war also geistlich nicht anwesend.

Der Mann, der den Kaffee ausgab, beneidete uns um die Heimreise und meinte, dass er noch lange nicht nach Schwabing, dort war er zu Hause, kommen werde. Da meinte ich nur so nebenbei: »Wirf halt Dein Kapperl und den Schurz weg und nimm den Kaffehäfen beim Henkel. Wenn etwas schief geht, können wir uns immer noch dumm stellen!«

Der Landser hat die Idee sofort verwirklicht! Mein Partner war noch mehr überrascht als ich. Bei ihm mischte sich auch noch ein wenig Angst dazu.

So ergriff der Schwabinger statt mir den zweiten Griff des Blechgeschirrs und ich ging mit beiden zum Zug zurück. Ich ließ ihnen einen kleinen Vorsprung, ging dann zu unserem Betreuer und sagte ihm, dass wir wieder einsteigen. »All righ!« meinte er, verabschiedete sich von der netten Blondin und folgte uns.

Das waren bange Minuten bis der Zug wieder abfuhr! Den Landser versteckten wir unter der Sitzbank und verdeckten ihn, wenn der Posten flüchtig hereinsah, mit unseren Beinen. Die Art, wie der Deutsche reagierte, gefiel mir. Ich wußte aber auch, dass Mut und Entschlossenheit noch immer sichtbare Zeichen der Verlierer waren.

Auf dieser Fahrt wurde uns das Elend, die Not und die Zerstörungen, die dieser schreckliche Krieg über unsere Leute und über unser Land gebracht hatte, vor Augen geführt. Wir kreuzten mit Gegenzügen, deren offene Wagons vollgepfercht waren mit Soldaten, die in Richtung Frankreich fuhren. Waren das arme Kerle.

Trotz aller Not konnte ich beobachten, wie in Lumpen gekleidete Zivilisten ihr Schärfflein, das sie noch hatten mit denen, die von MG-Schützen bewacht wurden, teilten.

Die Fahrt führte über Pforzheim, einstmals eine schöne deutsche Stadt. Sie wurde noch in letzter Minute von Bombenfliegern auf höheren Befehl in Schutt und Asche gelegt. Als es schon Nacht wurde näherte sich der Zug München. Bei günstiger Gelegenheit sprang unser blinder Passagier aus dem Fenster in die Freiheit. Er hatte sich einige Zeit der Gefangenschaft selbst gestrichen.

Am darauf folgenden Vormittag rollte der Transport in Richtung Stadt Salzburg. Von der freudigen Erwartung, von den überschäumenden Gefühlen wieder zu Hause, wieder »daheim« zu sein, war keine Spur übriggeblieben.

Ganz im Gegenteil, eine sentimentale Stimmung erfasste mein Innerstes und ich mußte mich damit trösten, dass ich glücklich sein dürfe, wenn meine Angehörigen noch am Leben sind und ich sie für kurze Zeit wieder sehen darf. Dann werde ich versuchen irgendwohin auszuwandern. Vielleicht gehe ich wieder zurück in den kanadischen Busch, vielleicht ...

Ich war wie Niedergeschlagen, nicht himmelhoch jauchzend. Alles war plötzlich ganz anders als ich es mir in den langen Jahren der Gefangenschaft erträumte!

Der Zug fuhr langsam in den Hauptbahnhof ein. Da! Dort steht ein alter Freund von mir! Ich rief ihn laut bei seinem Namen! Er könnte leicht meine Mutter verständigen, dass ich endlich wieder zu Hause sei! Ich wurde maßlos enttäuscht! Der Mann wendete sich von

mir ab und ging gemessenen Schrittes in entgegengesetzter Richtung davon. Ich konnte es einfach nicht fassen. Erst viel später wurde mir klar, dass er ja tagtäglich von vielen, die vorbei transportiert wurden, um eine Gefälligkeit gebeten wurde. Für mich war sein Benehmen trotzdem nicht zu begreifen und ich hoffe heute noch, dass ich mich »einstmals« in seiner Person geirrt habe.

Der Zug fuhr in langsamen Tempo durch Salzburg in Richtung Hallein. Bedächtig, als wollte uns der Lokführer des Zuges wieder mit der lang entbehrten Heimat bekannt machen. Ich sah vom Fenster des Abteiles aus »mein Haus«, in dem ich aufgewachsen bin.

Die ganzen Jahre in Gefangenschaft habe ich mir in meinen Träumen vorgestellt, dass ich an dieser Stelle, wenn es einmal soweit ist, aus dem Zug springen werde. In Gedanken bin ich dann über Geleise und Zäune hinweg nach Hause gestürmt.

Das Gefühl von einst wich aber einem Schmerz in meinem Herzen. Ich fühlte, ich war noch nicht bereit meine Lieben, meine Heimat zu begrüßen und zu umarmen. Ja, ich war sogar froh, dass der Zug vorbei rollte und dass ich noch eine Frist eingeräumt bekam.

Auf dem Gelände, wo sich heute Berge von Holzspänen der Papierfabrik auftürmen, befand sich damals ein Barackenlager. Das war für unseren Zug die Endstation. Als ich beim Zähl-Appell aufgerufen wurde, traf ich unmittelbar auf einen Schulfreund. Der wurde dort wegen einer lächerlichen kleinen Tätowierung festgehalten.

Im Entlassungslager wurden wir noch registriert und kurz untersucht. Erst als ein Spezialist mit spitzfindiger, gebogener Nase sein »O.K.« murmelte, konnte ich mich wieder anziehen und durfte weitergehen.

Die letzte Nacht in Unfreiheit verbrachte ich, den Kopf auf dem fast leeren Tragesack, schlafend in einer Ecke der Baracke. Mit einem Frühstück im Magen und fünf Schilling Reisegeld in der Tasche zog ich am nächsten Morgen zum Tor hinaus. Langsam war mein Gang, das weiß ich heute noch, denn es waren die ersten Schritte in die Freiheit! Und ich genoss jeden einzelnen von ihnen.

Der Weg bis zum Bahnhof war nicht sehr weit aber er kam mir wie eine Weltreise vor. Ab jetzt konnte ich wieder gehen, wohin ich wollte. So war ich mit mir und meinen Gedanken ganz alleine. Das war wohlthuend.

Während der Zugfahrt von Hallein nach Salzburg konnten mich weder irgendwelche Fragen und auch kein Gerede vom Meditieren ablenken. Erst als ich mich meiner schönen Vaterstadt, meinem Salzburg, als freier Mann näherte, war ich auch bereit mich würdig und aufrecht von meiner Odyssee zurückzumelden.

Zu diesem Zeitpunkt wollte ich nicht mehr über Geleise und Zäune springen. In einer Art Selbstgespräch meinte ich zu mir: »Ich werde den Hauptausgang hinunter schreiten. Den leichten Tragesack werde ich über die Schulter legen und so zu meiner blauen Uniform tragen, als wäre es ein Seesack. Und ein freundliches Gesicht werde ich machen, denn es könnte ja doch sein, dass mir unterwegs ein »Freund« begegnet!«

Solche Gedanken gingen mir durch den Kopf, als der Zug die letzten Meter langsam in die Halle einfuhr. Noch ein letzter Ruck, der mich ganz wachrüttelte und ich stieg aus. Als ich den Hauptausgang hinunter und aus der Halle schritt, ergab sich wie so oft in meinem Leben eine »völlig neue Lage«.

Am Bahnhofplatz stand Neunzehnhundertsechundvierzig schon wieder ein Fiaker, der auf Fahrgäste wartete. Das war die Gelegenheit, meine Fahrt würdig zu beenden! Das Stückerl Weg vom Bahnhof bis zu meinem Elternhaus, war die schönste Fahrt meines Lebens und obendrein erschwinglich – ein Packerl Chesterfield und fünf Schilling Trinkgeld.



ANKUNFT IN KANADA

*Weit sind wir umhergezogen,
haben Länder viel geseh'n.
Island, Schottland und auch London –
lang war'n wir in Bury drin!*

*Wenig Essen, hartes Lager
trübten Aug' und frohen Sinn.
Voller Spannung, voller Hoffnung
fuhr'n wir nochmal übers Meer dahin.*

*»Da geschahen für uns Wunder!«
Kaum zu glauben – kaum zu fassen,
wie ein Traumland kam's uns vor,
als mit überlad'nen Tischen
für uns Kanada öffnet das Tor.*

*Heimlich dachte jeder leise
an längst vergang'ne Jugendzeit,
Steppe, Prärie, Jugendspiele –
»Winnetou« zog an uns vorbei,
aufstanden waren wieder
»Old Shatterhand« und »Karl May«.*

Historie der Typ VIIC-Baureihe



Zwischen 1940 und 1945 wurden insgesamt 568 Stück dieser Type gebaut. Der Typ VIIC hatte geringfügige Veränderungen gegenüber dem sehr erfolgreichen Typ VIIB. Die Inneneinteilung ist gleich geblieben. Das Boot wurde lediglich geringfügig größer und stärker, wodurch es etwas ruhiger und schneller als sein Vorgänger war. Fast alle U-Boote dieser Baureihe hatten, bis auf wenige Ausnahmen, fünf Torpedorohre (vier am Bug und eines am Heck).

Der Typ VIIC war das »Arbeitstier« der deutschen Marine im Zweiten Weltkrieg und wurde auch noch nach dem Krieg gebaut. Das erste Boot dieser Klasse lief im Jahre 1940 als »U-69« bei der Germaniawerft in Kiel vom Stapel. Die VIIC waren sehr erfolgreiche Kampfmaschinen und wurden in allen Teilen der Meere eingesetzt, wo U-Boot-Schlachten stattfanden. Die meisten von ihnen wurden aber erst in Dienst gestellt, als die »glücklicheren Tage der Marine« bereits vorbei waren und die Alliierten eine groß angelegte Anti-U-Boot-Kampagne gestartet hatten. Die Reichweite war auch nur leicht geringer als die der größeren IX-Klasse.

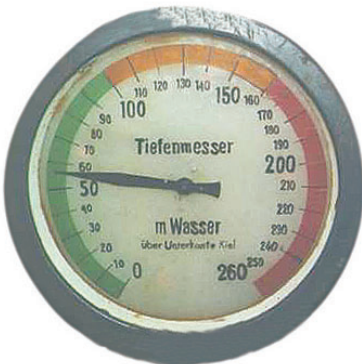
Das heute noch bekannteste Typ VIIC U-Boot ist »U-96«, welches in dem Film »Das Boot« eine Hauptrolle spielte. Weitere erwähnenswerte Typen waren die »U-Flak-Boote«. Einige dieser Boote wurden in den Jahren 1944–45 mit Schnorcheln ausgerüstet und hatten auch sonst einige Verbesserungen gegenüber VIIC.

Die etwas größeren Minenleger mit der Bezeichnung VIID waren ebenfalls eine weitere Variante von VIIC.

Die kurze Geschichte von »U-556«

Auf Stapel gelegt:	2. Jänner 1940	Blohm & Voss, Hamburg
In Dienst gestellt:	6. Februar 1941	Kptlt. Herbert Wohlfarth
Kommandos:	2/41-6/41	Kptlt. Herbert Wohlfarth
Fahrten:		
2 Patrouillen:	6. Februar 1941 bis 1. April 1941:	1. Flottille (Manöver)
	1. April 1941 bis 27. Juni 1941:	1. Flottille (Front-Einsatz)
Erfolge:	6 Schiffe mit insgesamt 29.552 Tonnen versenkt	
	1 Schiff mit 4.986 Tonnen schwer beschädigt	
Untergang:	Gesunken am 27. Juni 1941 im Nordatlantik,	südwestlich von Island, auf Position 60.24 N, 20.00 W.

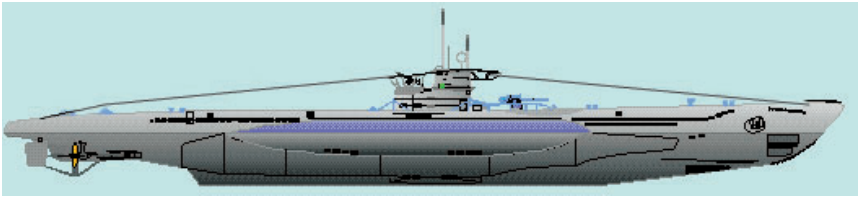
U-556 wurde durch Unterwasserbomben der britischen Corvetten HMS Nasturtium, HMS Celandine und HMS Gladiolus versenkt. Dabei gab es fünf Tote und 41 Überlebende.



Die Skala des Tiefenmessers von »U-556« reichte am 27. Juni 1941 nicht aus.

Die berühmte Dechiffriermaschine »Enigma« half lange Zeit, die Aktionen der deutschen U-Boote vor den Alliierten geheim zu halten.

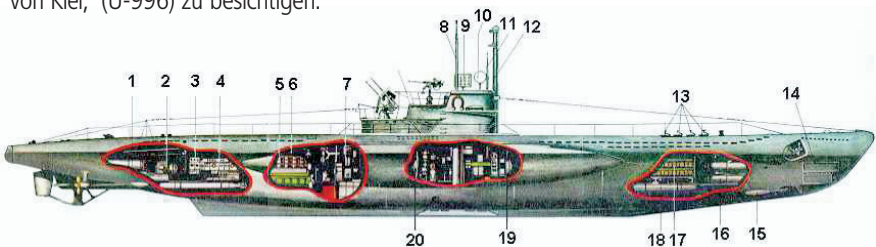




Technische Daten »U-556«:

Verdrängung:	769 to	über Wasser	871 to	unter Wasser
Maße:	67,10 m	Länge über Alles	6,20 m	Breite über Alles
	50,50 m	Länge Druckkabine	4,70 m	Breite Druckkabine
Tiefgang:	4,74 m			
Höhe:	9,60 m			
Leistung:	3.200 PS	über Wasser	750 PS	unter Wasser
Geschwindigkeit:	17,7 Kn	über Wasser	7,6 Kn	unter Wasser
Reichweite:	8.500 sm	über Wasser/10 Knoten	80 sm	unter Wasser/4 Knoten
Bewaffnung:	14 Stück Torpedos oder 26 Stück TMA-Minen Deckgeschütz 8,8 cm mit 220 Schuss			
Besatzung:	44 bis 52 Mann			
Max. Tiefe:	ca. 220 m			

Der untenstehende Schnitt durch ein U-Boot der Type VIIC zeigt ein Modell, welches erst gegen Kriegsende gebaut wurde. Im Unterschied zu »U-556« hatte es zwei Geschütze, die im Heckbereich des Turmaufbaus untergebracht waren. Dieses Modell ist in Laboe, nördlich von Kiel, (U-996) zu besichtigen.



- 1** Hecktorpedorohr, **2** Hecktorpedo- und E-Maschinenraum, **3** Backbord-Schalttafel, **4** Backbord E-Maschine, **5** Backbord-Diesel, **6** Dieselmotorenraum, **7** Kombüse, **8** Luftzielsehrohr, **9** Funkmeßbeobachtungsgerät, **10** Funkpeilrahmen, **11** Angriffsehrohr, **12** Schnorchel, **13** Schlauchbootbehälter, **14** Torpedoklappen, **15** Tiefenruder, **16** Bugtorpedorohre, **17** Mannschaftsraum, **18** Reservetorpedo, **19** + **20** Kugelschott.

Die Besatzung von »U-556« und ihr Kommandant

Kapitänleutnant Herbert Wohlfarth (Crew 1933)

Geboren am 5. Juni 1915 in Kanazawa, Japan

Gestorben am 13. August 1982 in Villingen, Deutschland

Auszeichnungen:

- 6. 10. 1939 Eisernes Kreuz 2. Klasse
- 20. 12. 1939 U-Boot-Kriegsabzeichen
- 1. 10. 1940 Eisernes Kreuz 1. Klasse
- 15. 5. 1941 Ritterkreuz



Kommandos:

- U-14 19. 10. 1939 – 1. 6. 1940
- U-137 15. 6. 1940 – 14. 12. 1940
- U-556 6. 2. 1941 – 27. 6. 1941

Herbert Wohlfarth begann seine Karriere in der Marine im April 1933. Nach den üblichen Grundausbildungen verbrachte er mehr als ein Jahr auf dem Kreuzer »Admiral Graf Spee«. Im Mai 1937 kam er zur U-Boot-Truppe und unter seinem späteren Kommandanten Dönitz genoss er eine solide Ausbildung. Nach einigen Monaten in der 3. Flotte »Lohs« heuerte er im September 1938 als Wachoffizier auf U-16 an.

Am 19. Oktober 1939 übernahm er das Kommando von U-14. Bei seinen ersten drei Patrouillen versenkte er neun meist kleinere Schiffe in schottischen und norwegischen Gewässern. Die vierte Ausfahrt, die unter dem Namen »Operation Hartmut« in der Nähe Norwegens stattfand, war für ihn und die meisten anderen Kommandanten relativ erfolglos. Am 15. Juni 1940 übernahm er U-137, ein Typ IIB-Boot, mit dem Spitznamen »Einbaum«. Mit diesen kleinen Booten hatten auch andere berühmte Kommandanten wie Hardegen, Kretschmer und Lüth ihre ersten Erfolge.

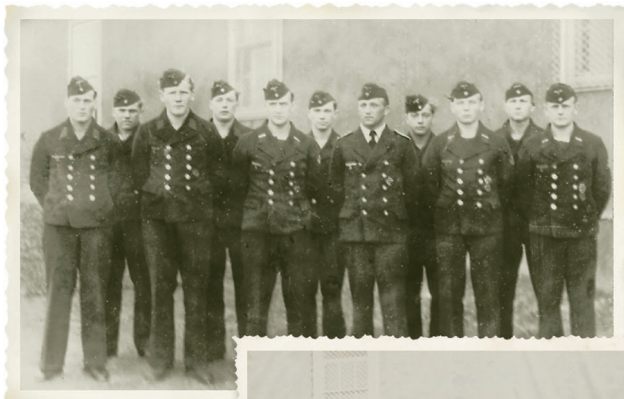
Wohlfarth verließ U-137 nach drei Patrouillen im Herbst 1940. Er versenkte sieben Schiffe mit insgesamt 25.465 t im Gebiet der südlichen Hebriden. Bemerkenswert war auch sein Torpedoangriff auf den Armeekreuzer »Cheshire« (10.552 t) den er so schwer beschädigte, dass dieser sechs Monate in die Werft zur Reparatur musste.

In der U-Boot-Flotte war Herbert Wohlfarth unter seinem Codenamen »Parsival« bekannt. Am 15. Dezember 1940 verließ er das Boot und übernahm zwei Monate später »U-556« aus der VIIC-Klasse. Bei seiner ersten Ausfahrt in den Atlantik versenkte er vier Schiffe mit zusammen 18.583 t und zwei weitere wurden schwer beschädigt.

Während seiner Rückkehr wurde er Zeuge eines der tragischsten Momente der deutschen Kriegsmarine. Wohlfarth musste der Versenkung des großen deutschen Schlachtschiffes »Bismarck« tatenlos zusehen, da er alle Torpedos während der Patrouille verbraucht hatte. Der ganze Stolz Deutschlands versank vor seinen Augen in den Fluten des Atlantiks ohne dass er etwas dagegen unternehmen konnte. (Siehe auch Seite 206 in diesem Buch.)

Am 19. Juni 1941 stach er zu seiner letzten Ausfahrt in den Nordatlantik in See. Nur acht Tage später wurde er selbst mit »U-556« südwestlich von Island durch die britischen Korvetten »HMS Nasturtium«, »Celandine« und »Gladiolus« versenkt.

Die drei untenstehenden Aufnahmen, welche im Kriegsgefangenenlager »Camp 23« in Monteith entstanden sind, zeigen einen Großteil der Überlebenden von »U-556«. Nicht zu sehen sind die beiden Offiziere Oblt. Schäfer und Ltn. Souffahrt sowie Ob.Gfr. Karl, Ob.Gfr. Rödel, Ob.-Gfr. Felsches und M.Hpt.Gfr. Ruhland.



*0*Von links nach rechts:
 Ob.Gfr. Will
 Gfr. Brüsewitz
 Ob.Gfr. Laux
 Ob.Gfr. Wimmer
 Ob.Bmt.Cherubin
 Ob.Gfr. Wöhler
 Ob.Stm. Becker
 Ob.Gfr. Grunwald
 Ob.Bmt. Schlauch
 Ob.Gfr. Wehmhörer
 Ob.Mt. Bayer

Mmt. Zimmer
 Ob.Fkmt. Schlupp
 Ob.M. Seppmann
 M.Ob.Gfr. Mühlenberg
 Ob.Mmt. Geresbeck
 Fk.Ob.Gfr. Sterneck
 Fkmt. Beckmann
 Fk.Ob.Gfr. Gaisch
 M.Ob.Gfr. Stahlberg
 M.Gfr. Sokolowsky



Von links nach rechts:
 Ob.M. Jung
 M.Ob.Gfr. Rehfeldt
 M.Ob.Gfr. Radtke
 Ob.Mechm. Hayden
 Ob.Mmt. Söllig
 Ob.Mmt. Grimm
 Ob.Mmt. Finger
 Ob.Gfr. Stier
 Mmt. Linne
 Ob.Gfr. Flügel

U-556 und das Schlachtschiff »Bismarck«

U-556 und das gigantische Schlachtschiff »Bismarck« waren durch einige Gemeinsamkeiten verbunden. Beide Schiffe wurden bei Blohm & Voss in Hamburg gebaut und standen während des Sommers 1940 praktisch nebeneinander. Als die Zeit kam, U-556 in Dienst zu stellen, meinte unser Kptlt. Wohlfarth, dass zu dieser Feier unbedingt auch eine Militärmusik gehört. Da diese Einrichtung bei den U-Booten unüblich war, kontaktierte er seinen Freund Kpt. Ernst Lindemann von der »Bismarck«, welcher ihm seine Musiker für diese Feier überließ. Im Gegenzug unterschrieb Wohlfarth ein Dokument, in welchem er sich verpflichtete, die große Schwester »Bismarck« vor Flugzeugen und Torpedos zu schützen und so für ihre Sicherheit zu sorgen. Damals konnte niemand ahnen, dass die »Bismarck« bereits im Mai 1941 diese Hilfe bitter nötig hätte.

Es war der 27. Mai 1941, als wir den Befehl bekamen, zur mittlerweile in Bedrängnis geratenen »Bismarck« zu stoßen, zu tauchen und das Kriegstagebuch zu retten. Auf dem Weg dorthin passierten »Ark Royal« und »King George V« – die beiden Zerstörer waren maßgeblich an der Versenkung der Bismarck beteiligt – unmittelbar vor uns unseren Kurs. Zum großen Unglück hatten wir fast alle unsere Torpedos verbraucht. Der letzte verbliebene Torpedo steckte im Heck-Torpedorohr, das sich aber auf Grund von Beschädigungen durch Unterwasserbomben nicht mehr öffnen ließ. So konnten wir unserer großen Schwester leider nicht mehr effizient helfen.

In seiner Verzweiflung wollte unser Kommandant noch den Befehl geben den Flugzeugträger »Ark Royal« zu rammen und damit zu versenken. Dieses Unterfangen wurde aber zum Glück von Obersteuermann Becker vereitelt. Er überzeugte Kptlt. Wohlfarth davon, dass ein Rammen des riesigen Schiffes zwar unser sicherer Tod wäre, das Ausmaß der Zerstörung des Gegners hingegen nicht zu seinem Sinken reichen würde. Dadurch mussten wir tatenlos dem Untergang der »Bismarck« zusehen.



Die einzige Fahrt des berühmten deutschen Schlachtschiffes

Am 1. Juli 1936 war bei der Hamburger Werft Blohm & Voss die Geburtsstunde der »Bismarck«. Knapp drei Jahre später, im Februar 1939, wurde das Schiff vom Stapel gelassen. Nach noch einmal zwei Jahren Ausrüstungszeit war sie dann Anfang Mai fertig für ihren ersten Einsatz. Der dramatische Verlauf dieser Aktion, »Rheinübung« genannt, sollte ihr einen Platz in der Geschichte sichern.

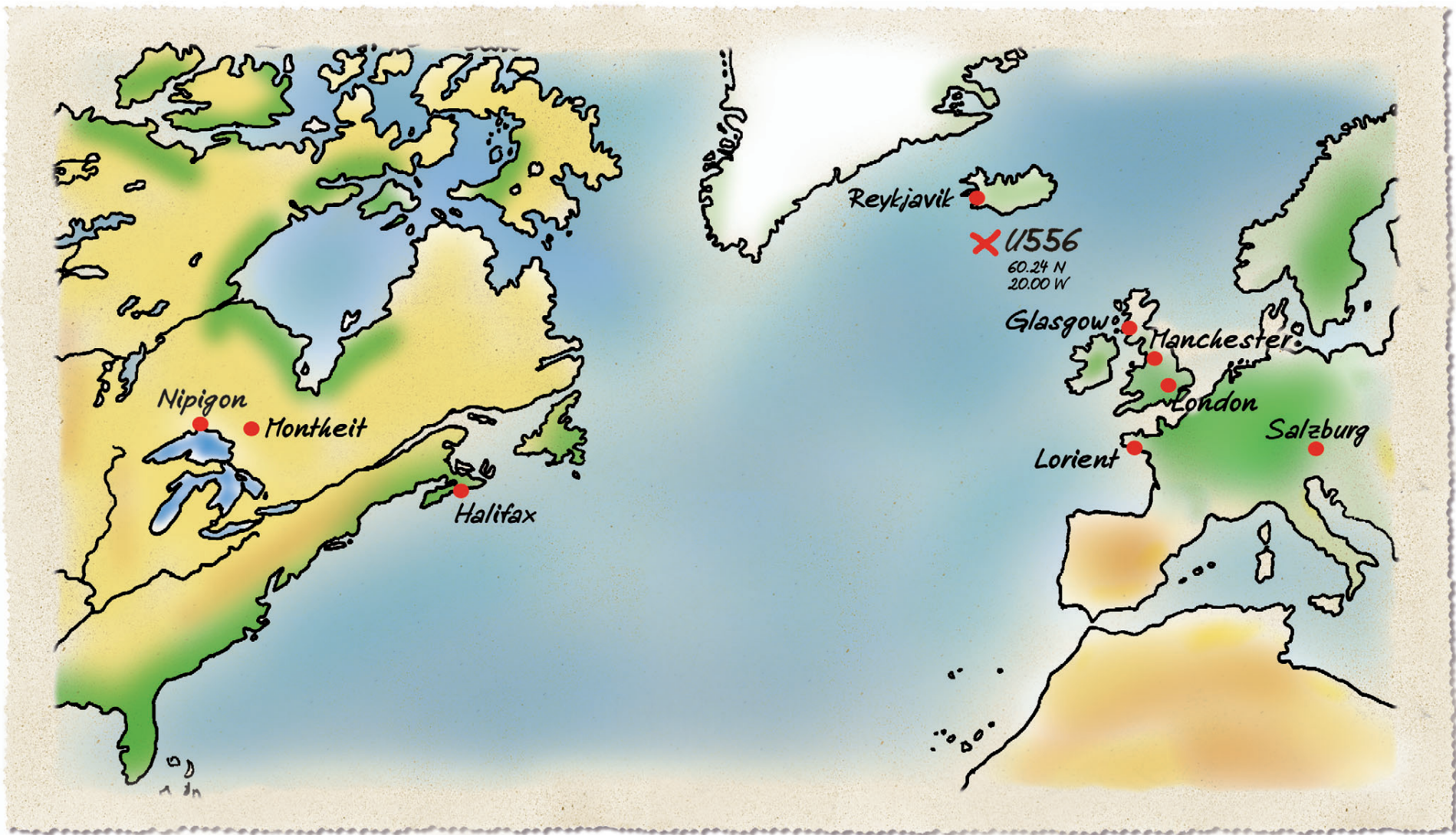


Operation »Rheinübung« – 19. Mai 1941

Am 19. Mai 1941 begann das Unternehmen »Rheinübung«. Der Zweck dieser Aktion war es, die britischen Handelsverbindungswege im Nordatlantik nachhaltig zu stören und so Großbritanniens Lebensadern zu kappen. Im Frühjahr 1941 war mit den Schlachtschiffen Scharnhorst und Gneisenau ein ähnlicher Versuch sehr erfolgreich durchgeführt worden. Da das Schlachtschiff »Bismarck« jedem britischen Großkampfschiff überlegen war, konnte man sehr zuversichtlich sein, die Erfolgsbilanz der vorigen Einsätze noch zu übertreffen. Dieser Annahme der Marineleitung stand natürlich entgegen, daß die britischen Seestreitkräfte der deutschen an Anzahl weit überlegen waren und daß ein einzelnes Schiff gegen die geballte britische Seemacht nichts auszusetzen hatte. So lief das Schlachtschiff zusammen mit dem Schweren Kreuzer »Prinz Eugen«, dessen Hauptbewaffnung acht 20,3 cm Geschütze in vier Zwillingstürmen waren, aus. Der britischen Admiralität war das Auslaufen der beiden Schiffe von ihren Agenten natürlich sofort mitgeteilt worden. So veranlaßte Admiral Tovey, der Befehlshaber der britischen »Homefleet«, umgehend, daß der Schlachtkreuzer »Hood« und das gerade in Dienst gestellte Schlachtschiff »Prince of Wales« auf Abfangkurs gehen und die vor dem grönländischen Packeis patrouillierenden Schweren Kreuzer »Suffolk« und »Norfolk« im Kampf gegen den deutschen Verband unterstützen sollten. Der Schlachtkreuzer »Hood« war zwar damals schon 20 Jahre alt, galt aber wegen seiner Bewaffnung (acht 38,1 cm Geschütze) und der hohen Geschwindigkeit (32 Knoten) als das mächtigste Schiff in der

britischen Flotte. Leider war die Horizontalpanzerung des Schiffes ungenügend. Die »Prince of Wales« war das neueste Schlachtschiff, welches jedoch der »Bismarck« in Punkto Bewaffnung und Panzerung unterlegen war.

Am frühen Morgen des 24. Mai 1941 trafen die beiden Flottenverbände aufeinander. Die Deutschen nahmen den Kampf mit einer vernichtenden Genauigkeit auf. Innerhalb von fünf Minuten wurde die »Hood« von einer Salve der »Bismarck« getroffen, die bis in die Munitionskammer durchschlug, wobei der Schlachtkreuzer in die Luft flog und bis auf drei Mann niemand dem Inferno entkam. Bei der »Pince of Wales« setzten Treffer und Unzulänglichkeiten in Ihren Geschütztürmen die Feuerkraft auf die Hälfte herab und zwangen Captain Leach, den Kampf abubrechen und abzulaufen. Die »Bismarck« hatte drei, an sich harmlose, Treffer erhalten. Einer jedoch lag knapp oberhalb der Wasserlinie im Bugbereich, wo eine Granate das nur leicht gepanzerte Vorschiff durchschlug. Dieser Treffer verursachte einen Schaden in der Ölversorgung und zwang Admiral Lütjens, direkten Kurs auf St. Nazaire zu nehmen, um den Schaden zu beheben. Die »Prinz Eugen« hatte das Gefecht völlig unbeschädigt überstanden. Daher entschied sich der Befehlshaber, die »Prinz Eugen« zum Kreuzerkrieg auf eigene Faust zu entlassen. In der folgenden Nacht griffen Flugzeuge des Flugzeugträger »Victorious« die »Bismarck« an und konnten einen Treffer erzielen. Dieser Torpedo traf jedoch nur den Gürtelpanzer knapp unter der Wasserlinie und hatte keinen Schaden verursacht. Am 26. Mai griffen abermals Flugzeuge des Trägers »Ark Royal« an und konnten ebenfalls einen Treffer erzielen. Dieser war jedoch, im Gegensatz zum ersten, von fataler Wirkung. Er traf das Schiff in der Nähe der Ruder und blockierte diese. Die drei Schrauben waren unbeschädigt geblieben, doch konnte das Schiff nicht mehr gesteuert werden, weil die Ruder in harter Schräglage blockiert waren. Am Morgen des 27. Mai 1941 kam es dann zum Endkampf des »Bismarck« gegen eine überlegene englische Streitmacht mit den Schlachtschiffen »Rodney« und »King George V«. Nach dem Ausfall ihrer Geschütze wurde dem Leitenden Ingenieur der Befehl erteilt, das Schiff zu versenken. Es gab nur 110 Überlebende. Die Versenkung der »Bismarck« markierte auch das Ende des Schlachtschiffzeitalters. Der Flugzeugträger hatte ab sofort die Rolle des Schlachtschiffes übernommen.



Nipigon

Montkeit

Halifax

Reykjavik

X U556

60.24 N
20.00 W

Glasgow

Manchester

London

Lorient

Salzburg

